



WILLI WOTTRENG

H I R N R I S S

WIE DIE IRRENÄRZTE
AUGUST FOREL
UND EUGEN BLEULER
DAS MENSCHENGESCHLECHT
RETTEN VOLLTEN

WELTWOCH

Mit Forels hypnotischen Fähigkeiten wachsen seine Autorität und seine Aura: «Die Leute fingen an, mich für einen Hexenmeister zu halten», stellt er mit Vergnügen fest. Er hypnotisiert eine Magd, der ein Zahn gezogen werden muss, und sie merkt nichts vom schmerzhaften Vorgang. Er befiehlt einer Schlafwandlerin in Hypnose, dass sie bei einer Hochschwangeren den Beginn der Geburt beobachte und den Arzt rufen lasse. So spart er sich eine Nachtwache. «Ich habe Zähne in der Hypnose ausziehen lassen, Abszesse eröffnet, ein Hühnerauge exstirpiert, ohne dass die Hypnotisierten irgend etwas gespürt hätten.»

Aus dem Kapitel

«Der Magier – Hypnose in der Psychiatrie»

Der Ameisenforscher August Forel und der Schizophrenie-Theoretiker Eugen Bleuler prägten die Geschichte der Psychiatrischen Anstalt «Burghölzli» in Zürich. Bis heute gibt es keine Biographie über diese zwei herausragenden Männer, die internationale Bedeutung erlangten. Das Buch Hirnriss beschreibt aufgrund von Originaltexten Forels und Bleulers sowie von Patientengeschichten, wie sich Theorie und Praxis der beiden Klinikdirektoren entwickelten. Tatsächlich haben sie geholfen, ein Bild des Menschen zu entwickeln, das durch den extremen Gegensatz von «gesund» und «krank» gezeichnet war und das letztlich zur gesellschaftlichen Ausscheidung aller «Abar-tigen» führte.

Heute, wo über die Zukunft der Genetik debattiert wird, ist es höchst aktuell, die früheren Projekte zur Schaffung eines guten Menschen zu untersuchen. Das Buch zeigt in literarischer Form, aber aufgrund von präzisen historischen Recherchen, wie sich die Psychiatrie unter Forel und Bleuler von der Hirnforschung zur Eugenik entwickelte.

Der Autor

Willi Wottreng, geboren 1948, ist freier Publizist und Redaktor bei der Weltwoche. Er beschäftigt sich mit den gesellschaftlichen Rändern, «da sich dort anschwemmt, was meist unter der Normalität verdeckt liegt». 1994: Zürcher Journalistenpreis. 1995: Biographie des Walliser Geldfälschers Farinet («Farinet», Heuwinkel-Verlag 1995). 1997: Kulturelle Ehrengabe der Stadt Zürich für ein Buch über die Zürcher Kriminalgeschichte («Nachtschattenstadt», Rio-Verlag 1997).

Weltwoche-ABC-Verlag
Aktuelle Bücher zur Zeit:

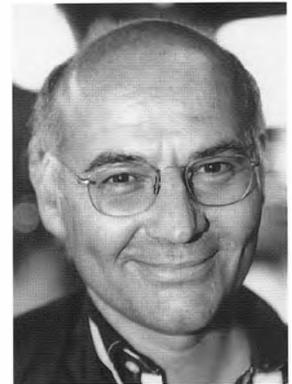
Bernhard von Arx
Marie Barmettler oder
Der Sinn
Historischer Roman
ISBN 3-85504-167-9

Jörg Becher
Das schnelle Geld
Martin Ebners Weg zur
Macht
ISBN 3-85504-157-1

Catherine Duttweiler
Kopp & Kopp
Aufstieg und Fall der
ersten Bundesrätin
ISBN 3-85504-121-0

Pierre Heumann
Israel entstand in Basel
Die phantastische Ge-
schichte einer Vision
ISBN 3-85504-164-4

Dirk Schütz
Der Fall der UBS
Warum die Schweizeri-
sche Bankgesellschaft
unterging
ISBN 3-85504-174-1



Willi Wottreng

Hirnriss

**Wie die Irrenärzte August Forel
und Eugen Bleuler das Menschengeschlecht
retten wollten**

Mit einem Nachwort
von Berthold Rothschild

WELTWOCHE-ABC-VERLAG

Dank

Autor und Verlag danken für den Finanzbeitrag
der Ernst Göhner Stiftung, Zug.

© 1999 Weltwoche-ABC-Verlag, Zürich
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: George Valenta, Basel
Satz, Lithos, Druck: Basler Zeitung, Basel
ISBN 3-85 504-177-6

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

INHALT

Vorwort	11
---------------	----

I. Hölzliburg

*Das Betätigungsfeld der Direktoren **Forel** und **Bleuler** an der psychiatrischen Heilanstalt Burghölzli*

Wespennest	
Forel wird Direktor am Burghölzli	16
Hausmeister im Narrenhaus	
Das Anstaltsleben	21
<i>Ein Normalfall</i>	26
Ruhe im Saal	
Pflege und Betreuung	27
Ameisenkriege	
Forels Jugend.....	32
Prediger gegen Spiritus	
Die Alkoholfrage	37
<i>Der renitente Trinker</i>	41
Urninge	
Homosexualität.....	42
<i>Ein Schmetterling</i>	45
Ende der Eiszeit	
Forels Heirat	46
<i>Der operierte Hase</i>	49
Hirnschnitte	
Forel als Hirnanatom	50
Schöne kleine Welt	
Ameisenforschung	54
<i>Das Arbeitstierchen</i>	61

Der Magier Hypnose in der Psychiatrie.....	62
<i>Die Wahrsagerin</i>	66
Jünger Der Kreis der Forel-Schüler	68
Bienenfleiss Direktor Eugen Bleuler	71
Musterbauernhof Der ländliche Hintergrund	75
Fotoplatte und Zeppelin Neurologische Entwürfe	79
<i>Die Querulantin</i>	84
Homo delinquens Der geborene Verbrecher	86
<i>Der Vergewaltiger</i>	90
Deckelbad Gewalt im Anstaltsleben	91
<i>Der tote Gemeinderat</i>	96
Hilflosigkeit Die Behandlungsmethoden	98
Verleumdungen Gerichtsfälle und Untersuchungen	102
Patientenmaterial Bleulers Studien	108
<i>Der verwöhnte Sohn</i>	111
Genie und Irrsinn Menschliche Verwirrungen	113
<i>Der Briefeschreiber</i>	116
Spaltungsirrsinn Bleulers Schizophrenienlehre	118
<i>Testpersonen</i>	123
Burghölzli-Mythos Der Einfluss von Jung und Freud.....	125

II. Grosstadtsumpf

Die Geisteskrankheiten ausserhalb der Burghölzlimauem und die Versuche Forels und Bleulers, ihre Ideen sozialpolitisch umzusetzen

Irre Gesellschaft

Ein Gesetz für Geisteskranke 130

Andersartige

Normierung der Gesundheit 136

Seelenfresser

Psychiatrie statt Strafrecht..... 139

Schmutz

Die städtischen Laster 143

Sauberkeit

Das Sozialhygieneprojekt..... 147

Neger

Bedrohung der westlichen Rassen..... 151

Rassenselbstmord

Gedanken zur Rassenhygiene..... 156

Knahenfreunde..... 158

Süchte

Kokain und Morphinum 159

Farbenfälscher

Moderne Künste 161

Der sparsame Dieb 165

Käufliche Venus

Prostitution und Bordelle 166

Die Ungeküssten 172

Lust und Rasse

Die sexuelle Frage..... 173

Gattin und Mutter

Die Rechte der Frau 177

Eine Nacherziehungsbedürftige 181

Ein neues Menschengeschlecht

Sozialdemokratische Ideale..... 182

Schreibers Geist Familiengärten und Freizeit	188
Wandertrieb Psychiatrische Vagantenforschung	191
<i>Matrose auf dem Festland</i>	196
Von fahrenden Heilern Ursprünge der Seelenheilkunde	198
<i>Kellnerin mit Stöckelschuhen</i>	201
Paragraf 370 Das Zivilgesetzbuch	203
<i>Die streitbare Dirne</i>	208
Toleriert Sieg der Dirnen	210
<i>Die glückliche Kindsmutter</i>	213
Dada Von einer schizophrenen Zeit.....	214
<i>Die Unschweizerischen</i>	217
Gefährliche Eierstöcke Sterilisierung und... Kastration	219
<i>Cecilia Weber</i>	223
Chirurgische Armenpflege Soziale Indikation zur Sterilisierung	230
<i>Erika Weber</i>	235
Eunuchen Die Kastration von Männern	242
Schwester Zwerg, Vater Blödrian Die moralische Idiotie	246
Aufstieg der Tellerwäscher Die Erblichkeitstheorie in Schwierigkeiten	248
<i>Der kleine Italiener</i>	251
Ausforsten Die Eugenik	256

III. Hin zum Licht

Forels und Bleulers letzte Jahre

Sehnsüchte Forels Alterswerk	262
Die Neigung der Sonnenblume Bleulers Alterswerk	268
Zwischen Himmel und Erde	
Religiöse Ahnungen	273
<i>Die Kaiserstochter</i>	277
Chronologie	278
Für Cecilia und Erika Weber	282
Nachwort von Berthold Rothschild	285
Anmerkungen	289
Quellennachweis	312
Bildnachweis	317
Dank	319

Für Cecilia und Erika Weber

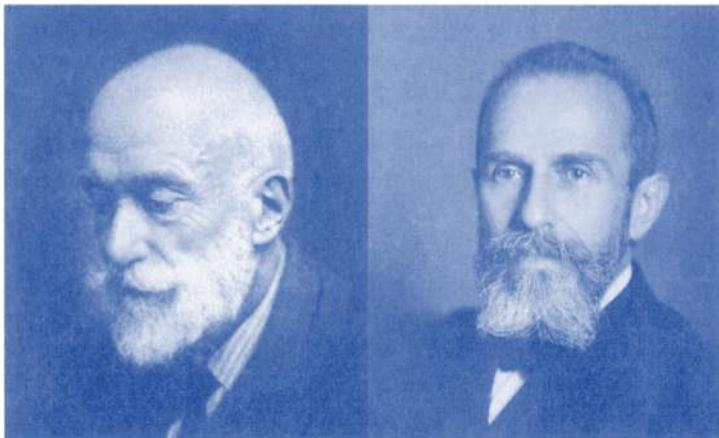
«Ein beschränkter Mensch gehört nicht ins Burghölzli.»

Roland Weber, Vater von Cecilia

«In meinem Herzen ist etwas Bitteres gegen Euch Menschen.»

Cecilia Weber, kastriert

Vorwort



August Forel, Eugen Bleuler

Weder über August Forel noch über Eugen Bleuler sind ausführliche Biographien geschrieben worden. August Forel hat seine Lebensgeschichte selbst verfasst, was spätere Historiker erfolgreich abhielt, es ebenfalls zu versuchen. Eugen Bleuler wurde durch seine Nachkommen behütet, die den Grossteil der Dokumente vor dem Licht der Öffentlichkeit schützten. Offenbar waren sie der Ansicht, dass angesichts der Unvernunft dieser Welt der Allgemeinheit auch kein vernünftiges Urteil über ihren grossen Angehörigen zugestehen ist. So wurde eine Person der Zeitgeschichte vor der Historiographie abgeschirmt wie ein Anstaltsinsasse. Es gibt nicht einmal ein vollständiges Publikationsverzeichnis. Forschern ausserhalb der Institutionen wird der Zugang ohnehin verwehrt.

* Der Autor erhielt auf sein Gesuch um Akteneinsicht von Frau Witwe Monica Bleuler ein handschriftliches Schreiben, datiert vom 23.4.1998, dessen vollständiger Text wie folgt lautet: «Leider kann ich Ihre Anfrage um Einblick in den Nachlass von Eugen und Manfred Bleuler nicht in positivem Sinn beantworten, da dieser Nachlass nicht der Öffentlichkeit zugänglich ist.»

Die biographische Darstellung zweier Persönlichkeiten nachzuholen und zumindest ihre Tätigkeit an der Irrenheilanstalt Burghölzli aufzuarbeiten, ist notwendiger als je, denn ihr Wirken war medizinisch und sozialpolitisch bedeutsam.

Im Zentrum des Geschehens steht das «Burghölzli», die 1870 eingeweihte Zürcher Heilanstalt für Geisteskranke, die schnell zu einem landesweit beachteten Zentrum der Seelenheilkunde und zu einem Bezugspunkt der internationalen Psychiatrie wurde. Dass die Burghölzli-Direktoren jeweils auch eine Professur an der Universität Zürich innehielten, verlieh ihnen ein besonderes Gewicht, zählte doch die Medizinische Fakultät seit je zu den Königsdisziplinen dieser Hochschule.

Am Burghölzli wirkten zur Zeit der Belle-Epoque als Direktoren August Forel (1879-1898) und sein Nachfolger Eugen Bleuler (1898-1927). Beide gelten als Begründer der «Zürcher Schule» der Psychiatrie. Sie stehen im Mittelpunkt des Interesses und waren Protagonisten eines Geschehens, das vom Autor als «sozialhygienisches Projekt» bezeichnet wird. Beide haben dieses sozialhygienische Projekt – ohne es so zu nennen – theoretisch entwickelt und dessen praktische Umsetzung angeleitet. Gestützt auf Naturwissenschaft und Medizin haben sie Einfluss auf die Gestaltung der Gesellschaft genommen.

Am Anfang dieses Jahrhunderts stand die medizinische Wissenschaft im Zeichen des Hirns, am Ende steht sie im Zeichen der Informatik und der Gene, beide Male betätigen sich Naturwissenschaftler und Mediziner im Bewusstsein, die Seele zu entmachten, den Code Mensch zu knacken und in das menschliche Zusammenleben einzugreifen. Ein Kreis schliesst sich: Gerade in der Psychiatrie ist eine Rückkehr zu Theorien festzustellen, welche komplexe seelische Geschehnisse auf Krankheitsvorgänge des Körpers zurückführen – die letztlich medikamentös zu behandeln seien. Das Forschungsinteresse zielt immer stärker auf neurobiologische und hirnpathologische Fragestellungen. «Die Untreue könnte in unseren Genen liegen», ver-

kündete schon 1994 das Magazin «Time» in einer Titelgeschichte. Seither häufen sich Schlagzeilen wie: «Die Freudsche Couch hat ausgedient. In der Psychiatrie werden messbare Informationen wichtiger»¹ oder: «Pillen gegen den Wahnsinn»² oder: «US-Forscher behaupten: Ein erheblicher Teil der menschlichen Gewaltbereitschaft ist biologischen Ursprungs».³

Da scheint es sinnvoll, einen Blick auf die Anfänge dieser Wissenschaft zu werfen. Dies vorwiegend unter sozialpolitischen Fragestellungen. Als Nichtmediziner hat den Autor interessiert, wie die beiden Psychiater Forel und Bleuler Normalität und Abnormalität begriffen haben und was ihre Auffassungen für Auswirkungen zeitigten. Somit geht es nicht in erster Linie um fachmedizinische Probleme, sondern um die Beleuchtung von Ereignissen an der Schnittstelle von Psychiatrie und Gesellschaft.

Teil I schildert den engeren Wirkungskreis des Direktors August Forel und seines Nachfolgers Eugen Bleuler an der Irrenheilanstalt Burghölzli; behandelt werden die Hirnforschungen und die Entwicklung der Schizophrenienlehre. Teil II spricht vom Versuch Forels und Bleulers, ihre Theorien ausserhalb der Burghölzlimauern zu verwirklichen, sowie von den Geisteskrankheiten und Abnormen in der Gesellschaft. Teil III schliesst mit Forels und Bleulers religiösen Altersjahren und beschreibt die Hinwendung der beiden Aufklärer zum wahren Licht.

August Forel und Eugen Bleuler hatten nationale Bedeutung: Forel als Westschweizer und Bleuler als Deutschschweizer verkörperten eine landesweite Ideenströmung. Ihre Theorien nahmen verbreitete Empfindungen auf, sie festigten ihrerseits das Gedankengut vieler sozialpolitisch Tätigen. Damit produzierten die beiden schweizerische Ideologie und bauten an den Fundamenten schweizerischen Selbstbewusstseins. Eugen Bleuler ist der Verfasser eines Lehrbu-

* Wenn im Folgenden oft nur von «Bleuler» die Rede ist, ist grundsätzlich Eugen Bleuler gemeint. Sein Sohn Manfred Bleuler, der ebenfalls Psychiater wurde und später ebenfalls als Direktor am «Burghölzli» wirkte, wird im gegebenen Fall mit Vornamen angeführt.

ches, mit dem Generationen von Psychiaterinnen und Psychiatern aufgewachsen sind. August Forel wurde Mitte der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts auserwählt, die damalige Tausendfrankennote zu schmücken.

Die beiden Männer sind von Glanz umgeben, sodass Widerstand erregt, wer an ihrem Bild kratzt. Heutige Psychiater drängen in abstrakter Solidarität mit beruflichen Vorfahren, die längst verstorben sind, neugierige Historiker gerne zurück – vornehmlich Journalisten, denen sie mit akademischem Dünkel Wissenschaftlichkeit absprechen. Doch nicht alles, was glänzt, ist Gold, zumindest nicht gut erworbenes – das haben die schweizerischen Debatten über Raubgold gezeigt. Sie haben auch gezeigt, dass Journalisten in der historischen Forschung die Rolle von Spurensuchern einnehmen können. Das gilt ebenfalls für die Erforschung der Psychiatriegeschichte.

Der stellvertretende ärztliche Direktor am Burghölzli schlug dem Autor die Einsicht in eine Akte mit der eigentümlichen Behauptung ab, «dass Sie sich bei Ihrem Tun leider doch mehr durch die journalistischen Tagesinteressen als durch eine folgerichtige wissenschaftliche Zielstrebigkeit leiten lassen.»⁴ – Die Darstellung dieses Buches ist tatsächlich journalistisch. Der Inhalt ist rekonstruierte Lebenswirklichkeit, gestützt auf breites Quellenmaterial.

Es ist die Absicht dieses Buches, die Säulenheiligen auf menschliches Mass zurückzuführen.

I. HÖLZLIBURG

*Das Betätigungsfeld der Direktoren Forel und Bleuler an der
psychiatrischen Heilanstalt Burghölzli*

Wespennest

Forel wird Direktor am Burghölzli

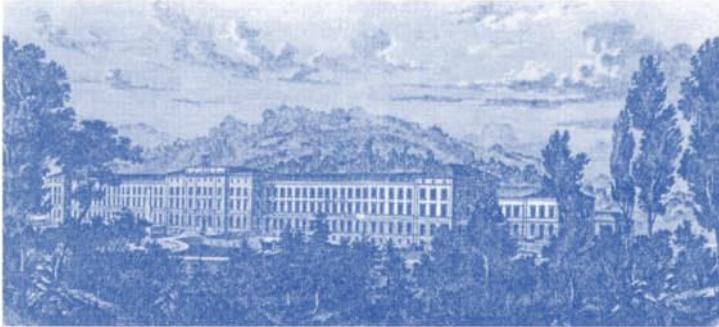
«Alles in der Anstalt befand sich in höchster Aufregung, man kann wohl sagen Verwirrung»,⁵ als der berühmte Dr. August Forel im März 1879 im Burghölzli eintraf, um dessen Leitung zu übernehmen. Er trat in ein «Wespennest», wie er selbst feststellte.⁶ Nach Intrigen und öffentlichen Anfeindungen hatte der vorherige Direktor den Dienst quittiert. Unter dem Personal herrschten Unruhe und Unordnung. Nun sollte der erst einunddreissigjährige Waadtländer Hirn- und Insektenforscher die Zügel in die Hand nehmen. Die Behörden kannten allerdings seine organisatorischen Fähigkeiten nicht recht und stellten ihn in den ersten Wochen nur als Sekundärarzt ein.

«Burghölzli» – was für ein eigenartig doppelsinniger Name, mag auch Forel sich gedacht haben, als er vor dem umzäunten Bau stand, nahe dem Wäldchen, in dem sich lustwandeln liess. Der Flurname verwies auf das Gehölz und eine burgähnliche Baute. Strenge und Heiterkeit in einem kennzeichneten den Ort.

Die neue «Irrenanstalt Burghölzli» – so der offizielle Name bei der Gründung⁷ – war konzipiert nach den Ideen des bedeutenden Mediziners Wilhelm Griesinger als «Stadttasyl», das sowohl in Stadtnähe wie auf dem Land angesiedelt war. Indes vollzog das neue Burghölzli auch einen Bruch mit der Stadt, hatte doch das frühere Irrenasyl mitten in der Altstadt beim Predigerplatz gelegen. Die Repräsentationsfront der neuen Anstalt wurde seltsamerweise nach Sü-

* Wilhelm Griesinger (1817-1868), Internist und Psychiater, war 1860-1865 Professor für innere Medizin an der Universität Zürich.

den gerichtet, den Alpenketten am Horizont entgegen. Der Bau öffnet sich einer fernen Natur – nicht einmal dem nahen See – und wendet sich von der Stadt ab, wie diese sich von ihr.



Das Burghölzli um 1867

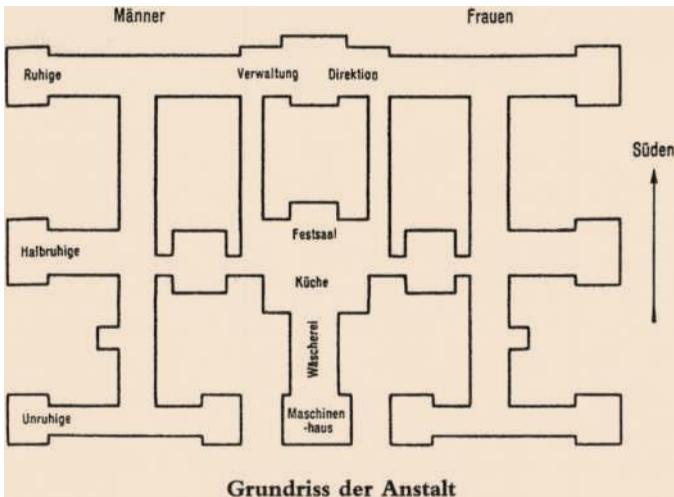
Die Baumassen selbst haben nichts Verschämtes. Im Gegenteil: Sie zeigen sich selbstbewusst. Die Irrenanstalt, deren Planung fünf Jahre nach der Inauguration der Eidgenössischen Technischen Hochschule begann und die von 1864 bis 1870 erbaut wurde, gleicht diesem «Polytechnikum» im Auftritt. Sie verkündet auch eine verwandte Botschaft: Geist und Gesundheit bilden ein Paar; die Wissenschaft ist die Spitze des menschlichen Intellekts; Geistesgestörten soll durch die Wissenschaft geholfen werden.

Schon der erste Anstaltsdirektor Bernhard von Gudden, ein Hirnforscher von Rang, begründete den internationalen Ruf dieser Anstalt. Nach seinem Wegzug von Zürich kam er in die Schlagzeilen als Arzt König Ludwigs II., mit dem zusammen er im Starnberger See ertrank – offenbar beim Versuch, den Unglücklichen zu retten, der ins Wasser springen wollte.

Die Anstalt war ursprünglich gedacht zur Aufnahme von akuten und heilbaren Geistes- und Gemütskranken. In den siebziger Jahren teilte man die Patienten medizinisch in folgende Gruppen auf: Manie, Melancholie, Verrückte, Blödsinn, Periodische, Hysterische, Epilep-

tische, Paralytische Organische, Senile und Delirium tremens.⁸ Schnell füllte sich die Anstalt indes auch mit Chronischkranken und Alkoholikern, für die man anderweitig keinen Platz fand.

«Der Geist, in dem die neue Anstalt Burghölzli geplant wurde, war der denkbar fortschrittlichste jener Zeit», wird später ein Burghölzli-Direktor schreiben; der Bau sei von der Überzeugung getragen, «dass die Geisteskrankheiten ihrem Wesen nach den körperlichen Krankheiten gleichzusetzen seien und dass die naturwissenschaftlich-medizinische Forschung berufen sei, für die Geisteskranken ebensoviel zu leisten wie für die körperlich Kranken.»⁹



Der Prestigebau verriet Rationalität nach Zürcherart, durchdacht bis in den Grundriss, der von Ferne an ein Lothringerkreuz erinnert. Geplant für eine präzise Nutzung: In der Mittelachse in Süd-Nord-Richtung war die Verwaltung zu Hause, flankiert von den Patientenzimmern für die Männer im rechten Trakt respektive für die Frauen im linken. In Ost-West-Richtung gelegen, folgten sich die Abteilungen der Ruhigen, Halbruhigen und Unruhigen. Wo sich das Segment der Ruhigen mit der Achse der Verwaltung kreuzte, sass die Direk-

tion. An der Kreuzung der Halbruhigen mit der Verwaltung befand sich der Festsaal. Beim Schnittpunkt der Unruhigen und der Verwaltung lag das Maschinenhaus.

Zu dieser vernunftbetonten Anlage wollte das Chaos nicht passen, das Forel im Haus wie in der Umgebung antraf. «Es bestand eine derartige Korruption in der damaligen Aussengemeinde Riesbach (zu der das Burghölzli gehörte, ww), dass die Frau des Gemeindepräsidenten selbst ein Prostitutionshaus hielt», so schildert Forel die böse Überraschung. Schlimmer: Im Innern des 33 Hektar grossen Anstaltsgeländes befand sich in der sogenannten Stephansburg ein Restaurant, in dem ein elsässischer Wirt ein Bordell führte. «Dasselbe lag natürlich dem männlichen Wartpersonal sehr bequem und wurde von ihm denn auch fleissig benutzt.»¹⁰ Zum Entsetzen Forels vergnügten sich die Dirnen mit ihren Freiern im Anstaltspark.

Forel war entschlossen, «eine stramme und solide Reorganisation der Anstalt zustande zu bringen.» Er suchte eine Haushälterin und liess für den Posten verschiedene Kandidatinnen antreten. Er entschloss sich für eine ältere Frau. «Sie hiess Ricke und stellte sich bald bei mir vor. Sie sah aus wie ein grimmiger Gendarm. Das passte gerade zu meiner damaligen Stimmung, und ich stellte sie an.»¹¹

Sein ärztlicher Assistent verfügte ebenfalls über ordnungspolitische Qualitäten: «Beiläufig sei hier bemerkt, dass Herr Laufer ein Athlet und ein berühmter Turner war und überall wegen seiner Körperkraft bewundert und gefürchtet war.»¹²

Forel versammelte sein Personal und redete ihm ins Gewissen. «Wer Missbräuche im Trinken und sexuellen Dingen treiben will, gehört nicht hierher und kann fortgehen», verkündete er. 21 Männer und 26 Frauen vernahmen den neuen Ton. «Die Tüchtigen müssen aber fest zusammenhalten.»¹³

Ein Zeichen setzte der neue Chef, der mittlerweile von der Regierung zum regulären Direktor ernannt worden war, mit der Entlassung des Maschinisten. Dies wegen «Intrigen», «Trunksucht» und «Vernachlässigung der Maschinen».¹⁴ Dem Entlassenen folgten etliche

Angestellte, halb freiwillig, halb hinausgeworfen: 18 Männer und 7 Frauen quittierten 1880 den Dienst.

Die Parkeinzäunung wurde verstärkt. Dennoch versuchten immer wieder Menschen, ins sündige Gelände einzudringen; «... und hier bewährten sich die strammen Fäuste meines Assistenten, Dr. Laufer. Mehr als einmal wurden solche Frechlinge mit Faustschlägen über den Zaun zurückspediert», erzählt Forel.¹⁵

Dem Bordellwirt erschien der umtriebige Direktor als Unruhestifter. Und schliesslich flog der sittenlose Wespenschwarm weg «unter Mitführung von allem, was nicht niet- und nagelfest war.»¹⁶

Hausmeister im Narrenhaus

Das Anstaltsleben

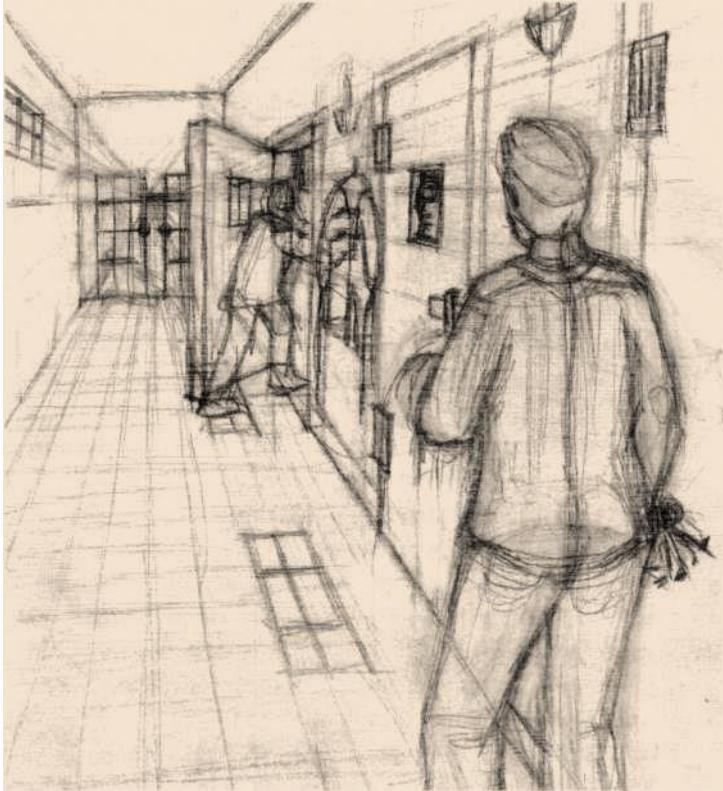
Eine der ersten verdeckten Reportagen der Zürcher Journalismusgeschichte untersuchte die Verhältnisse im Burghölzli. Der Journalist G. Hägi¹⁷ Hess sich 1892 von der Irrenheilanstalt für ein halbes Jahr als Wärter anstehen und berichtete anschliessend in der «Wochenzeitung» darüber – einem frühen Boulevardblatt, das sich für Kriminalistisches und die sozialen Niederungen interessierte. Die mehrteilige Reportage enthält die einzige bekannte Schilderung über Alltag und Innenleben des Burghölzli.

Der erste Gang des Wärters mit der Reportagefeder führt durch «eine hohe, wohlverschlossene Türe, die hinter uns wieder ebenso sorgsam verschlossen wurde, an nummerierten Schlafzimmern und gestikulierenden Irren vorbei».¹⁸

Hägi fordert seine Leserinnen und Leser auf mitzukommen: «...auch nicht einer von den vielen, die da stumm oder monologisierend den Korridor messen, wird Sie belästigen, im höchsten Fall neugierig, verwundert betrachten.»¹⁹ Der frischgebackene Wärter hat «einen grösseren Bund Schlüssel» erhalten und fühlt sich nun als «Hausmeister im Narrenhaus» und als «Narr unter Narren».²⁰

«Ein hohes, helles Zimmer, an den Wänden einige billige geschenkte Porträts, in einer Nische ein kleiner Globus, das war der einzige Schmuck, denn es war ein Zimmer der Abteilung III. Klasse.»²¹ Hägi macht Bekanntschaft mit seiner künftigen Arbeitsstätte und seinen Patienten: «... jener stand vor edichen Jahren noch in der Schulstube; dieser sass auf dem Richterstuhl».²² «Ein Dritter grüsste mich als Vetter Hans und freute sich, dass ich endlich gekommen sei,

ihn nach Hause zu nehmen.»²³ Hägi zeigt auf die Patienten: «Kennen Sie jene Person dort? Nicht! Es ist der Arzt H. aus R., früherer Hauptlieferant der Anstalt, der nervenranke Personen immer gewissenlos hierher sandte, obwohl er wusste, dass hier jeder als geisteskrank taziert wurde, der als leidend, als Patient die Schwelle übertrat.»²⁴



Korridor im Burghölzli

Die Wärter tragen eine «blaue Joppe»²⁵, die Insassen ein «Zellenkleid aus Segeltuch».²⁶

«Mitten in meine Betrachtungen hinein erscholl der Ruf: Essen! Das gab Bewegung, Leben in die Masse».²⁷ «Auf drei Tischreihen

im Esszimmer stehen die Schüsseln bereit, das Brot daneben»; ein Wärter und ein oder zwei Patienten «steuern mit grossen Blechflaschen der Küche zu, um den Kaffee zu fassen».²⁸ Wenn das Essen beendet ist, wirds fast gemütlich: «Der eine und andere rüstet sein Pfeiflein, der andere zieht eine Cigarre hervor. (...) die Anstalt selbst lässt jede Woche ein gewisses Quantum Tabak unter die Raucher verteilen.» Nur Streichhölzer dürfen die Patienten keine mit sich tragen. So steckt der Wärter diesem oder jenem seine «Vevey court» in Brand.²⁹

«Nach dem Essen werden die arbeitsfähigen Patienten vom Wärter gesammelt und zur Arbeit begleitet, denn die Anstalt besitzt eine stattliche Domäne, Pferde und Viehbestand.»³⁰

Auch im Innern der Anstalt gibt es zu tun: «Den einen beschäftigt man in der Abwaschküche, den anderen im Esssaal, einen Dritten zum Reinigen des langen Korridors, einem Vierten anvertraut man die Reinigung der Schlafzimmer, einen Fünften lässt man die Wäsche ordnen».³¹ «Dort der emsige rüstige Mann macht Teppiche, und die anderen drei machen hiezu das Geflecht, selbst der Blinde ist nicht untätig. Das ist eine Wohltat für jeden».³²

Aber die Zahl der Nichtbeschäftigten sei leider «ziemlich gross», rügt Hägi.³³ Vor allem an Regentagen sitzt man zusammengepfercht zu mehreren Dutzend in den Räumen. Ein trister Gegensatz zu den Pensionären der ersten Klasse im oberen Stockwerk, wo jeder «ein eigenes, wohl ausgerüstetes Zimmer» besitzt, «in dem vielleicht seine Lieblingsgegenstände von zu Hause, seine Bücher etc. vorhanden sind.»³⁴ «Geheimräte aus Berlin, höhere Offiziere aus England und Bundesratssöhne habe ich dort gesehen».³⁵ Hart erscheint dem Reporter die Wache im Krankenzimmer. «Die Zahl der Patienten im Krankenzimmer schwankt zwischen 10 bis 15.»³⁶ Hier werden Patienten nach der Einweisung beobachtet, doch gibt es auch Bettlägerige. Der Wärter muss Epileptiker bewachen, Menschen mit offenen Wunden umbetten, Exkreme entfernen. Der Raum ist erfüllt von

«Duft und Lärm, Selbstgespräch und Jammergetön.»³⁷ Ein Lämplein flackert «trotlos und schwach genug».³⁸ Nirgends empfindet man den Mangel an frischem Trinkwasser so sehr wie gerade im Krankenzimmer. «Die Ausdünstung von den unreinen Patienten kann infolge der geringen Ventilation nicht entweichen und lastet wie ein Alp auf Wärter und Patienten.»³⁹ Keine angenehmen Arbeitsbedingungen. «Warnend ertönt das Tik-Tak der Wachtuhr, auf der man alle zehn Minuten zu ‚stechen‘ hat.»⁴⁰ In der Zwischenzeit muss der Wärter Patienten pflegen, ein Leintuch wechseln. Doch wenn die Patienten unruhig werden, ist er derart beschäftigt, dass er zu «stechen» verpasst und eine Busse kassiert. In der Nacht gibt es für den Durst des Wächters «etwas Schwarztee und einige Stücklein Würfelzucker».⁴¹ Für die Zubereitung des Getränks steht ein Spiritusapparat zur Verfügung.

Die Nacht vergeht. «Früh morgens schon vor vier Uhr wurden Wärter und Patienten zur Heuetzeit geweckt zum Mähen»,⁴² wo die Leute «mit Freude zu Sense, Rechen und Gabel griffen».⁴³ Seltsam für Menschen, die angeblich nicht fähig sind, draussen zu leben, meint Hägi. Der Aufruf zur Feldarbeit gilt nur für die Patienten dritter Klasse, «die bessern Klassen promenieren im Park und im nahen Hölzli.»⁴⁴ Gänzlich Versimpelte oder Sperrige bleiben im Zellentrakt. Auch da kann es friedlich sein: «Die nächste Zelle ist besetzt. Der Insasse treibt Ornithologie, d. h. einfacher gesagt, er ist auch in seiner geistigen Umnachtung noch wie in gesunden Tagen ein ausgesprochener Freund der Singvögel und hat in seiner Zelle eine Kollektion guter Sänger».⁴⁵ Ein anderer aber trägt seltsame Handschuhe «aus Kautschuk, aus einem Stück, wie ein moderner Waschlappen, und hinten am Handgelenk festgeschraubt»; dadurch ist «die Angriffs- und Demolierungsfähigkeit bedeutend vermindert, und die Wärter sind vor Überfallen auch etwas sicherer.»⁴⁶ Soweit Reporter Hägi.

293 Verpflegte zählte das Burghölzli am 1. Januar 1880, nämlich 144 Männer und 149 Frauen. Sie stammten nicht gleichmässig aus allen gesellschaftlichen Gruppen. In der weiblichen Abteilung fan-

den sich besonders viele Seidenweberinnen und Hausfrauen, aber auch Dienstmägde, Fabrikarbeiterinnen, Schneiderinnen, Näherinnen, Stickerinnen und Bäuerinnen. Bei den Männern waren die Gruppen weniger klar, den grössten Anteil stellten die Handwerker, wie eine Lizentiatsarbeit an der Universität Zürich darlegt. Deren Autor sieht einen Zusammenhang zwischen der Verdrängung bestimmter Berufsgruppen durch den industriellen Aufschwung und der Zunahme von Geisteskranken.⁴⁷

Die Insassen betrachteten es weniger soziologisch, ein junger Schizophrener erklärte: «Im Burghölzli hat es viele Kranke. Man sagt ihnen Patienten. Einer hat mir gut gefallen. (...) Der lehrte mich: Im Burghölzli gibt's viererlei: Patienten, Insassen, Wärter. Dann hat's noch solche, die gar nicht hier sind.»⁴⁸

Ein Normalfall

Ein Fall wie viele. Es ist nicht wichtig, wo und wann er sich genau abgespielt hat. Wie bei allen Patientengeschichten in diesem Buch ist der Name geändert. Fünfmal wurde Arnold Brunner von der Polizei angegriffen. Der gelernte Bautechniker war mit einem starken Buckel aufgewachsen. Das erste Mal machte eine Hausfrau die Stadtpolizei auf einen Mann aufmerksam. «Derselbe treibe sich schon ca. sechs Stunden vor genanntem Hause in höchst auffälliger Weise herum, und sie fühle sich, da sie allein sei, in ihrer persönlichen Sicherheit gefährdet», berichtete Polizist Kihm. «Auf meine Fragen redete derselbe alles Erdenkliche durcheinander, wie: er sei der Kaiser von Deutschland, England und der Schweiz, allerdings behaupteten viele, er sei eine Missgeburt und dergleichen.»

Der Gestörte wurde seiner Mutter zurückgebracht, die sich bedankte und dem Uniformierten sagte, ihr Sohn sei schon einmal wegen geistiger Verwirrung für einige Zeit zur Beobachtung interniert gewesen, dann aber wieder entlassen worden. Ein Vierteljahr später griff derselbe Polizist denselben Mann wieder auf «in Kleidern, welche Patienten der Anstalt Burghölzli tragen». Zum zweiten Mal setzte er einen Rapport auf: «Brunner gab mir nur verwirrte Antworten, so dass ich annehmen musste, er sei aus der Heilanstalt Burghölzli entwichen. An Rock und an der Weste waren auch noch die Anstaltszeichen (Namen, Nummern & Wäschezeichen) angenäht. Wir führten Brunner auf die Kreiswache.»

Erneut vergingen einige Monate, dann meldete dieselbe Kreiswache: «An der Rigistrasse Nr. 60 treibt ein Unbekannter unzüchtige Handlungen.» Es war Brunner. Wahrscheinlich hatte er öffentlich onaniert.

Schliesslich geriet er wegen versuchter «Notzucht» in Strafuntersuchung. Das Verfahren gegen ihn wurde indes eingestellt, «da er laut dem eingeholten Gutachten der Direktion der Irrenanstalt an einer schweren unheilbaren Geisteskrankheit leidet und in seinem jetzigen Zustand als gemeingefährlich zu betrachten ist.» So kam er erneut ins Burghölzli, als einer der vielen Patienten, wie sie der Journalist Hägi bei seiner Reportage beobachtet hatte. Die Ärzte notierten: «Brunner spaziert den ganzen Tag untätig auf der Abteilung herum oder steht in einer Ecke und hört auf seine Stimmen. (...) Er beschäftigt sich mit nichts, äusser dann und wann mit dem Zerstoren und Zerreißen seiner Kleider.» In einer Anstalt für Chronischkranke, in der Brunner versorgt wurde, starb er wenige Jahre später. Mehr ist von diesem Schicksal nicht bekannt.⁴⁹

Ruhe im Saal

Pflege und Betreuung

In einem Gewölbe des Burghölzli, das ein raubtierhafter Geruch erfüllte, sah ich ein junges, erregtes Weib. (...) Ich hörte die Rufe, die nichts Menschliches an sich hatten: Verflu-u-ucht, Verflu-u-ucht, und fand einen Mann hinter Eisengittern, der diese Rufe von morgens bis abends wiederholte. (...) Er wusste nicht, dass er war, wo er war. Aber ich wusste es: in der Hölle.»⁵⁰

So gibt der Schriftsteller Gerhart Hauptmann, ein Mitstreiter Forels für eine wissenschaftliche Weltanschauung, die Stimmung in den Patientenräumen des Burghölzli wieder.

Vermutlich fühlten sich nicht alle unwohl im Haus. Jenem Patienten, der sich in seinem Wahn für den «Besitzer der Irrenanstalt» hielt, muss diese als ein Schloss vorgekommen sein.⁵¹ «Man kann es auch für eine Kuranstalt halten», schrieb ein Patient nach draussen.⁵² Einige nannten die Anstalt «Hölzliburg», das war schon gröber.⁵³ Sie werde hier von «Ellbogesleuten» gequält, klagte eine Patientin,⁵⁴ womit sie sich vermutlich über ihre Mitbewohnerinnen ausliess. «Arbeitsveränderung» wünschte ein Patient und hoffte, entlassen zu werden,⁵⁵ während ein anderer geradeheraus sagte, dass er in diesen Räumen «an Notzucht» leide.⁵⁶

Forel versuchte den Patienten gerecht zu werden, so gut er konnte. Doch was konnte er? Es gab noch keine Behandlungsmethoden für Geisteskranke. Forel theoretisierte diesen Mangel: «Die Behandlung erfolgt nicht nach einem bestimmten wissenschaftlichen System», erklärte er gegenüber einer regierungsrätlichen Kommission, er sei vielmehr «Gegner aller dogmatischen Methoden und Systeme.»⁵⁷

Es gab noch keine Psychiatrie als Lehre von den krankhaften Veränderungen der Seele und ihrer Heilung. «In den ersten zehn bis zwanzig Jahren der Anstaltsgeschichte wurde die Hauptaufgabe der Anstalt darin gesehen, den Kranken gute hygienische Bedingungen zu sichern, sie mit Geduld und Liebe zu umgeben und sie ausgiebig ruhen zu lassen (wobei sie unter Umständen auf lange Zeit hin im Bett gehalten wurden).» So liest man in der quasi offiziellen Zürcher Spitalgeschichte; der Beitrag übers Burghölzli ist verfasst von Eugen Bleulers Sohn Manfred.⁵⁸

In der Praxis hiess dies, dass Patienten im Bedarfsfall ruhiggestellt wurden. Noch unter Forels Nachfolger Eugen Bleuler war klar: «Die Bettbehandlung ist für viele akute Fälle das Gegebene. So manche aufgeregte Kranke sind im Bett am besten zu halten. Es liegt in der Bettlage und im Kleiderlos-Sein eine nicht zu verachtende Suggestion zum ruhigen Verhalten. Ausserdem gibt das Bett selbst mit seinen Decken und Laken in manchen Fällen Material zu einer Art unschädlicher Beschäftigung.»⁵⁹

Auch in Bezug auf die Isolierung stimmten Bleulers Erfahrungen nicht ganz mit den Prinzipien überein, die sich aus der modernen Literatur ergaben: «Sie ist aus vielen Gründen ein Übel, aber in manchen Fällen ein notwendiges, und in vielen das kleinste von den vermeidbaren Übeln.» Er betonte: «Für den Kranken selber aber kann die Isolierung ein ausgezeichnetes Erziehungsmittel sein.»⁶⁰

Psychiater waren nicht in erster Linie Heiler und Ärzte, sondern wissenschaftliche Beobachter und allenfalls einfach die Hausherren einer Herberge von Unmündigen. Die ersten Burghölzli-Direktoren verstanden sich zudem als Hirnanatomen; sie interessierten sich mehr dafür, in die Zerstörungen von Hirn und Geist einzudringen, als den Betroffenen aus ihrem seelischen Labyrinth herauszuhelfen. Biologie war der Ausgangspunkt aller Psychiatrie.

Forel bemühte sich immerhin, die Gewaltanwendung gegen Patienten niedrig zu halten. Glaubt man den Jahresberichten, in denen Strafnassnahmen aufgeführt werden mussten, blieb es bei wenigen

Fällen. So hiess es im Jahr 1881, in der frühen Zeit von Forels Wirken: «Wegen hysterischen Perversitäten, welche chronisch zu werden drohten, erhielten drei Kranke je eine kurze kalte Dusche, welche beim einen von vollständigem und dauerndem, bei den beiden anderen nur von zeitweiligem Erfolge war. Regenduschen wurden mehrmals therapeutisch angewendet.»⁶¹ In nur zwei Fällen sei die Zwangsjacke eingesetzt worden.

Eine Leistung in der Betreuung der Geisteskranken, die Forel zugeschrieben wird, war die Einrichtung von Wachsälen – von Zimmern mit Patientinnen und Patienten, die dauernd pflegerisch betreut wurden. Solche Wachräume hatte er schon als junger Assistent in München bei der ihm unterstellten Abteilung von Unruhigen eingeführt. Forel förderte zum zweiten auch die Schaffung von Isolierräumen. Als drittes organisierte er die Arbeitstherapie.

Schon damals monierten Stimmen, man unternehme zu wenig, um den Patientinnen und Patienten den Weg zurück in die Zivilgesellschaft, zurück in die persönliche Freiheit zu ebnen. Der Journalist Hägi, der die verdeckte Burghölzli-Reportage verfasst hatte, meinte: «Ein grosser Übelstand und ein Hindernis zur Erreichung ihrer geistigen Fähigkeiten von ehemals ist des Weiteren, dass den Patienten durchaus keine Gelegenheit geboten ist, wieder selbständig zu werden. Ihre Kleider, Schuhe, Wäsche usw. besorgt der Abteilungswärter»;⁶² dabei «wäre doch gerade das ein gutes Moment, die Selbständigkeit, den geistigen Fortschritt eines Reconvaleszenten zu beurteilen, wenn er seine Garderobe selbst in Ordnung halten müsste.»⁶³

Forel tat wohl wirklich zu wenig in dieser Richtung, auch weil er mit elementaren Verwaltungsproblemen zu kämpfen hatte: «Unsere Anstalt war grässlich überfüllt. Besonders mit den Unruhigen konnte ich mir nicht mehr helfen», gesteht er in seiner Autobiographie.⁶⁴ Gerade zwei Ärzte sorgten in den Anfangsjahren für über dreihundert Patientinnen und Patienten; bis zur Jahrhundertwende stieg die Zahl der Ärzte auf vier. Wärter und Wärterinnen waren jung. Frieda Zehn-

der, die als noch nicht Sechzehnjährige in den Dienst eintrat, war oft mit viel älteren und vom Leben gezeichneten Patientinnen konfrontiert.⁶⁵

Forel beklagte: «Was hier im Burghölzli besonders fatal ist, ist die scheussliche Überfüllung mit Unruhigen und Perversen, sowie mit unreinen, unheilbaren Elementen, sowie auch besonders mit einer grossen Zahl verbrecherischer Geisteskranker, die besser in Rheinau versorgt wären, wenn dort genügend Platz wäre.» Die Pflegeanstalt Rheinau war für geistig und körperlich Chronischkranke bestimmt. «Und deshalb wäre es so notwendig, dass die Heilanstalt Burghölzli erstens alle perversen Elemente in eine Pflegeanstalt abschieben könnte».⁶⁶

Das Burghölzli war als «Heilanstalt» geplant worden, und seine Leitung legte zunehmend wert auf das Wortpartikel «heil». Doch wurde die Anstalt immer wieder mit Menschen, die als unheilbar galten, belegt. So war es kein Zufall, wenn man nicht nur in der Bevölkerung, sondern oft auch in Behördenakten weiterhin von der «Irrenanstalt Burghölzli» sprach. Als «möglicherweise heilbar» bezeichnete Forel in einer Statistik 128 seiner Patienten, als «vermutlich unheilbar» 294.⁶⁷



Wachsaal

Was wollten die Pflegerinnen und Pfleger in den Wachsälen anderes tun, als die Leute ruhigzustellen? Das war neben dem Putzen praktisch ihre Hauptaufgabe. Die Probleme mit den Unruhigen spiegeln sich in den Protokollen der Nachtwärter: «Halbheer führt Selbstgespräch. (...) Ecker verliess öfters sein Bett. (...) Lieber beklagte Kopfweh. (...) Digel stürmt während der Nachtwache im Zimmer herum. (...) Halbheer einen Vareksack zerrissen.» Gezeichnet: Götzfried.⁶⁸

Der Dichter Gerhart Hauptmann, der die Zustände im Burghölzli als urwaldähnlich beschrieben hatte, setzte dem Burghölzli in seinem Versepos «Promethidenlos» dennoch ein Denkmal. In einer apokalyptischen Szene strebt ein Jüngling himmelwärts, um das All zu erfassen, und wird dabei von Wahnsinn geschlagen: Er fällt hinab, hinunter auf die Erde, zielgenau «ins Haus der höchsten Weisheit dieser Welt, ins Irrenhaus.»⁶⁹

Ameisenkriege

Forels Jugend

*In einer Ecke lebt der lautere Mensch;
Er ist traurig und gequält.
Denn wie könnte er fröhlich sein
In einer heimtückischen Welt?*

*Dans un coin vit Vhomme intègre;
Il a l'air triste et chagrin.
Comment serait-il allègre
Dans un monde si coquin?⁷⁰*

So hatte August Forel einige Jahre vor seinem Amtsantritt im Burghölzli gedichtet, als die Medizinprofessoren im Waadtland ihn durchs medizinische Staatsexamen fliegen liessen – das er später doch noch absolvierte.

Man kann nicht heiter sein in der Umgebung von Dummheit und Bosheit. Forel war zumindest in seinen jüngeren Jahren von einer dunklen Grundstimmung geprägt. Forel erinnert sich in seinen Memoiren, dass er in der Lateinschule «der von seinen Mitschülern geplagte Junge» war.⁷¹ Er schreibt: «Ich war hoch aufgeschossen, sehr muskelschwach und in allen körperlichen Übungen, äusser im Davonlaufen, durchaus minderwertig. Dazu kam meine Ängstlichkeit und dumme Prüderie.»⁷² Die Mitschüler gaben ihm den Spitznamen Rebhuhn – «perdrix» –, wohl weil er wie dieses flink weghuschen konnte.

Wie war ihm beim Kontakt mit Gleichaltrigen zumut? «Niemand werde ich die Angst und Not vergessen, die mich befielen, als ich zum erstenmal in die neue Schule gehen sollte. Schon beim Gedan-

ken, mich allein durch die Strassen des Städtchens (Morges, ww) zu wagen, wurde mir schwarz vor den Augen.»⁷³ Die Mutter musste zu seiner Begleitung ein Dienstmädchen mitschicken. Immer hatte sich Forel anders als die anderen gefühlt. Er war isoliert, und – er gab es zu – er hatte Angst.

«Meine Scheu vor den Leuten war so unbeschreiblich, dass ich nie im Freien baden wollte, daher auch nie schwimmen lernte», schildert er weiter. «Ich weigerte mich aber durchaus, nur eine Badehose anzuziehen, wenigstens ein Nachthemd wollte ich haben und ganz allein am Seeufer sein.» Forel kommt wiederholt auf das Thema zurück! «Meine instinktive Prüderie war derart, dass ich mich niemals getraute, einen Abort zu benutzen, in den man sich nicht einschlies- sen konnte. Eher hätte ich die Blase platzen lassen.»⁷⁴

Ob die Prüderie wirklich «instinktiv» war? War sie nicht vielmehr anezogen? Forel verweist auf seine Eltern, die ihn sehr behütet auf- wachsen liessen: «Teils aus Anlage, teils infolge der übertriebenen Besorgnis meiner Mutter wurde ich unglaublich schüchtern und ängstlich, was mir meine ganze Jugend verbitterte. Ich schämte mich fürchtbar, meine nackten Füsse vor irgendjemandem sehen zu las- sen».⁷⁵

Eltern wie Grosseltern gehörten der Freien Protestantischen Kir- che an und führten nach Forels Berichten ein sittlich musterhaftes Leben; redlich bemüht der Vater, tiefemst die Mutter, von Religiosi- tät erfüllt das ganze Elternhaus. Die Mutter sei «sehr fromm, von grübelnder, nervöser Natur, eher zu Schwermut neigend» gewesen.⁷⁶ «Ihr Pflichtgefühl, ihr ethisches Fühlen überhaupt, war fast bis ans Krankhafte gesteigert. (...) Sie wollte aus ihrem religiösen Glauben alle logischen Konsequenzen ziehen.»⁷⁷ Selbst die biblische Ge- schichte «Onans» war für sie heiliger Verehrung wert.⁷⁸ Forel sagte von seiner Mutter: «Auf mich selbst übte sie einen nachhaltigen und tiefen Einfluss aus.»⁷⁹

Lange Zeit wurde noch der erwachsene Forel von Mitarbeitern als «der geschlechtslose Arbeiter» tituliert, in Anlehnung an die ge-

schlechtslosen Arbeitsameisen, die er untersuchte.⁸⁰ Mitschüler nannten ihn den «heiligen Mann»; er teilte diesen dafür «Kaffern» aus.⁸¹

Geboren wurde er fernab städtischer Geselligkeit bei Morges, und er wuchs in ländlicher Umgebung auf: Sein Vater mietete ein Landgut in Lonay, unweit des Geburtshauses von Auguste. «Abgesehen von Besuchen bei meinen Grosseltern war ich von jedem Verkehr abgeschnitten. (...) Von andern Kindern völlig abgesondert, wurde ich immer scheuer und kam mir allmählich als eine Art Ausnahme, als ein minderwertiges, für das Leben untaugliches Wesen vor.»⁸² Der später andere als minderwertig beurteilen sollte, fühlte sich selber so.

Für den kleinen Auguste wurden die kriechenden Tiere seine engen Freunde. «So bedeuteten mir denn vom fünften Lebensjahre an Ameisen, Wespen, Schnecken, kurz allerlei kleines Getier, mein einziges Glück.»⁸³ Als Elfjähriger erhielt er die Erlaubnis, eine Insektensammlung anzulegen. Er erinnert sich noch im hohen Alter an die ersten Experimente, die er mit ihnen veranstaltete: «An einem Sommerabend des Jahres 1858 oder 1859 füllte ich einen Sack voll *Formica pratensis*, die ich sieben bis acht weit auseinanderliegenden Ameisenhaufen entnommen hatte, und schüttete das Ganze nach der Heimkehr am Fusse eines Fliederstrauches aus. Am andern Tage arbeiteten alle Tiere einträchtig zusammen und bauten sich ein gemeinsames Nest. Einige Tage später holte ich neuerdings einen Sack voll *Pratensis* aus wieder einem anderen Nest und leerte ihn beim Flieder nahe den früheren Ameisen aus. Fast sofort entstand ein wütender Kampf. Ein grosser Teil der Neuen wurde getötet, der Rest entfloh mit den Puppen und richtete sich anderswo ein.»⁸⁴ In solchen Spielen lernte Forel, wie Ameisen Kriege führen, wie sie sich miteinander verbünden – und wie sie sich massakrieren. In den Militärmanövern der Menschen hatte er schon Ähnliches gesehen.

Spielerei und Wissenschaft gingen ineinander über. Forel entdeckte schon als Elfjähriger den Mord- und Diebesinstinkt der klei-

nen Ameise *Slenopsis füax* – daraus sollte eine in Wissenschaftskreisen beachtete Veröffentlichung entstehen.⁸⁵ Er beobachtete die Tötungsmechanismen und entdeckte den tierischen Giftkrieg – Jahre bevor die Menschen im Ersten Weltkrieg solchen praktizierten: «Bei den Formicinae wird der Stachel durch die kissenförmige Giftblase ersetzt. Sie enthält Ameisensäure, und oft genügt ein Säurestrahl, um einen Gegner zu töten.»⁸⁶

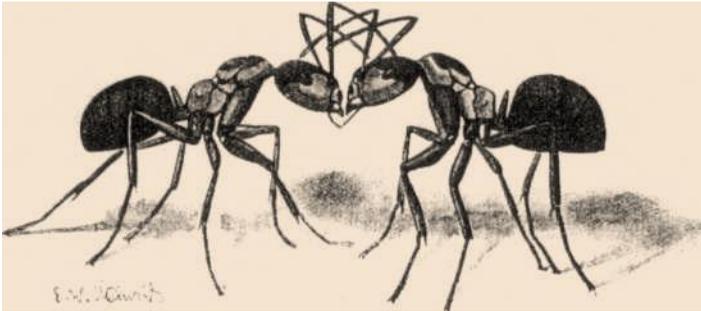


Abbildung aus «Le monde social des fourmis» von A. Forel

Forel selbst nannte einen solchen Ameisenkampf, wie er ihn gerne in Szene setzte, «ein machiavellistisches Experiment».⁸⁷ Es war auch ein homerisches Geschehnis. Der junge Feldherr inszenierte Völkerschlachten, in denen «Griechen» gegen «Trojaner» zogen und schliesslich durch «Perser» bedrängt wurden.

Forel wirft die Heere ins Gras. «Die Burg der Trojaner X lag auf einem Wiesenbord. Ihre Bewohner waren von schwächerer Statur als jene der Griechen X und der Perser Z.» Er schüttet die Säcke mit den Ameisensoldaten aus, und es kommt zu Scharmützeln, dann werden eigentliche Fronten errichtet. «So bildeten sich lange Ketten von zwei bis zehn ineinander verbissenen Tieren». Die Schlacht eskaliert aufs Prächtigeste, das Gemetzel ist schrecklich: «Eine Fläche von dreissig Quadratzentimetern war buchstäblich mit ineinander verbis-

senen, mit verzweifelter Wut kämpfenden Ameisen bedeckt.» Doch der Herr über die Ameisenvölker ist noch nicht zufrieden. «Nun säte der Teufel, der ich war, Unfrieden». Forel wirft noch mehr Truppen ins Feld und schiebt die Tiere näher zueinander. Das Gemetzel hebt erneut an. «Nach diesen beiden Schlachten bedeckten Hunderte von Toten die Walstatt»; ein Teil des Schlachtfeldes «war übersät davon.» Die Heere ermattet. «Das Heldengedicht war beendet. Die Trojaner hatten über Griechen und Perser triumphiert, und der Satan war befriedigt.»⁸⁸

Seine Grossmutter warf ihm vor, seine Vorliebe für Insektenspiele zeige «eine Anlage zur Grausamkeit, die man bekämpfen müsse.»⁸⁹ Gewiss seien Versuche mit Ameisen oft brutal, entschuldigt sich Forel. «Diese Experimente sind aber nicht grausamer als das, was sich in der Natur selbst überall und jederzeit abspielt.»⁹⁰

Und waren denn die andern Menschen besser als er selbst? «Ich sah überall nur Lügen und Enttäuschungen im Verkehr der Menschen untereinander. Das Leben erschien mir blutwenig lebenswert.»⁹¹

Prediger gegen Spiritus

Die Alkoholfrage

Wenn es Menschen gab, die Forel schon in frühen Jahren als geistig Verirrte erschienen – wie Ketzer für den Inquisitor –, dann waren das die Säufer. Doch ob Forel zum Ketzerverbrenner oder zum christlichen Helfer der Heiden werden sollte, war noch nicht vorbestimmt.

Wo der junge Forel aufwuchs, schwamm man im Alkohol. Im Waadtland dürfte der Konsum von Weisswein höher gewesen sein als jener von Milch, und Deliriumanfälle auf Grund von Alkoholgenuss hiessen «La charmante» – die Reizvolle. In München, wo Forel seine Zeit als Assistenzarzt verbrachte, beobachtete er hautnah «die schauerhaften Folgen des Biertrinkens». Im Münchner Irrenhaus arbeitete ein Glaser, der tüchtig soff: Er trank «selbst den Spiritus, dessen er für seine Glaserarbeiten bedurfte». Der Mann wurde von Forel bekehrt: «Ich sprach ernstlich mit ihm und goss mit seinem Einverständnis Teer oder etwas dergleichen in seinen Spiritus, um ihm den Genuss zu vereiteln. So gelang es mir in der Tat, ihn annähernd zu einem Totalabstinenten zu machen. Dergleichen war noch nie in München dagewesen, und mein Erfolg wurde sehr bewundert.»⁹² Forel hatte seine Berufung gefunden.

Als er die Leitung des Burghölzli übernahm, machte er zu seinem Grundsatz: Kampf dem Alkohol! Kampf dem Hirngift! «Doch die damalige Trostlosigkeit der Behandlung der Geisteskranken wurde mir immer klarer», schreibt Forel in seiner Autobiographie. «War denn nichts zu tun, um diesem Elende wenigstens vorzubeugen, das heisst, um der Entstehung der Geistesstörungen entgegenzuwirken?»



Aus dem Satiremagazin «Nebelspalter»

In der Bekämpfung des Alkoholismus erkannte er einen Ansatz: «Ich sah, wie die scheinbare Fatalität der Vererbung, besonders auch, wie der Alkoholismus immerwährend die Zahl der Geisteskranken vergrösserte und unsere ganze Kulturmenschheit immer mehr durch Entartung und Unglück zugrunde zu richten drohte.»⁹³

Er begann beim Personal. Was hatte der frischgebackene Direktor diesem gepredigt? No sex, no drugs! Wer auf den Genuss von Alkohol beim Essen verzichtete, erhielt eine Zusatzvergütung, was angesichts der niedrigen Löhne schon fast erpresserisch war, aber die grosse Mehrheit des Personals überzeugte.⁹⁴

Alle Patienten erhielten striktes Trinkverbot, was für manchen, der sein Leben lang gerne sein Gläschen genommen hatte, eine schwere Belastung gewesen sein muss und uns heute durchaus nicht

als gesund erscheint. Denn ob Alkoholkonsum für Kranke mit verschiedenen Formen von Geistes- und Nervenstörungen bis hin zur Altersdemenz erlaubt sein soll, wäre von Fall zu Fall abzuwägen.

Eine Limonadenmaschine produzierte einen alternativen Saft. Die Anstaltsinsassen vermochten dem Getränk allerdings wenig Geschmack abzugewinnen: Das «Ingwer- und sonstige Temperenzbier», ein alkoholfreies Bier, das entweder zu süß oder dann sauer war, blieb stehen. «Ein Glas reines Zuckerwasser hätte entschieden besseren Dienst erwiesen».⁹⁵

Forel liess sich von Widerstand nicht irritieren, war geradezu missionarisch. Sogar für den Spitalhistoriker und späteren Burghölzli-direktor Manfred Bleuler war er «ein fanatischer Kämpfer».⁹⁶ Forel hatte seinen Kreuzzug gegen die Heiden begonnen. «In dem Kampf, der mir bevorstand, konnte ich keineswegs auf meine ärztlichen Kollegen rechnen, ich musste selbst zum Volk», räsionierte er. «So ging ich nun an die Gründung des Guttemplerordens in Zürich.»⁹⁷ Dieser sollte nach dem Vorbild der Freimaurerei mit ihren Logen den Kampf für die Reinheit aufnehmen. Die erste Loge wurde Helvetia Nr. 1 genannt, was nichts weniger als ein nationales Programm war. Ganz Helvetien sollte vom Alkoholismus befreit werden. Später folgten Logengründungen im Namen des Guttemplerordens auf der ganzen Welt: in Mailand oder in Kaiman, wo immer sich Forel aufhielt. Sie hiessen Veritas, Labor, Emanzipazione, Tunisia oder Nephalia.⁹⁸

Das Schaffhauser Intelligenzblatt kritisierte den Direktor deswegen als «den verrücktesten aller Geisteskranken in der Irrenanstalt Burghölzli».⁹⁹ Forel kümmerte es wenig. Er veranstaltete 1887 einen Abstinenterkongress im Innern der Anstalt – den «Zweiten Internationalen Kongress gegen den Alkoholismus». Wobei es ihm nicht darum ging, «Mässigung» zum Programm zu erklären, sondern «Abstinenz»: «... dass die Prohibition, das heisst die Abstinenz, für alle das Endziel sein müsste, stand mir bereits klar vor Augen.»¹⁰⁰ Schon blickte er dabei über die Schweiz hinaus: «Dieser Kongress bedeutete den ersten ernstesten Vorstoss der Abstinenzbewegung in Zentraleuropa, und seine Wirkungen blieben nicht aus.»¹⁰¹

Er organisierte einen Umzug der Abstinenten quer durch Zürich. Es war vielleicht die erste von Wissenschaftern angeführte politische Demo in dieser Stadt: «Der Zug zählte zwischen tausend und zweitausend Personen – Männer, Frauen und Kinder – und machte grossen Eindruck. Unsere zwei ältesten Kinder nahmen daran teil.»¹⁰²

Bleibendes Ergebnis von Forels Kreuzzug gegen den Alkohol war die Einrichtung der Trinkerheilanstalt Ellikon an der Thur, die 1888 eröffnet werden konnte; sie entwickelte sich zu einer in Fachkreisen hochangesehenen Institution und ist inzwischen als Forel-Klinik nach ihrem Gründer benannt.

Das Burghölzli wurde zum Hirn eines internationalen Kampfes gegen den Spiritus. «Ein betrunkenener Mensch weiss gerade so wenig, was er tut, wie ein Geisteskranker», schrieb Forel.¹⁰³

Unter Alkoholeinfluss gezeugte Kinder erschienen ihm als «Rauschkinder». Dass solche zur Geisteskrankheit neigten, war eine verbreitete Annahme. Dies gilt heute allerdings als ein Mythos, wie die Meinung, dass Onanie zur Rückenmarkerweichung führe. Konnte es wirklich ein Zufall sein – fragte man sich um die Jahrhundertwende, und eine Untersuchung von Volkszählungsergebnissen versuchte auch statistische Antworten zu geben –, dass die Idioten «hauptsächlich während zwei kurzen Perioden des Jahres gezeugt werden, nämlich zur Zeit der Weinlese und der Fastnacht, wo am meisten getrunken wird»?¹⁰⁴ Vielleicht hätte eine Paralleluntersuchung gezeigt, dass eine ebenso grosse Zahl geistig Gesunder im Suff gezeugt wird.

Der renitente Trinker

«Use wotti, ghöred Si, use wott i.» Hinaus will ich, hören Sie, hinaus. Das verkündete der Patient Heinrich Spörri jedem, der ihn ansprach. Dem Oberwärtler warf er die eisernen Spucknapfe an den Kopf. Und wehe, wenn er einen der Ärzte am Schoszipfel zu fassen kriegte!

Er war eingeliefert worden als «Potator», als starker Trinker. Die Krankengeschichte vermerkt: «Grossvater väterlicherseits soll schon viel getrunken haben. Ein Bruder des Vaters ebenfalls Potator.» Durch den Alkohol habe sich im Laufe der Zeit sein Charakter verändert. Der Tod eines Sohnes schien ihn vollends aus der Bahn geworfen zu haben. «Er verlor seine Stelle und bald darauf eine zweite, wurde gereizt, grob, jähzornig, brutal – für alle Angehörigen unnahbar.»

Eine Tochter schilderte: «Oft stierte er viertelstundenlang in die Zeitung, ohne zu lesen. Oft stülpte er, während er vor sich hinstarrte, die Lippen vor und knirschte mit den Zähnen (...). Erging viel im Zimmer auf und ab, so dass man ihm nachlaufen musste, wenn man mit ihm reden wollte.» Seiner Frau warfer vor, «sie habe es mit anderen», und seine Tochter beschimpfte er als «Hure». Er zeigte auch körperliche Symptome von Krankheit: Ein Ausschlag im Gesicht trat auf, der immer stärker wurde.

Die Diagnose lautete auf «Dementia praecox» – vorzeitige Verblödung –, anfänglich verbunden mit Alkoholismus. Doch mit der Zeit gelangten die Ärzte zur Auffassung, dass der Alkoholismus nicht die erste Ursache der Krankheit sein könne, es liege eine primäre Geisteskrankheit vor.

Wie auch immer: Heinrich Spörri blieb in den Anstalten. Verschlussen.

Ein Gespräch mit dem Arzt konnte etwa so verlaufen:

Wie heissen Sie? – Heinrich Spörri.

Was sind Sie von Beruf? – Schlosser.

Geboren? – 1852.

In welchem Monat? – Das wird wohl genügen.

Wo sind Sie jetzt? – Da, wo Sie sind. (Nach einer Pause:) In der Menschenmörderfabrik Burghölzli.

Warum sind sie hier? – (Pause) Ja, das weiss ich nicht.

Sie wissen nicht warum? – Ich bin nicht verrückt, das will ich mir verbeten haben. Ich habe hier noch keine verrückten Leute gesehen, jedenfalls was die Inassen anbelangt.

Sind Sie krank? – Ja, das wollen wir hoffen, wenn man an einem Ort sein muss, ohne zu wissen warum.¹⁰⁵

Urninge

Homosexualität

In der Anstalt selbst machte ich alsdann Bekanntschaft mit einer anderen Art abnormer Menschen, nämlich den Homosexuellen», berichtet Forel in seiner Autobiographie. «Ein solcher hatte sich als Portier bei uns eingeschlichen. Er war sonst sehr tüchtig und treu, aber er brachte uns eine Anzahl seiner ‚Freunde‘ in die Anstalt, welche in aller Heimlichkeit, zum Teil unter sich, zum Teil sogar unter Kranken, geschlechtliche Torheiten begingen.»¹⁰⁶

In seiner ersten Lebenshälfte – später zog er seine Ansichten in Zweifel – betrachtete Forel Homosexuelle nur als höchst bedauernswerte Menschen. Er nannte sie «Urninge», das Wort klingt, als bezeichne es ein Tier vor dem Auftreten des Menschen und vor der Sintflut. Den Ausdruck hatte Forel allerdings in der Schwulenliteratur bei einem Autor gefunden, der damit wohl andeuten wollte, die Liebe von Schwulen sei ursprünglicher als jene von Heteros.

Forel war überzeugt, «dass die homosexuelle Liebe krankhaft ist und dass nahezu alle Urninge auch sonst mehr oder minder tiefe Psychopathen sind, deren Sexualtrieb nicht nur abnorm, sondern in der Regel gesteigert ist.» Auch König Ludwig II. von Bayern – der prominenteste Psychiatriepatient seiner Zeit – sei ein solcher Urning gewesen. Forel begegnete ihnen mit Abscheu, die um so mehr wuchs, je näher die so beschaffenen Männer in seine Umgebung gerieten: Solche Perverse «wählen mit besonderer Vorliebe z.B. den Beruf eines katholischen Geistlichen, eines Wärters, besonders eines Irrenwärters», hatte er beobachtet.¹⁰⁷

Sie schlichen sich ein, sie versteckten sich, das war besonders empörend. Mancher von ihnen ging gar eine Ehe ein, nicht nur zwecks sozialer Mimikry, wie es Forel schien, sondern um «kleine Urninge zu erzeugen, was ja sein Ideal ist.»¹⁰⁸

Allerdings blieb Homosexuellen kaum etwas anderes übrig, als sich irgendwie in der Gesellschaft durchzuschleichen. Die Legalität war ihnen verwehrt. «Das Ideal des Urnings wäre die gesetzliche Gestattung der Ehe zwischen Männern.» Undenkbar. «Immerhin sind die Herrschaften in der Regel nicht sehr beständig in ihrer Liebe.»¹⁰⁹

Man musste versuchen, sie zu kurieren. Aber nicht durch Verehelichung mit einer Frau, wie das viele Ärzte empfahlen. Denn durch «Zwangskopulation» mit dem anderen Geschlecht würden sie nicht geheilt, weil ihr Leiden in der Regel angeboren, nicht erworben zu sein schien. Doch auch Forels eigene ärztliche Bestrebungen blieben hilflos: «Ich suchte soviel wie möglich, bei solchen Menschen den Sexualtrieb zu dämpfen und sie dazu zu bringen, sich mit spontanen nächtlichen Pollutionen zu begnügen.»¹¹⁰ Als er später die Hypnose entdeckte, setzte er sie auf die Schwulen an: Er rühmte sich, drei Fälle von «erworbener» Homosexualität mit Erfolg behandelt zu haben: «Es gelang, normale Libido mit entsprechenden Träumen wieder zu erzeugen.»¹¹¹

Wie in verschiedenen anderen gesellschaftlichen Fragen gehörte Forel mit seinen Ansichten über Schwule nicht zu den Fortschrittlichsten seiner Zeit. Als der Berliner Arzt und Sexualforscher Magnus Hirschfeld dozierte, dass Homosexuelle eine «Varietät der normalen Menschen» seien, fand das Forel «höchst eigentümlich», und er hielt fest: «Diese Anschauung ist unhaltbar und beruht auf einer sophistischen Wortspielerei mit den Begriffen der Krankheit und der Normalität.»¹¹²

Zeidebens kam Forel mit dem Thema nicht zu Rande. So beschäftigte ihn auch, dass es weibliche Homosexuelle gab: «Ein weiblicher Urning gestand mir, an die zwölf normale Mädchen verführt und verdorben zu haben, die sich alle in ihre Verführerin toll verliebten.»¹¹³

Das Interesse an sexuellen Übergängen aller Art war Ausdruck einer Wendezeitstimmung. Am Ausgang des 19. Jahrhunderts schien sich immer dringender die Frage zu stellen, ob die Menschheit gradlinig fortschreiten oder nicht vielmehr der Dekadenz anheimfallen würde. Die Furcht beherrschte manche, dass alle festgefügtten Verhältnisse sich allmählich auflösen könnten. Das begann mit der Auflösung der eindeutigen sexuellen Orientierung.

Die Figur, die diese Thematik ideal verkörperte, war der Hermaphrodit. Auch Forel liess sich davon faszinieren. Mit naturwissenschaftlicher Direktheit, die auch den schillerndsten Phänomenen mit dem Blick des Klinikers begegnet, untersuchte er einen solchen Fall: Er Hess das doppelgeschlechtliche Wesen sich ausziehen, nahm dessen Körpermasse, kontrollierte Puls und Atmung und prüfte seine Geschlechtsteile: Die sogenannte Katharina Hohmann «hatte tatsächlich einen ausserordentlich kurzen, fast nur klitorisartigen Penis, aber auf der linken Seite einen richtigen, in einer grossen, einer Schamlippe ähnelnden Hautfalte liegenden Hoden», berichtet er voll kindlichem Staunen.¹¹⁴

Zurück zu den Homosexuellen. Klar schien, dass solche an einer Irrenheilanstalt, die doch eben dazu bestimmt war, geistige Verirrungen zu kurieren, als Wärter nichts zu suchen hatten. Es kam zur Säuberung.

«Eine gründliche Reinigung der Anstalt von diesen pathologischen, in einer Irrenanstalt als Angestellte absolut nicht zu dulden, sonst nur bedauernswerten Menschen schaffte uns nun Ruhe.»¹¹⁵

Ein Schmetterling

Ein farbiger Vogel war Martin Rao. «Pathologischer Schwindler mit konträrer Sexualempfindung», wie August Forel in einem ausführlichen Gutachten darlegte. In der grauen Anstalt bewegte sich Rao wie eine Diva: «Kaum war Rao in die Irrenanstalt eingetreten und hatte er die Zuchthauskleider verlassen, als er anfang, sich à quatre épingles zu kleiden, frisieren, pomadisieren, um unter der Bevölkerung der armen Kranken III. Klasse als feinsten Gentleman zu erscheinen.»

Der Deutsche war in Zürich verhaftet worden wegen Hochstapelei. Er war als Baron aufgetreten, hatte sich auch einmal als Gutsbesitzer aus dem Kanton Graubünden vorgestellt und verkehrte «mit zum Teil hochgestellten Persönlichkeiten».

Rao war träumerisch, verspielt. Ein Schmetterling eben. Forel sah es hausbackener. Der Patient habe ein Gehirn, «in dem Traum und Wirklichkeit wie Kraut und Rüben durcheinandergehen».

Doch besitze er unzweifelhaft eine «hohe Neigung zu Mystik», eine «zarte Empfindsamkeit» und zeige «viele ästhetische Bedürfnisse». So konstatierte Forel, und ein wenig mochte Bewunderung mitspielen, denn kultureller Feinsinn ging ihm selber ab.

Er gab dem Exploranden ein Buch über den leichtlebigen, schwadronierenden Tartarin de Tarascon und stellte genüsslich fest, dass Rao sich in diesem teilweise wiedererkannte.

Dabei ging Rao mit seinem Schwulsein diskret um. «Es geniert ihn sehr, sich über seine perversen Sexualempfindungen zu äussern, und er gibt an, vor pädastischen Exzessen anderer Urninge Ekel empfunden zu haben», stellte Forel etwas enttäuscht fest.

Bei all dem konnte derflatterhafte Rao dem harten Urteil des Psychiaters nicht entfliegen: «Auf Grund des Gesagten kann es keinem Zweifel unterliegen, dass Rao ein durch und durch abnormer Mensch ist.» Er sei «ein höchst gefährlicher Schwindler». Und weil Rao weder seine Gefühle noch seine Lebensweise ändern mochte, attestierte ihm Forel «Einsichtslosigkeit für die Schädigungen, die er anderen Menschen zufügt.» Vermutlich hatte sich Rao für seine Freundschaften in vornehmen Hotels aushalten lassen. «Ein solcher Mensch» muss «unter Vormundschaft und ständige Aufsicht gestellt werden», schloss Forel. Der Deutsche wurde an das Landgericht Leipzig ausgeliefert und später in einer Anstalt für Geisteskranken versenkt.

Da konnte er nun mit seinen bunten Flügeln gegen Mauern schlagen.¹¹⁶

Ende der Eiszeit

Forels Heirat

«Was, dieses Kind!» rief die Haushälterin Ricke aus. Soeben hat ihr Direktor Forel eröffnet, dass er heiraten wird. Seit drei Jahren ist Forel nun im Amt, hat den 34. Geburtstag schon gefeiert und ist noch immer Junggeselle.

Nun soll sich das ändern. Seine Verlobte zählt siebzehneinhalb Jahre, ist also halb so alt und von Gesetz wegen noch nicht einmal «testierfähig».

Emma heisst sie; sie ist das Töchterchen eines Freundes, mit dem Forel in die Antillen gefahren ist und der auf dieser gemeinsamen Reise an einem Hitzschlag verstarb. Vielleicht denkt Forel, ihm postum Gutes zu tun, wenn er seine Tochter heiratet, auf die er schon lange ein Auge geworfen hat. Doch ist sie lange zu jung gewesen, als dass er mit ihr über seine Neigung hätte sprechen dürfen. Nur die Mutter hat ihm zu verstehen gegeben, dass sie die Verbindung begrüssen würde. «So begnügte ich mich einstweilen, gewisse Zukunftshoffnungen und Pläne still in mir zu nähren», gesteht Forel.¹¹⁷ Auch die Verlobung hält er geheim, bis das Mädchen wenigstens dem 18. Geburtstag nahe ist. Forels Eltern sind dennoch entsetzt. Wohl weil er sich einem «Kind» genähert hat.

Forel aber ist glücklich, dass ihn ein Mädchen liebt. Zuvor hat ihm eine einen Korb gegeben, was sein Herz erstarren liess. Seine innere Stimmung entsprach in der Folge der äusseren: Im Winter 1879/80 fror der Zürichsee zu. Diese Kälteperiode bleibt Forel im Gedächtnis. «Die Eisschicht war ungemein mächtig – wenn ich mich recht erinnere, über einen halben Meter dick, so dass sogar sechsspännig auf

dem Eis gefahren wurde. Getränkebuden, Wurstküchen, selbst Karusselle entstanden auf der Fläche, es war ein anderthalb Monate dauerndes Volksfest.»¹¹⁸

Fast drei Jahre später – 1882 – endlich Verlobung! Endlich eine Frau! «Nun war die Qual vorbei und der eisige Winter in meinem Herzen dem lichten Frühling gewichen.» Eine Ehe einzugehen, ist für ihn Ausdruck höchster Zivilisation. Bedauernswert jene, die das nicht können: «Kurz, es fehlt entschieden auch dem besten Junggesellen ein Teil des Lebenszweckes», gestand er.¹¹⁹ Sich zu verheiraten, entspricht ganz den Bestrebungen der Natur. «Bei Tieren kommt eine freiwillige sexuelle Enthaltbarkeit höchstens bei gewissen verwitweten Vögeln vor». ¹²⁰ Forel vertritt die Meinung, dass die monogame Ehe die allerursprünglichste Form des Sexuallebens im gehobenen Tierreich darstellt. Jedenfalls ursprünglicher ist als die unregelmässige Promiskuität: «Die Tatsache, dass höhere Affen auf einmal nur ein unbeholfenes Kind mit langer Kindheit zu erzeugen pflegen, hat offenbar der Ehe ihren Ursprung gegeben.»¹²¹

Um seine Ansichten über den naturgeschichtlichen Primat der Ehe zu verteidigen, legt sich Forel auch mit dem Altvater der Sozialdemokratie und begeisterten Darwinisten Karl Kautsky an: «Kautsky behauptet, die Kinder hätten bei Urmenschen dem Stamm gehört. Das ist ein Irrtum», ereifert er sich: «Bei anthropoiden Affen finden wir wohl eine Familie, aber noch keine Stämme.»¹²²

Nun ist er also gemäss dem Naturgesetz verheiratet und plant den nächsten Schritt der Evolution: die Erzeugung von Kindern. «Ein Weib, das die Kinder nicht mag, ist ein unnatürliches Geschöpf, und ein Mann, der das Verlangen seiner Frau nach Kindererzeugung nicht begreift und nicht achtet, verdient die Liebe derselben nicht.»¹²³

Vermutlich ist die Ehe nicht gerade aufregend, wenn man aus Forels theoretischen Auslassungen in anderem Zusammenhang auf seine eigene Partnerschaft rückschliessen darf: «Hochbegabte Kulturmenschen mit gutem geistigem Gleichgewicht sind in der Ehe sehr

anpassbar und nicht immer so besonders anspruchsvoll.»¹²⁴ Es kann gar sein, dass Forel von einer Eskapade träumt: «Ich träume, ich sei mit Fräulein X. verlobt. Während der Hochzeitsfeier erinnere ich mich plötzlich an meine Kinder, worauf das Bild meiner vorhandenen Ehe sich aufdrängt und peinliche Verwirrung hervorbringt. Ich fühle mich der Bigamie schuldig. Grosse Angst und Aufregung. Erwachen.»¹²⁵

Und zweifellos ist die junge Emma Forel ihrerseits nicht geschaffen, den naturwissenschaftlichen Anschauungen ihres Ehemannes über das Wesen der Ehe lebensvoll entgegenzutreten. Sie fügt sich in die Rolle, die der Mann ihr zugedacht hat, und wirkt eher still im Anstaltsleben mit, indem sie Kranke aufruntert, sich als Chordirigentin betätigt, Weihnachtsveranstaltungen organisiert, die Tendenzen der Abstinenzlerbewegung unterstützt und gar Universitätsvorlesungen ihres Mannes anhört.

Selbst der gegenüber allen Vorgängen im Burghölzli skeptische Boulevardjournalist Hägi bescheinigt, dass Frau Forel menschliche Wärme in die Anstalt bringt. Ihr Wirken gehört zu den «Lichtseiten» des Anstaltsgeschehens. Hägi vergisst bei aller Polemik gegen die Anstalt nicht, den gemischten Chor aus Patienten und Wärtern zu erwähnen, der «unter der kundigen Leitung der ihre Ruhe nie verlierenden Frau Professor Forel» steht und der Konzerte für die Anstaltsinsassen veranstaltet, bei denen sich «so recht die Macht des Gesanges auf das Gemüt des Menschen» zeigt.¹²⁶

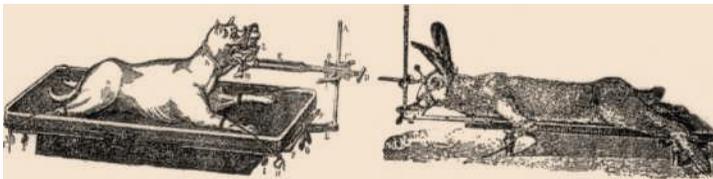
Eigenartigerweise scheint diese Ehe die pessimistische Grundstimmung Forels noch verstärkt zu haben, indem sie ihn empfinden liess, dass er ein grosses Glück auf einer Insel genoss: «Draussen jedoch, zunächst in der kleinen Aussenwelt der Irrenanstalt, aber auch in der grösseren Aussenwelt, strömten noch viel mächtiger der Jammer, der Streit und das Unglück bei den Menschen – ein wilder, trüber Strom, dem gegenüber die Augen zu verschliessen mir feige und fast gemein vorgekommen wäre».¹²⁷

Der operierte Hase

Er hoppelte auf dem Tisch umher. In der Versammlung der Schweizer Irren-ärzte, abgehalten in St. Urban am 2. und 3. September 1881, berichtete Professor Forel von seiner neuesten Operation, die er zu Forschungszwecken gewagt hatte. Er zeigte der Versammlung ein Kaninchen, an dem er zwei Wochen nach der Geburt einen Eingriff im Gehirn vorgenommen hatte. In Fachausdrücken: Er hatte ihm den rechten Nervus Trigemini hinter dem Ganglion Gasseri weggeschnitten.

Mit scharfen Instrumenten war Forel in die Schädelkapsel des wissenschaftlich desinteressierten Tieres eingedrungen und hatte den Empfindungsnerv durchgetrennt. Dieser versorgt Hautpartien am Kopf und Schleimhäute und verzweigt sich bei dem Nervenknotten, der den Namen Ganglion Gasseri trägt. An den Empfindungsveränderungen des Tieres konnte der Forscher die Funktion und den Verlauf der Nerven erschliessen.

Das Versuchskaninchen sah nicht glücklich aus. Es wies eine Hornhautentzündung auf, die rechte Pupille war verengt und einige Nervenpartien gefühlsunempfindlich. Damit liesse sich leben. Der Protokollant der Versammlung stellte aber mit Interesse fest: «Die unteren Nagezähne sind durch den einseitigen Zug der Kaumuskeln am Unterkiefer seitlich von den oberen gewichen, was einen Riesenwuchs in die Länge aller vier sich nicht mehr gegenseitig usurrierenden (sich abnützenden, ww) Nagezähne zur Folge hatte.» Das Tier konnte infolge der Lähmung nicht saugen und wegen der langen Nagezähne nicht kauen. «Es kann nur noch Milch mit der Zunge lappen und muss auf diese Weise künstlich am Leben erhalten werden.»¹²⁸



Auf dem Operationstisch –
Aus der Boulevardzeitung «Die Wahrheit»

Hirnschnitte

Forel als Hirnanatom

Forel war Hirnforscher, nicht Therapeut für Geisteskranke – Seelenärzte gab es eigentlich noch gar nicht. Kaum am Burghölzli tätig, richtete er ein hirnanatomisches Laboratorium ein und begann, lebende Tiere am Hirn zu operieren und tote Gehirne zu zerschneiden.

Er hatte die Technik zu einer Vollkommenheit gebracht, wie sie bisher nicht bestand. Zuvor scheidelte man tote Hirne mit freier Hand. «Ein gelungener Schnitt durch ein ganzes Hundehirn galt bereits als Kunststück ersten Ranges», berichtet Forel.¹²⁹ Die Gelegenheit zur technologischen Weiterentwicklung erhielt er bei Bernhard von Gudden, der erster Direktor des Burghölzli und zugleich erster Ordinarius für Psychiatrie an der Universität gewesen war. Forel hatte bei ihm studiert. Nachdem Gudden in München die Leitung einer Irrenanstalt übernommen hatte, trat Forel bei ihm eine Stelle an; er war dort verantwortlich für eine Krankenabteilung und arbeitete zugleich im hirnanatomischen Labor. Da tüftelte er zusammen mit einem Mechaniker nächtelang an der Verbesserung der bestehenden Messer für Hirnschnitte. Form und Gewichte der Schneidgeräte wurden anders dimensioniert, ein Hohlschliffmesser entwickelt und schliesslich ein Wasserbad bereitgestellt, in dem die präparierten Hirne geschnitten werden konnten; «... so gelang es mir, eine erste feine mikroskopische Schnittserie durch das ganze menschliche Gehirn anzufertigen, was bis jetzt noch nie geschehen war», rühmt sich Forel. Tausende von Hirnschnitten führte er durch. Die Syphilitiker in seiner Abteilung starben in grosser Zahl und gerieten als Leichen

unter sein Messer. «So gewann ich eine klare, sichere Technik und damit eine bessere Einsicht in den inneren Bau des menschlichen Gehirns, die meine Vorgänger ohne Hilfe des Mikrotoms (des erwähnten feinen Schneidegeräts, ww) unmöglich sich hatten verschaffen können.»¹³⁰



«Guddensches Mikrotom» zur Herstellung von Hirnschnitten

Was er am toten Hirn erkannte, überprüfte er am lebenden: Als Gudden sechs Wochen in Urlaub ging, «überliess er mir freundlich den ganzen Kaninchenstall, mit der Erlaubnis zu operieren.»¹³¹ Dabei bestätigte sich eine Vermutung, die Forel hartnäckig hegte, dass nämlich nach Durchtrennung einer lebenden Nervenfasernicht das ganze Netz der Nerven im Gehirn degenerierte. Das Absterben beschränkte sich auf die verletzte Zone. Die selbständige Nerveneinheit, die er so entdeckte, wurde später «Neuron» genannt. Darauf gründete eine neue Theorie: «Die Neuronentheorie besagt somit, dass das Zentralnervensystem aus einer Anzahl grösserer Zellenfasersysteme besteht, innerhalb deren jedes Zellenfaserelement (Neuron) seinen Nachbarn

relativ gleichwertig ist».¹³² So schildert Forel seine Erkenntnisse. Dass nicht Forel der Entdeckung einen Namen gegeben hatte, sondern Konkurrenten ihre Forschungsergebnisse als «Neuronentheorie» präsentierten, ärgerte ihn sein Leben lang. So sei er selbst um die Anerkennung als Erstentdecker betrogen worden.

Gerne schilderte Forel dafür dem Publikum, wie er auf seine Erkenntnisse überhaupt gestossen war: «Man zerstört bei einem Tiere eine kleine, bestimmte Abteilung des Nervensystems, lässt das Tier eine Zeitlang leben, beobachtet etwaige Lähmungen und sonstige Störungen, tötet es dann, zerlegt sein in besonderen Flüssigkeiten gehärtetes Gehirn in Schnittreihen und verfolgt hierauf Schnitt für Schnitt die Spur der mit dem zerstörten Teil zusammenhängenden, nun abgestorbenen Neuronenteile (Zellen oder Fasern).»¹³³

Er geriet ins Schwärmen, wenn es um derartige Messerarbeit ging: «In v. Guddens Laboratorium konnten wir sogar mit dem Augenspiegel den Schwund einer bestimmten Abteilung der Sehnervenfasern im Auge eines lebenden Kaninchens beobachten, dem man gleich nach der Geburt einen gewissen, mit dem Gesichtssinn zusammenhängenden Gehirnteil weggenommen hatte.»¹³⁴

Doch mit rein anatomischen Einsichten war Forel nicht zufrieden. Er versuchte seine Erkenntnisse über Zellfasern mit seinen Beobachtungen über Denken und Gedächtnis zu verbinden: «Da nun unsere Seele eine Funktion unseres grossen Gehirns ist, kommt die Psychologie ... einer Gehirnphysiologie gleich», verkündete er.¹³⁵ Dem Zusammenhang von menschlicher Seele und organischer Natur war auch seine Habilitationsschrift gewidmet, die sich mit den Nervenfasern beschäftigte und als zentrale These verkündete: «Sämtliche Eigenschaften der menschlichen Seele können aus Eigenschaften der Seele höherer Tiere abgeleitet werden.»¹³⁶ Die Seele lag im Hirn und nicht im Himmel; mochten die Pfarrer von den Kanzeln herunter gegen solche Erkenntnisse wettern!

Am Burghölzli wollte Forel seine Einsichten vertiefen; von der Psychiatrie erhoffte er sich Erkenntnisgewinn, der die Menschheit

auf eine neue Stufe heben würde. Hier, wo Gehirn und Seele Zusammentreffen, liege «der Schlüssel» der Probleme, die ihn beschäftigten.¹³⁷ Der erwähnte Spitalhistoriker Manfred Bleuler kommt allerdings zu einem skeptischen Urteil über die naturwissenschaftlichen Leistungen Forels und seiner Vorgänger am Burghölzli (die allesamt Hirnforscher waren): «Obschon es sich um Forscher handelte, die in der Hirnphysiologie und -pathologie vor oder nach ihrer Burghölzlizeit Bahnbrechendes geleistet haben, kamen sie am Burghölzli nicht zum Wurf.»

Denn das Burghölzli war letztlich eben kein Forschungsinstitut, sondern ein Heim für Geisteskranke. Für Hirnforschungen fehlten den Direktoren Laboratorien und Zeit, vor allem aber stellten lebende Patienten andere Anforderungen an die Forschung, als dies tote Hirne tun.

Schöne kleine Welt

Ameisenforschung

Wenn nicht Hirne zum Zerschneiden vorlagen, gab es Ameisen. In Experimenten mit Ameisen lagen die hauptsächlichlichen Vergnügungen, die sich Forel am Burghölzli gönnte; andere Menschen gingen ins Konzert oder ins Theater. Es war eine kostspielige Liebhaberei. Um seine Ameisen in Ordnung zu halten, stellte er auf Privatkosten einen Sekretär an. «Auch einer sonst für nichts zu brauchenden unheilbaren Patientin gebe ich eine gute Bezahlung für die Ameisen, die sie mir besorgt.»¹³⁸

Systematisch katalogisierte er die Tiere, und er entdeckte dabei immer neue Arten. Er sollte einst eine der weltweit umfassendsten Ameisensammlungen hinterlassen. Welche Bedeutung in der Geschichte der Naturwissenschaften hatte Forels Ameisenforschung?

Der Autor fragte dies den international herausragenden Hirn- und Ameisenforscher an der Universität Zürich, Rüdiger Wehner. «Forel war ein genialer Ameisenforscher», antwortete dieser. «Ungemein produktiv, hat er die Ameisenliteratur um fast 3'000 Namen neuer Arten, Unterarten und Varietäten bereichert.» Der Zoologe Wehner zeigte sich beeindruckt von Forels Beobachtungsgabe: «Sein Gedächtnis für Formen, für kleinste Gestaltmerkmale und Mustervariationen war so gross, dass er mit der Lupe vor Augen und der Ameise in der Hand seiner Sekretärin alle morphologischen Details einer neuen Art diktieren konnte, ohne seine riesige Sammlung zum Vergleich heranziehen zu müssen.» Indes sieht Wehner eine Schwäche

in Forels Arbeit: «Leider dachte er noch rein typologisch und beschrieb jede Varietät – und sei es die kleinste – als einen neuen ‚Typ‘.»

Er war also ein Systematiker, der die Welt in Schubladen versorgte. «Der damals aufkeimenden evolutionsbiologischen Denkweise stimmte er zwar theoretisch zu, liess sie jedoch nicht in seine praktischen Arbeiten einfliessen. Sonst hätte er erkannt, dass alle Merkmale einer Art eine gewisse Variationsbreite zeigen, die es zunächst einmal quantitativ zu erfassen gilt. Erst bei signifikanten Abweichungen von diesem Schwankungsbereich kann man an die Beschreibung einer neuen Art denken.» Wehner gibt dennoch ein Gesamturteil voll Hochachtung ab: Forel habe «auf gigantische Weise die Epoche der Ameisentaxonomie» beschlossen.¹³⁹

In der Zeit am Burghölzli organisierte Forel keine trojanischen Kämpfe, sondern beschäftigte sich mehr mit der Organisation der Sinne der Ameisen. Ihn interessierten Licht- und Strahlenempfindlichkeiten, aber auch Geschmacks- und Schmerzempfinden. So lackierte er den Tieren die Augen mit einem Firnis zu, den er mit Hilfe einer Stecknadel auftrug, während er sie an den Füsschen festhielt; dann beobachtete er deren Verhalten. Es konnte vorkommen, dass er zu Vergleichszwecken Ähnliches mit Menschen in Szene setzte: «Ich stellte hierauf mit einem total blinden Manne einige Versuche an», und zwar um zu sehen, ob er «photodermatische Empfindungen» kenne, die denen der Ameisen entsprachen.¹⁴⁰

Es durften auch Wespen sein, jedes Lebewesen war willkommen, das Erkenntniszuwachs ermöglichte. Forel berichtet, er habe «verschiedenen Wespen den ganzen Vorderkopf samt dem Wölfischen Organ (Geschmacksorgan im Gaumen, ww) abgeschnitten und ihnen nur die Fühler belassen und dabei festgestellt, dass sie den Honig aus ebenso grosser Entfernung wahrzunehmen vermochten wie normale Wespen. Dagegen konnten solche mit abgeschnittenen Fühlern, jedoch intaktem Munde und Kopf nichts aus Distanz wittern, sondern den Honig nur dann als solchen erkennen, wenn sie mit dem Munde in unmittelbare Berührung mit ihm kamen.»¹⁴¹

Als die Technik vorwärtsschritt, begann der Wissensgierige mit Röntgenstrahlen zu experimentieren.

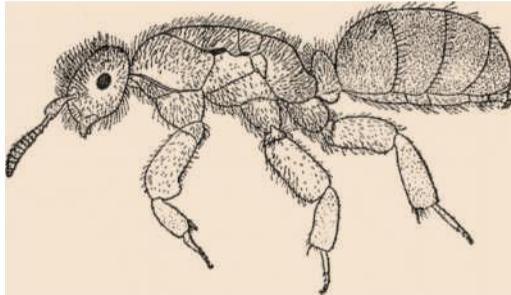


Abbildung aus: «Le monde social des fourmis» von A. Forel

Bei all diesen Experimenten ging es immer wieder ums Gehirn: «In einem grundlegenden Versuche habe ich bewiesen, dass es der Sitz von Intelligenz und Gedächtnis sein muss, denn Ameisen, welche hinter dem Vorderrücken mit einem Rasiermesser entzweigeschnitten worden sind, vermögen noch sehr wohl ihre Kameradinnen von Feinden zu unterscheiden. Sogar der abgeschnittene Kopf scheint noch dazu befähigt zu sein, doch ist der Beweis hierfür mangels sichtbarer Bewegungen schwieriger zu erbringen.» Forel schloss mit der Feststellung: «Die plastische Ameisenseele hat ihren Sitz im Gehirn, wie unsere Seele in dem unsrigen.»¹⁴²

Diese Seele wollte er verstehen lernen, wie sie fühlte, Schmerzen erlitt und liebte.

«Der Hochzeitsflug ist stets ein grosses Ereignis für die ganze Kolonie. Je mehr sich die Flügel der frisch geschlüpften Weibchen und Männchen straffen, um so unternehmerischer werden die Tiere, und die Aufregung des ganzen Volks wächst immerzu.» Mit diesen Worten beginnt eine der wenigen lyrischen Passagen in Forels ganzem Werk: «So schwärmen zum Beispiel an einem schönen Augustnachmittag alle Ameisenvölker in weitem Umkreis. Alle Feindschaften sind vergessen. Während ihres Fluges vertauschen die Weibchen

und Männchen für die Dauer eines Tages die natürliche Abneigung, welche sonst zwischen den verschiedenen Völkerschaften herrscht, mit einer hehren, gegenseitigen internationalen Zuneigung. Die Arbeiterinnen jeder Kolonie begleiten wohl ihre Geflügelten in grosser Aufregung; die letzteren aber verlassen Heim und Pflegerinnen schnöde und fliegen von den Grashalmen fort, auf deren Spitzen sie geklettert sind. So will es ein natürlicher, herrscher Instinkt. (...) Meist dient ein Dachfirst, der Gipfel eines Baumes, ein Kirchturm, die Kuppe eines Hügels, gelegentlich sogar ein aufrechtstehender oder nur langsam marschierender Mensch als Anziehungs- und Sammelpunkt des Schwarmes». Und dann der Höhepunkt: Gelingt es dem Männchen, ein Weibchen zu erhaschen, «so kommt es zu einem Ringen, das beide zur Erde fallen lässt. Was schadet aber so leichten Wesen ein Sturz? Sie spotten seiner und rollen auf der Erde weiter und paaren sich dort.»¹⁴³

In Forels Schilderung der Ameisenhochzeit schwingt eine pantheistische Begeisterung mit: Gott ist überall, grossartig ist das Werk der Natur. Forel hat den Hochzeitsflug der Ameisen sogar gezeichnet.

Wie kann ein Freund der Ameisen zum Verwalter von Irren werden? Das haben sich wohl auch jene gefragt, die Forel auf die Tausendernote hievt. Sie bildeten ihn ab mit Ameisen und einem toten Hirn, nicht aber mit lebendigen Menschen.

Forel wurde von der Nachwelt auf schizophrene Weise zweigeteilt. Der Forel der Ameisen und der Forel der Irren. Der grossartige Naturwissenschaftler – und der Sozialpolitiker, dem gegenüber man Skepsis hegt.

Am Festessen zu Forels bestandenem Doktorat stellte ein befreundeter Professor zum Toast die Scherzfrage: «Weshalb geht Forel denn von den Ameisen zur Psychiatrie über?» Und er beantwortete sie zur Erheiterung der Gesellschaft gleich selbst: «Forel s'occupait de fourmis, maintenant il passe aux fous à remettre.»¹⁴⁴ Er habe sich bisher mit den «fourmis» beschäftigt – den Ameisen – und gehe nun zu den Geisteskranken über, die erst gesellschaftlich wiedereingliedert werden müssten: «fous remis».

Hinter diesem welschen Bonmot steht die Idee, dass für Forel Ameisenhaufen und Gesellschaft verwandt waren. Die Gesellschaft war für ihn ein Ameisenhaufen – und ein wissenschaftliches Labor. Seine Handlungen in verschiedenen Bereichen entsprangen denselben weltanschaulichen Grundlagen – denn Forel war eine ungebrochene Persönlichkeit.

Zwar warnte Forel stets, von den Ameisen auf die Menschen zu schliessen, doch selber tat er es gerne. «Alles hängt zusammen in den ewigen Naturgesetzen. Es ist sicherlich kein Zufall, dass bei so ungeheuer verschieden organisierten Wesen wie Menschen und Ameisen die Tatsache der solidarischen Gemeinschaft der Einzelglieder so ähnliche konvergierende Erscheinungen zeitigt wie Kriegführung, soziale Ordnung, Haltung von Haustieren, Gärtnerei, sogar Sklavenraub.»¹⁴⁵ Die Ameisen schienen Forel in manchem sogar eine Spur vernünftiger als die Menschen. Berühmt ist die Schlussentzeng eines seiner populären Bücher über die Ameisen: «Unter den Ameisen findet man Weber, Schlächter, Tierzüchter, Maurer, Kartonfabrikanten, Bäcker, Pilzzüchter, Gärtner, Krieger und Pazifisten, Sklavenjäger, Diebe, Räuber und Parasiten; aber keine Professoren, noch Volksredner, Regenten, Bürokraten und Generale, nicht einmal Korporale, auch keine Kapitalisten und Spekulanten und ebensowenig Schwätzer. Lieber Leser, denke wohl darüber nach.»¹⁴⁶

Die Überlegenheit der Ameisenkultur über die Menschenkultur bestand – wenn es erlaubt ist, Forels verstreute Äusserungen kühn zusammenzufassen – in Folgendem:

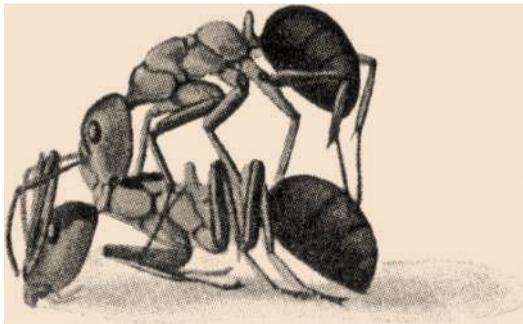
Ameisen schwatzen nicht so dumm wie die Menschen: «Je mehr ich nachsinne, um so mehr muss ich die tatsächlich unbestreitbaren Vorteile der topochemischen Fühlersprache, dieser raschen, lautlosen, sicheren und ausdrucksvollen Gebärdensprache der Ameisen anerkennen. Wie ganz anders ist sie doch als unser überflüssiges Geschwätz, das oft so lügenhaft und falsch ist und oft so grosse Worte braucht, die uns mehr betrügen als die Wahrheit wissen lassen!»¹⁴⁷

Ameisen sind sauberer: «Die Ameisen haben einen grossen Res-

pekt vor jeder Beschmutzung und beschämen damit viele Menschen.»¹⁴⁸

Ameisen haben eine soziale Liebe: «Bei den sozialen Insekten wie Ameisen und Bienen mit ihrer ausserordentlich fein gegliederten, instinktiv festorganisierten Gemeinschaft hat das soziale Pflichtgefühl nahezu vollständig die Stelle des individuellen Sympathiegefühls eingenommen. Eine Ameise oder eine Biene liebt sozusagen nur die Gesamtheit ihrer Gefährtinnen.»¹⁴⁹

Das einzige, was Forel irritierte, war die Grausamkeit der Ameisen, die Kriege führen, Gift einsetzen und andere Ameisen auch hübsch langsam zu Tode quälen: «Ich muss oft eingestehen, dass mich diese Frage, welche die Metaphysik berührt, nachdenklich stimmt.» Diese Feindschaft der Ameisen untereinander hinderte wohl Forel daran, die Ameisen zum Vorbild der Menschengesellschaft zu erklären: «Würden die Dinge anders liegen, als sie sind, so würde im Prinzip der Entstehung einer allgemeinen ‚universellen Ameisenschaft‘ nichts entgegenstehen.»¹⁵⁰



Eine *Formica-exsecta*-Arbeiterin enthauptet eine *Formica-pratensis*-Arbeiterin.

Trotz seiner Warnung vor Analogieschlüssen stellte Forel ersthafte philosophische Überlegungen über Gemeinsamkeiten und Unterschiede im gesellschaftlichen Leben von Ameise und Mensch an: «Die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten des sozialen Ameisenle-

bens und der menschlichen Gesellschaft ... füssen auf tiefgreifenden Ursachen, welche sich auf Vererbung und Erwerbung gründen». Doch schienen die Instinkte der Ameisen sozialer zu sein. «Der ererbte soziale Instinkt erlaubt den Ameisen, ohne Herren, ohne Führer, ohne Polizei und ohne geschriebene Gesetze in einer wunderbaren harmonischen Anarchie zu leben. Die Menschen wären hierzu völlig unfähig».¹⁵¹

Das Arbeitstierchen

Margrith war neunzehnjährig und Wärterin im Burghölzli. Ein «geistig durchaus gesundes, braves, einfaches, natürliches Bauernmädchen», wie ein Chef sie gerne hat. Doch litt sie bei Menstruation sehr an Kopfschmerzen, und das störte bei der Arbeit. Ein Fall für den Hausvater Forel mit seinen magischen Händen.

Forel nahm die Angestellte in Hypnosebehandlung. Er berührte mit seinen Händen ihren Unterleib – über den Kleidern, wie er betont – und suggerierte ihr: «Kopfweh weg, Mens morgen früh!» So geschah es. Forel verkündete immer wieder, «dass durch Suggestion sowohl der Eintritt als das Aufhören und die Intensität der Menses wesentlich beeinflusst werden können.»

Bei dieser Gelegenheit flüsterte er seiner tüchtigen Wärterin auch die Wecktermine für die Patientinnen ein und wies sie an, jenen Saal aufzunehmen, in dem die schwer pflegebedürftigen Kranken lagen, den «Saal der Unreinen». Die Arbeit verrichtet sonst keine gerne.

So schuf Gott die Arbeitsbienenchen.¹⁵²

Der Magier

Hypnose in der Psychiatrie

Führungskräfte müssten bei Forel in die Lehre gehen. Sein Personal arbeitete präzise und motiviert – und war offenbar kaum je müde.

Der Meister setzte allerdings eine ziemlich eigenwillige Methode ein, um Wärter und Wärterinnen für ihr Tun zu begeistern. Er präparierte sie wie seine Labortiere: «Ich hypnotisierte z. B. einen Wärter und erkläre ihm, dass er den grössten Lärm nicht hört und davon nicht erwacht. Ich klatsche mit den Händen vor seinen Ohren, pfeife laut in seine Ohren; er erwacht nicht. Dann sage ich ihm, dass er auf dreimaliges leises Knistern meines Nagels (so leise, dass kein Anwesender es sonst hört) sofort erwachen wird. Er erwacht sofort darauf, erinnert sich des Knisterns, hat aber vom Klatschen und Pfeifen nichts gehört?. Dann erkläre ich ihm, dass er nachts vom grössten Lärmen und Klopfen der tobenden Geisteskranken absolut nichts hören und ruhig weiterschlafen wird, dagegen sofort wach wird, sobald ein Kranker etwas Ungewohntes oder Gefährliches tut.» Forel unterstreicht: «Zehn Jahre lang führte ich diese Methode konsequent bei allen Wartpersonen der unruhigen Abteilungen durch, die es wollten (es waren fast alle), und seither sind die nervösen Erschöpfungen, Schlaflosigkeiten usw. aus jenem Personal so gut wie verschwunden».¹⁵³

Die sensationellen Nachrichten über die Möglichkeiten der Hypnose hatten Forel elektrisiert. Im März 1887 reiste er nach Nancy, wo ein Pionier dieses Faches lehrte; er wollte sich unterweisen lassen und kam «als fast vollendeter Hypnotiseur» zurück.¹⁵⁴ Er habe Me-

* Hyppolite Bernheim (1840-1919).

chanismen durchschaut, die sogar Charcot – die psychiatrische Grösse jener Zeit – übersehen habe. Alsogleich hypnotisierte – oder soll man sagen verzauberte? – Forel in der Anstalt alle und jede.

Wenn jemand nicht wollte, war das kein Hindernis: «Es galt vielfach als Axiom, dass, wer nicht hypnotisiert werden will, nicht hypnotisiert werden kann, wenigstens nicht beim ersten Versuch. Nach meiner Ansicht darf man nicht allzuviel auf diese Behauptung geben, welche mehr oder weniger auf der psychologisch unrichtigen Annahme einer essentiellen menschlichen Willensfreiheit beruht. Es muss zunächst der Mensch nicht wollen können, um wirklich und ‚frei‘ nicht zu wollen.» Der Meister wusste die Widerstände zu brechen: «Die Suggestion wirkt aber am schnellsten und sichersten durch Überraschung, Überrumpelung der Phantasie.»¹⁵⁵

Stolz berichtete er, er habe in zweieinhalb Monaten «bei 41 Personen die hypnotische Eingebung versucht».¹⁵⁶ Es war ein grosses Pensum, musste Forel doch die meisten Opfer mehrfach bearbeiten, damit er die Experimente zum Ziel führen konnte, die er jeweils im Sinne hatte. Doch es gelang «mit einer ungeahnten Leichtigkeit».¹⁵⁷

Zuerst mussten die Wärterinnen daran glauben, eine nach der anderen. So berichtet er von einer «normalen, tüchtigen» Wärterin: «Ich schaue sie, einige Sekunden Schlaf suggerierend, an, lasse sie dann zwei Finger meiner linken Hand (nach Bernheims Verfahren) ansehen, nach dreissig Sekunden fallen ihr die Lider zu. Forel suggeriert Amnesie und Anästhesie. «Alles gelingt sofort. Ich steche tief mit einer Nadel. Sie fühlt nichts.» Dann sagt er der Frau, «dass sie nach dem Erwachen einen unter dem Tisch stehenden Papierkorb aus eigenem Antrieb einer anwesenden Person auf den Schoss legen wird». Die Wärterin erwacht. «Sie weiss von allem absolut nichts mehr, blickt aber unaufhörlich auf den Papierkorb, den sie beschämt und errötend der betreffenden Person auf den Schoss legt.»¹⁵⁸

* Jean Martin Charcot (1825-1893) wurde berühmt durch seine Arbeiten über Hysterie, Hypnotismus und Systemerkrankungen des Rückenmarks.

Mit Forels hypnotischen Fähigkeiten wachsen seine Autorität und seine Aura: «Die Leute fingen an, mich für einen Hexenmeister zu halten», stellt er mit Vergnügen fest.¹⁵⁹

Von Anfang an versuchte er, seine neuen Fähigkeiten zu therapeutischen Zwecken einzusetzen. Er hypnotisiert eine Magd, der ein Zahn gezogen werden muss, und sie merkt nichts vom schmerzhaften Vorgang. «Dies gelang mir damals öfters und erhöhte meinen Nimbus als vermeintlicher Zauberer.»¹⁶⁰ Er befiehlt einer Schlafwandlerin in Hypnose, dass sie bei einer Hochschwangeren den Beginn der Geburt beobachte und den Arzt rufen lasse. So spart er sich eine Nachtwache.¹⁶¹ Er behandelt einen Mann, der an Halluzinationen leidet, nachdem ihm dreissig Jahre zuvor ein Auge durch Indianer weggeschossen worden ist. Er versucht sich an einer Dame, der das Haar infolge Aufregung und Erschöpfung innert kurzer Zeit schneeweiss geworden ist: «In der Anstalt unter meiner Behandlung bekam sie, als sie sich körperlich zu erholen anfang, einen üppigen Nachwuchs schwarzbrauner Haare.»¹⁶² Forel wird zum Mediziner im archaischen Sinn: «Ich habe Zähne in der Hypnose ausziehen lassen, Abszesse eröffnet, ein Hühnerauge extirpiert, tiefe Stiche gemacht, ohne dass die Hypnotisierten irgend etwas gespürt hätten.»¹⁶³

Nicht genug: Er lässt einer Frau nach dem Wiederaufwachen «längst verstorbene Angehörige erscheinen, mit welchen sie sich lange unterhielt.» Mehr des Übersinnlichen: «Andere liess ich in ihrer Phantasie wie Petrus auf dem Meer oder über einen Fluss wandern. Andere verwandelte ich in hungrige Wölfe oder Löwen, so dass sie sich bellend auf mich warfen und beißen wollten.»¹⁶⁴

Besonders gerne spielt der Irrendoktor mit den Geschlechtern: «Einen Mann verwandelte ich in ein Mädchen, das sich seiner Menstruation erinnerte, ein Mädchen umgekehrt in einen Offizier.»¹⁶⁵

Leider erfährt er auch Grenzen seiner Kunst. Als er einen Patienten zu behandeln versucht, der von der Wahnvorstellung geplagt ist,

er sei vom Zürcher Kantonsrat zum Tode verurteilt, kann er ihn nicht davon abbringen; das Todesurteil in der Wahnwelt des Patienten ist stärker.¹⁶⁶

Ohne Hemmungen setzt der neue Heiler seine übersinnlichen Kräfte für seine wichtigste Mission ein: die Bekehrung der Alkoholiker. Er erklärt vier Alkoholikern im Schlaf, «sie würden sich völlig ändern, ernst, anständig und reuig werden», und darf glücklich feststellen, was er bewirken kann: «Alle vier Kranke wurden bald zu guten Somnambülen»¹⁶⁷ – zu glücklichen Nachtwandlern, welche Einflüsterungen gehorchten. Einer von ihnen tritt in einen Mässigkeitsverein ein.

Der Hypnotismus scheint indes vor allem Forel selbst erweckt zu haben. War er bisher im Herzen der Schüchterne gewesen, der etwa vor seiner ersten Vorlesung «schreckliche Angst» empfunden hatte,¹⁶⁸ wandelte er sich zum wissenschaftlichen Guru: «Ich kündigte für das Wintersemester 1887/88 ein Kolleg über den Hypnotismus mit Demonstrationen an, und das zog so stark, dass es im grössten Auditorium für die mehr als hundert Zuhörer keinen Platz gab.»¹⁶⁹

Gleichzeitig muss die Fähigkeit, andere derart beeinflussen zu können, wohl seine negative Meinung über die «Masse» verstärkt haben, schien doch die Hypnose die Vorstellung zu bestätigen, dass die Menschen manipulierbar seien. Man kenne zwar «die Macht der Presse, der Mode, der ‚öffentlichen Meinung‘, des Spottes, des religiösen und politischen Fanatismus, der schlechten Romane, der Kinetographen usw.», rät Forel. «Aber man überschätzt dennoch die Fähigkeit des ‚freien Willens‘, der ‚freien Menschen‘, sich gegen diese Massensuggestionen zu wenden. Ein genaueres und tieferes Studium der Verhältnisse lässt bald die schreckliche Schwäche der grossen Mehrzahl gegen solche Suggestionen erkennen.»

Die Menschheit ist letztlich eine grosse «Schafherde».¹⁷⁰

Die Wahrsagerin

Angeklagt wurde Frau Magdalena Fay wegen Betrugs. Sie hatte in angeblich somnambulen Zustand – in hellwachem Schlaf – den Leuten das Geld aus der Tasche gezogen, indem sie ihnen Heiraten oder Todesfälle voraussagte und über das Leben von Personen berichtete, die am andern Ende der Welt lebten.

August Forel, der strenge Wissenschaftler und grossartige Magier, wurde beauftragt, ein Gutachten über Frau Fay zu erstellen. Da sass er nun der älteren, dicklichen Person gegenüber, die einen aufgeweckten Eindruck machte: «Ihr Bildungsgrad ist sehr gering; sie scheint – wie auch ihr Mann – ziemlich abergläubisch zu sein», notierte Forel. Sie war eine Deutsche aus Badenweiler. Den Umständen nach konnte sie eine Zigeunerin sein.

Forel beobachtete die Dame eine Zeitlang und befragte auch ihren Mann. «Sicher ist, dass Frau F. aus ihrer vermeintlichen Wihrsagerei im somnambulen Zustand viel Profit gezogen hat, dass sie eine förmliche ärztliche Praxis betreiben und damit ihren Mann und ihre zahlreiche Familie erhalten hat.» Soviel war klar.

Doch das war nichts Aussergewöhnliches. Mehr verwunderte, was sie über ihre Schlafzustände sagte, die seit ihrer Jugend bei ihr einträten: Sie habe auch ihr letztes Kind in diesem Zustand geboren und dabei vom ganzen Geburtsakt absolut nichts bemerkt. Als sie erwachte, sei das Kind schon dagewesen.

Mehr noch: In ihr wirke ein Geist.

Bei der hypnotischen Prüfung der Dame in der Vorlesung, vor den Augen der gebannt blickenden Studierenden, stellte Forel tatsächlich Zustände von Schmerzunempfindlichkeit fest.

Als Forel einmal unangemeldet zu ihr auf die Abteilung kommt, sitzt die Frau auf einem Stuhl, in verkrampfter Stellung, die Augäpfel nach oben gerichtet, die Lider geschlossen. Hochdeutsch, mit fast schreiender Stimme beantwortet sie seine Fragen.

Forel ist kein unhöflicher Exorzist. Er ist Wissenschaftler, stets an neuen Erkenntnissen interessiert. So setzt er seine Hypnosekünste nicht nur ein, um Frau Fay von ihrem Geist zu befreien. Ihn interessiert der persönliche Kontakt zu diesem Geist, von Du zu Du. Ernst heisst er. Ich bin August.

Anfänglich ärgert diese Einmischung eines Fremden den Geist Ernst. «Er regte sich wieder und versuchte, mir zu widerstehen.»

»Da du mir meine Macht genommen hast über diese Frau, habe ich eine Bitte.« So spricht Ernst: «Diese Frau hat nur noch zwei Jahre zu leben. Und ich bitte, dass du mir erlaubst, diese Zeit noch bei ihr zu sein und sie zu schützen.» Spricht Ernst. Und notiert Forel in seinem Gutachten:

Forel weiter: «Wer bist du, der so spricht?»

Ernst: «Ich bin ein Geist und heisse Ernst. Meine Knochen liegen in Basel begrabene, und ich bitte, dass du meine Knochen in Ruhe lässt.»

Forel: «Du täuschst dich. Diese Frau wird noch viel länger als zwei Jahre leben und dabei geistig und körperlich gesund und munter bleiben. Ich will dir erlauben, bei ihr zu bleiben – aber du kannst ihr nichts Schlechtes mehr antun, nur noch Gutes.»

Darauf bleibt der Geist stumm.

Forel analysiert in seinem Gutachten, wie sich bei der Frau eine zweite Persönlichkeit gebildet habe: «Der Ton, die Stimme, die ganze pathetische Art, die selbstbewusste Arroganz dieser zweiten Persönlichkeit kontrastieren ganz auffällig mit dem schlichten, bescheidenen, einfachen Wesen der wachen Frau Fay.»

Durch die Besänftigung des Geistes erlöste Forel die Frau von ihren Leiden. Dem Gericht erklärte er in seinem Gutachten, dass der Somnambulismus bei ihr nicht gespielt sei.

Die Hellsheerin wurde freigesprochen.¹⁷¹ Sie beschäftigte sich weiter mit den Seelenängsten ihrer Klienten. War sie für Forel gleichsam eine Berufskollegin?

Jünger

Der Kreis der Forel-Schüler

Doktorspiele sind harmlos: Dr. Eugen Bleuler wurde zu Dr. August Forels gelegentlichem Spielpartner. Denn auch Bleuler beherrschte die Kunst der Hypnose. Bleuler erzählt, wie die beiden Psychiater miteinander experimentierten: «Herr Prof. Forel befahl mir, einen Finger in den Mund zu stecken, ich werde ihn bitter finden. Ich stellte mir nun sofort eine Bitterkeit in der Art von Aloe vor und war dann so überrascht, einen süsslichen, bitteren, salzigen Geschmack zu empfinden, dass ich glaubte, wirklich verunreinigte Hände zu haben.» Forel hatte bei seinem Kollegen soeben erfolgreich eine Halluzination hervorgerufen.

Dass dieser Dr. Bleuler einst Forels Nachfolger am Burghölzli werden sollte, stand damals noch in den Sternen. Er war Assistent am Burghölzli gewesen und dann zum Direktor der Pflegeanstalt Rheinau berufen worden, in welcher geistig und körperlich «unheilbare» Kranke untergebracht waren. Die beiden Herren gerieten in ein eigentümliches Verhältnis zueinander, das gekennzeichnet war von Freundschaft, Konkurrenz und Spannungen. Gerne erzählte Forel folgende Anekdote über seinen ehemaligen Assistenten: «... er arbeitete so riesig, dass er nicht mehr schlief. Er erklärte mir sogar, der Schlaf sei eine schlechte Gewohnheit. Die Folge war, dass er einmal plötzlich umfiel und fünf Stunden bewusstlos lag – man konnte ihn einfach nicht mehr aus dem tiefen Schlaf wecken. Seitdem lernte er, dass der Schlaf doch eine gute Gewohnheit sei.»¹⁷² Eugen Bleulers Hausbiograph – sein Sohn Manfred – weist diese hämische Darstel-

lung zurück und erklärt, dieser Anfall sei wohl nur «einer akuten Intoxikation oder Infektion zuzuschreiben».¹⁷³

Vermutlich hatte Bleuler – als der rund zehn Jahre später Geborene – sich in dieser Beziehung einfach unterzuordnen. Er erhielt von Forel den Platz des ersten Jüngers zugewiesen und beteiligte sich in der Bewegung für Alkoholabstinenz wie auch wenig später in derjenigen gegen die Prostitution. Als Forel sich aus der Leitung der Trinkerheilanstalt Ellikon an der Thur zurückzog, übernahm Bleuler dessen Nachfolge.

«Im Verwenden von Menschen war Forel ein Künstler: es gab wohl keinen Halbidioten, den er nicht noch irgendwie beschäftigte.»¹⁷⁴ Das schrieb einer, der selber zum erklärten Jünger Forels wurde: Der Unterassistent Fritz Brupbacher, später ein beliebter anarchokommunistischer Arzt in Zürich. «Ich war 16 Jahre, als ich ihn das erstemal in einem Vortrag über die schädliche Wirkung des Alkohols hörte», berichtet Brupbacher. Wenn Forel für Nüchternheit eintrat, tat er es mit der begeisterten Zunge eines Betrunkenen. Brupbacher geriet völlig in seinen Bann: «Und als Forel etwa zwei Jahre später zu uns kam und uns aufforderte, die Menschheit zu retten, da waren wir an unserem kleinen Gymnasium bald unser zwanzig, die sich bereit erklärten, auszuziehen, um die Menschheit zu retten und zu erhöhen.» Denn Forel organisierte «die Intellektuellen, die ‚Geistigen‘», wie Brupbacher vermerkt; «... und es ist deshalb gar nicht verwunderlich, dass aus diesen Kreisen jahrelang Ethiker und Reformer auf den verschiedensten Gebieten gekommen sind.»¹⁷⁵ Diese Ethiker und Reformer verstanden ihre Rolle ähnlich derjenigen von Verkehrspolizisten: Sie sorgten dafür, dass jeder menschliche Verkehr in geordneten Bahnen verlief. Hervorragende Persönlichkeiten aus der Forelschen Schule waren etwa der spätere Begründer des Gerichtsmedizinischen Instituts, Heinrich Zangger, oder der profilierte Staatsanwalt Emil Zürcher.

Forel selbst bedachte seine Jünger immer wieder mit distanzierenden Hieben. Fritz Brupbacher erscheint in seiner Autobiographie als «ein sonderbarer Philosoph», einer, «der die eigentliche Anstaltsarbeit unter seiner Würde fand.»¹⁷⁶

Umso mehr schwärmten diese von ihm. Besonders begeistert war der St. Galler Gymnasiast und Abstinenzler Ernst Rüdin. Er schrieb Forel herzergriffende Briefe über die traurigen Verhältnisse in dieser Gesellschaft: «Überall nur Wein-, Bier- und Schnapswirtschaften mit ihrem unsäglichen Qualm und der durch Menschengift und Alkoholduft durchschwängerten Luft.»¹⁷⁷ Rüdin war nie ein direkter Schüler von Forel, er mag dies bedauern haben. Er war ein etwas entfernterer Jünger, der dank dem Vorbild Forel zum professionellen Menschenverbesserer wurde: «Ich fühle einen tiefen Drang, Unglück und Krankheit an ihrer Wurzel auszurotten, den Drang, der mich seinerzeit auch zum Abstinenzler und Sozialisten werden liess», lesen wir in einem seiner Briefe an Forel.¹⁷⁸ Rüdin wurde Psychiater, war einige Jahre Ordinarius für Psychiatrie in Basel und gelangte nach München, wo er sich der Rassenhygiene zuwandte. Er wirkte 1934 als einer der Kommentatoren des nationalsozialistischen «Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses».

Bienenfleiss

Direktor Eugen Bleuler

Forels bedeutendster Schüler blieb Eugen Bleuler, eine eigentümliche Erscheinung: «Auf den Kongressen tauchte, von Weitem erkennbar unter der Menge der Besucher, seine charakteristische Silhouette auf: eine mehr kleine, hagere Figur, leicht nach vorn geneigt, mit raschen, eckig gestossenen Bewegungen; das schmale, scharf geschnittene Gesicht beim Sprechen überlebhaft, gespannt, fast utriert» – fast äusser sich.¹⁷⁹

Seine Herkunft war einfach. Landleben. Er wurde 1857 in Zollikon geboren und war ein Jahrzehnt jünger als August Forel. Nach einer wenig beschwerten Jugend besuchte er das Gymnasium in Zürich und absolvierte am selben Ort das Medizinstudium. Er dissertierte über eine organische Hirnstörung und wandte sich der Psychiatrie zu. Als Assistent arbeitete er in der Anstalt Waldau bei Bern und weilte dann zur Fortbildung anderthalb Jahre in Paris, London und München. Es folgte ein erster Aufenthalt im Burghölzli als Assistent August Forels. Mit 29 Jahren wurde ihm die Leitung der Pflegeanstalt Rheinau anvertraut, die er bis 1898 innehatte. Als 42jähriger heiratete er Hedwig Waser, eine kulturell aktive Frau, volkstümliche Dichterin mehrerer Bühnenstücke und Gründerin des Bundes abstinenten Frauen.

Nach Forels Rücktritt am Burghölzli im gleichen Jahr 1898 sollte der Direktor der Anstalt Rheinau, Eugen Bleuler, zu seinem Nachfolger gewählt werden. Dieser übernahm auch den Lehrstuhl für Psychiatrie an der Universität, wobei die Wahl auf seltsame Weise erfolgte:

Die Fakultät hatte drei Kandidaten zur Auswahl vorgeschlagen – Bleuler befand sich nicht darunter –, die Regierung wählte, wohl auf Forels Betreiben, den vierten.¹⁸⁰

Wer war er wirklich?

Der Mann scheint ununterbrochen gearbeitet zu haben. Sein einstiger Oberarzt Jakob Klaesi attestiert ihm einen ganzen Strauss von Eigenschaften, die ihn als streng erscheinen lassen: «unermüdlichen Fleiss», «Sorgfalt», «Ordnungsliebe», «Einfachheit», «Anspruchslosigkeit und Nüchternheit», «Pflicht- und Verantwortungsfreude» sowie «Gehorsam», «Dankbarkeit» und «Treue».¹⁸¹ Streng bis zur Rücksichtslosigkeit, «und zwar Rücksichtslosigkeit als unbedingte geradlinige Folgerichtigkeit, soweit es um Forschung und Lehre ging»,¹⁸² so konnte Bleuler sein.

An bäuerliche Ideale wurden verschiedene erinnert, die in Bleulers Umgebung lebten: «Bauernhaft» sei die selbstverständliche Forderung gewesen, «dass alle Mitarbeiter zur selben Hingabe entschlossen seien und die erforderlichen Bereitschaften und Grundsätze teilen», schreibt sein Assistenzarzt Klaesi. Bleuler selbst arbeitete von Sonnenaufgang bis -Untergang, hatte «einen Vierzehn- bis Sechzehnstundentag», und zwar «werktags wie sonntags», erinnert sich Klaesi weiter.¹⁸³

«Die Arbeit war im voraus sozusagen bis auf die Minute eingeteilt.» Sparsam war er in der Verwendung von Zeit, von Worten und von Geld. Manche würden ein solches Leben freudlos finden. «Nie habe ich ihn während meiner elf Dienstjahre als Assistenz- und Oberarzt des Burghölzli spazieren gesehen, weder allein, noch mit Frau und Kindern», vermerkt Klaesi. «Als er zwei Tage hintereinander einen eben verheirateten Assistenten mit Frau sich nach dem Mittagessen eine Stunde im Garten aufhalten sah, erkundigte er sich teilnahmsvoll, wer von beiden krank sei.»¹⁸⁴

Jede Unterbrechung in Denken, Schreiben und Verwalten war ihm ein Verlust: Als einmal ein ehemaliger Oberarzt im Gehrock und Zylinder ihm ein gutes neues Jahr wünschen kam, erkundigte sich Eugen Bleuler nachdenklich-beflissen nach dessen Wohlergehen; «als der Besuch wieder fort war, äusserte er: ,Wenn er nur nicht verrückt

geworden ist.»¹⁸⁵ «Stets trug er eine Anzahl Karten bei sich, um sofort schriftlich festzuhalten, was er eben beobachtet, gesehen oder gehört hatte».¹⁸⁶

Aus sich heraus kam dieser Mann dann, wenn es ums Gute ging, um den Kampf gegen den Alkohol: «In Vorlesungen und Vorträgen, und namentlich wenn er Studenten und Ärzten ins Gewissen redete, tat er es mit zündendem Eifer und wahrhaft rücksichtsloser Empörung.» Wie Forel wurde er nur trunken, wenn er Nüchternheit forderte: «Von seinen Besuchen in der Trinkerheilstätte Ellikon und der Beglücktheit in der Mitte einer festlichen Versammlung von Einsichtiggewordenen und Geretteten erzählte er mit Pathos, was er bei keiner anderen Gelegenheit tat.»¹⁸⁷

Ansonsten war er spröde, lehnte nahe Beziehungen im Alltag ab. «Er frug nie: Wie geht's? Was haben Sie in Zukunft vor?» berichtet Klaesi.¹⁸⁸

Ein anderer Assistent, Carl Gustav Jung, Arzt am Burghölzli von 1900 bis 1909 und dann in Unfrieden geschieden, schrieb weniger behutsam: «Bleuler war sehr lange gänzlich erkälteter Junggeselle und hat deshalb schon viel Verdrängungsarbeit geleistet in seinem Leben.»¹⁸⁹ Jung empfand Bleuler im persönlichen Kontakt als «durchaus erschöpfend, weil ganz unmenschlich».¹⁹⁰

Bleulers Sohn Manfred, der ebenfalls Psychiater und ebenfalls Direktor des Burghölzli wurde, bestätigt in seinem Beitrag zur Zürcher Spitalgeschichte, dass sein Vater während der Zeit am Burghölzli isoliert war. Zumal bald nach seinem Amtsantritt die Eltern verstarben. Er sei «in seinen persönlichen Berufsbedingungen verarmt» und habe dafür «Ersatz in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit» gefunden.¹⁹¹

Fragte man Eugen Bleuler, wer er denn selbst sein möchte, sah er sich als Vaganten oder als Napoleon, wie Assistenzarzt Klaesi berichtet: «Denn im unbekümmerten vagabundierenden Mitbürger erkannte er die vollständige Unabhängigkeit von allem aktuell Wichtigem, in Napoleon die völlige Überlegenheit über alles äussere Ge-

schehen.»¹⁹² Ein grotesker Vergleich: Das Höchste und das Niedrigste in der gesellschaftlichen Rangordnung zugleich sein zu wollen. Der Herrschende und der Unterdrückte.

Wo Forel Theorien entwarf, machte sich Bleuler ans Werk. Während Forel gegen das Teufelszeug Alkohol predigte, amtierte Bleuler als Direktor der Trinkerheilanstalt EUikon. Während Forel die Entartung der Menschheit geisselte, verfasste Bleuler Gutachten, um diese Entartung zu verhindern. Und nicht zuletzt: Während Forel in seiner theoretischen Arbeit neue Entwürfe schaffte, welche die Praxis anleiten sollten, versuchte Bleuler Erfahrungen zu generalisieren und Erlebtes zu systematisieren.

Ein inspirierter Schreiber war Eugen Bleuler nicht, wenn er auch viel schrieb. Etwas Zerrissenes prägt sein Werk. Oberarzt Klaesi diagnostiziert denn auch einen Widerspruch zwischen dem Erdverhafteten und dem zum Himmel Strebenden, zwischen einer «ausschliesslich materialistisch gerichteten Denkweise» und dem Schweben «in einer rein geistigen Welt.»¹⁹³

Widerstrebendes in ein und derselben Person. Letztlich war Bleuler bei allen Höhenflügen der Gärtner, der die Tulpenzwiebeln mit dem Zentimetermass setzte, zum Beweis der höheren Ordnung.

Musterbauernhof

Der ländliche Hintergrund

Er war sich seines Herkommens als Bauernsohn dauernd bewusst», urteilt Manfred Bleuler über seinen Vater.¹⁹⁴ In seiner Jugend habe Eugen oft in der Landwirtschaft mitgeholfen.¹⁹⁵ Dass er das Medizinstudium absolvierte, wurde ihm im Heimatdorf als lokalpatriotische Tat angerechnet.

Es braucht wenig Phantasie, um sich vorzustellen, dass der im Zürcher Oberland verwurzelte Bauer Kleinjogg in seiner Bildung eine Rolle gespielt hat. Am Familientisch war von Kleinjogg die Rede, wie Bekannte der Familie bestätigen.¹⁹⁶

Klein Jakob Guyer von Wermatswil – nur wenige Kilometer von Bleulers Geburtsort entfernt – ging als «Kleinjogg der Musterbauer» in die Kulturgeschichte ein; er lebte von 1716 bis 1785 und erregte seiner philosophischen Ansichten über Landwirtschaft und Gesellschaft wegen die Aufmerksamkeit der aufgeklärten bürgerlichen Schichten. Er wurde als Mitglied in die Naturforschende Gesellschaft Zürichs aufgenommen und errang infolgedessen internationale Beachtung; er korrespondierte mit Geistesgrößen der Zeit. Albrecht von Haller, Pestalozzi, Lavater, Rousseau kannten zumindest seine Schriften, Goethe war 1775 auf seinem Hof zu Besuch.

Kleinjogg rügte die Fabrikarbeit, die damals eben aufkam. So referiert jedenfalls Stadtarzt Hans Caspar Hirzel, aus dessen Feder ein Buch über Kleinjogg stammt, den philosophierenden Bauern: «...diese allzubequeme Arbeit nehme die Lust zur harten Feldarbeit, schwäche den Leib, und so verliere der Feldbau nach und nach seine Arbeiter und müsse endlich in völligen Verfall kommen.» Mit den

Fabriken verhält es sich wie mit den Spitälern; «diese sind für kranke und schwache Leute als die schätzbarste Anordnung zu verehren, aber wenn gesunde, zur Arbeit tüchtige Leute darin aufgenommen werden, so pflanzen sie nur Müssiggang und verursachen dem Land den grössten Schaden.»¹⁹⁷ Die Landarbeit hingegen macht müde, so müde, dass keinerlei Lust nach Ausschweifung aufkommt. Sie zähmt die Sexualität. Als Besucher sich wunderten, dass Kleinjoggs Sohn und Tochter noch während der Pubertät in der gleichen Kammer schlafen, antwortete Kleinjogg: «Nein, das hat keine Gefahr bei Leuten, die müde ins Bette gehen.»¹⁹⁸

Dieser Landmann wurde in den Augen vieler zum Modell einer moralisch sauberen Gesellschaft, und man traute ihm zu, dass er mit seinen Maximen selbst zum Staatsmann taugen würde. «Kleinjogg hätte eine Republik so gut regieren können wie seine Familie. Welche bessere Schule für Minister, Steuer- und Grosspächter ... als die Wirtschaft dieses Bauern!»¹⁹⁹

So war der Bauernphilosoph beschaffen, der Bleulers Werk geprägt hat. Ein ländliches Ideal scheint vor allem in Bleulers frühem Versuch zu liegen, in der Anstalt Rheinau eine natürlich-organische Gemeinschaft von Patienten und Ärzten zu schaffen. «Damals noch unverheiratet, lebte er (Bleuler, ww) ununterbrochen mit seinen Kranken, arbeitete oft mit ihnen, u.a. auch auf dem Felde, erfüllte ihre Freizeit mit Wanderungen, Theaterspielen, Tanzanlässen und anderem.»²⁰⁰ Sohn Manfred schildert ein Kommuneleben: «An einer solchen, heute als völlig veraltet verunglimpften tätigen Gemeinschaft hat Bleuler in Rheinau zwölf Jahre lang teilgenommen.» Dies war nur möglich, «weil er wie die meisten seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in dieser Zeit unverheiratet war und die Arbeitsstunden nicht zählten.» Die gemeinsame Tätigkeit «soll (soweit möglich) gemeinsame Arbeit und gemeinsame Geselligkeit in der Freizeit betreffen.»²⁰¹

Doch Eugen Bleuler selbst erachtete dieses Experiment schliesslich für gescheitert; er kehrte in der Behandlung später wieder zu traditionellen Methoden zurück.

Die Rheinauer Episode steht in seltsamer Parallele zum Versuch von Auswanderern, in Übersee ein landwirtschaftliches Utopia zu verwirklichen, nur eben sollte Bleulers Utopia auf heimischem Boden realisiert werden – und in einer Irrenanstalt. Sicher stand die Rheinauer Arzt- und Patientengemeinschaft im Gegensatz zu allem, was aus der modernen Schweiz kam. Und die moderne Schweiz, das war die Stadt.

Beide – August Forel wie Eugen Bleuler – besaßen in ihrer Familie einen ländlichen Hintergrund. Forels Vater war Gutsbesitzer und Landwirt. Eugen Bleuler entstammte einer bäuerlich-gewerblichen Familie aus Zollikon, eine Wegstunde vor Zürichs Mauern. Einer seiner Stammväter begründete eine weitherum bekannte Häfnerrei, deren Spezialität weisse Öfen darstellten. Bleulers Grossvater war Landwirt und Seidenferger, in der Gemeinde stiegen die Bleulers dann zur ländlichen Oberschicht auf. Der Familienname erinnerte weiterhin an die Landwirtschaft, bedeutete doch die Tätigkeit des Bleuens, Hanf- oder Flachshalme mittels eines Holzhammers – des «Bleuels» – zu schlagen und sie für die Leinenverarbeitung vorzubereiten.²⁰²

Zollikon war noch um die Jahrhundertwende geruchvolles Bauernland. Lob des einfachen Lebens, Lob der harten Arbeit. Auch Forel war von der Überlegenheit der ländlichen Schweiz überzeugt, wiesen doch «die Ackerbau treibenden Menschenvereinigungen auf dem Lande die gesunden sexuellen Verhältnisse wie die gesunden Verhältnisse überhaupt auf.» Die Gesundheit zeige sich in der Nachkommenschaft: «Die Bauernfamilien zeugen durchschnittlich mehr und viel gesündere Kinder als die Familien der Städter.»²⁰³

Forel hatte es in der Praxis beobachtet. «Die hochgradige körperliche und geistige Entartung eines Fabrikvolkes konnte ich im Kanton Zürich zur Genüge studieren», schreibt er. «Die allerunbrauchbarsten Personen für den oben erwähnten Wärterdienst in der Irrenanstalt waren frühere Fabrikarbeiter beider Geschlechter. Dieselben waren körperlich, geistig und moralisch meistens so verkümmert,

dass sie oft einfach zu nichts anderem mehr als zu ihrer bisher geübten automatischen Beschäftigung des Seidenwebens oder Seidenwindens oder dgl. zu gebrauchen waren.»²⁰⁴ Forel vertrat auch gegenüber den Behörden die Ansicht, dass Bauern für den Wärterberuf am gesündesten seien: «Die besten Wärter und Wärterinnen stammen aus dem Bauernstände, aus bessern Bauernfamilien. (...) Geduldige, ruhige, ausdauernde, etwas phlegmatische Bauernjungen kommen des Verdienstes wegen, gewöhnen sich an den Dienst und werden darin tüchtig und brav, wenn ihr Charakter entsprechend ist».²⁰⁵ Bauernjungen waren so solid wie Bierbrauerpferde.

Dass die ländliche Bevölkerung gesünder – namentlich geistig gesünder – ist, wird durch die Statistik allerdings nicht bestätigt. Ein junger Zürcher Historiker bemerkt: «Das mir vorliegende Zahlenmaterial (gemeint die Zürcher Volkszählung 1888, ww) bestätigt die These, dass städtische Slums häufiger Devianz erzeugen, nicht zwingend. Aus dem Bezirk Zürich wurden nämlich im Jahre 1888 nur gerade 14 von 10'000 Einwohner in staatlichen Irrenanstalten versorgt, wogegen vom ländlichen Bezirk Andelfingen 59 von 10'000 institutionell versorgt wurden. Auch Pfaffikon (50), Dielsdorf (49) und Meilen (38) (ausgesprochen ländliche Bezirke, ww) lagen weit über dem Durchschnitt.»²⁰⁶

Fotoplatte und Zeppelin

Neurologische Entwürfe

Forel arbeitet sich in sein neues Thema Hypnose hinein, als hätte sie ihn selber in seinen Bann geschlagen. Hypnose war für ihn mehr als ein Spiel, sie war das entscheidende Kettenglied, das Seele und Körper verband.

Er schrieb eine Art Handbuch des Hypnotismus, das in Wirklichkeit eine Kampfschrift für die Einheit von Seele und Körper darstellte. Die Psyche sei eine Gehirnfunktion, hatte er seit je behauptet, die Hypnose schien es zu bestätigen: Man musste am richtigen Rädchen drehen, am neuralgischen Punkt einsetzen, und der Geist folgte willenlos.

Das Ich ist bloss «unser Grosshirnoberbewusstsein».²⁰⁷ So lautete das wissenschaftliche Kampfprogramm Forels, das er in tausendund-ein Erzählungen variierte: Das Denken kann mechanisch erklärt werden. Es geht alles mit natürlichen Dingen zu, wie bei einer Fotoplatte, die auch Bilder von Vater und Mutter und der ganzen Welt liefert, ohne dass sie ein Bewusstsein besitzt: «Der Gedanke an meinen verstorbenen Vater liegt in meinem Gehirn (meiner Seele) tief unterbewusst als Komplex von Gesichts- und anderen Sinnesbildern assoziiert engraphiert.» Engraphiert heisst eingekratzt, wie auf einer geschwärzten Platte. Nun wird dieser Vater «ekphoriert», das heisst: ausserhalb der Dunkelkammer sichtbar gemacht, beispielsweise aufgrund einer Fotografie, die eben denselben zeigt. So entsteht eine Assoziationskette. Denn der engraphierte Komplex ekphoriert erneut, beispielsweise «das Bild des Gesichtes und der Stimme meiner längst verstorbenen Mutter, und zwar in unserer damaligen elterlichen Wohnung in Vaux. Diese Bilder lagen ebenfalls

unter sich längst in meinem Gehirn assoziiert. Durch solche Ekphorien bilden sich neue, in meinem Hirn assoziierte Komplexe: Vater, Mutter, alte Wohnung in neuen Verbindungen, die bald wiederum ins Unterbewusste scheinbar verschwinden usw.»²⁰⁸ Das Foto entwickelt sich zum Film.



Fotoapparat

Die Mutter selbst ist nichts als eine Überlagerung von eingraphierten Eindrücken. Das Wort sei zur Abwechslung dem Forelschüler Bleuler gegeben, er erklärt mit gleichen Bildern: «Der ganze Vorgang lässt sich mit der Darstellung einer Typen-Foto vergleichen: das Engramm eines Empfindungskomplexes (die Platte Nr. 1) wird, wenn ein ähnliches erlebt wird, ekphoriert (...). Die Platte Nr. 1 und das neue Erlebnis 2 werden zusammen auf eine Platte (Nr. 3) neu fotografiert, wodurch nur das Gemeinsame zur klaren Darstellung kommt. (...) und das wiederholt sich so oft, als die Mutter wieder wahrgenommen wird, so dass auf den neuen Typenbildern das

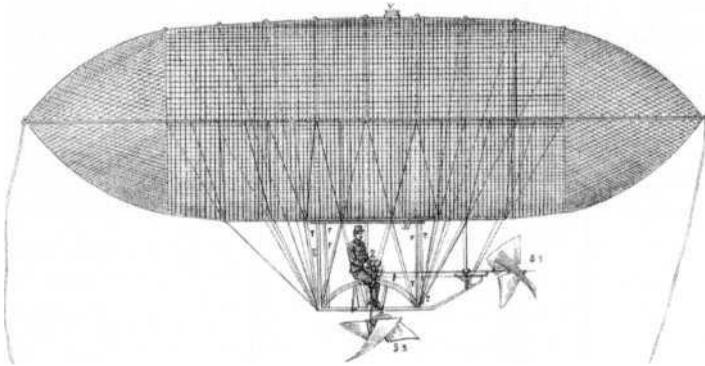
Gemeinsame immer mehr herausgearbeitet wird, das Verschiedene immer mehr zurücktritt.»²⁰⁹ Auf diese Weise wird im Geist bei Eugen Bleuler die Mutter geschaffen.

Wenn die Fotoplatte das Geschehen nicht genug veranschaulicht, dann der elektrische Schaltvorgang. Das Burghölzli wird soeben elektrifiziert. Die Elektrizität elektrisiert auch das Denken. In Bleulers späterem Werk zur «Naturgeschichte der Seele» heisst ein ganzes Kapitel «Die Schaltungen». Das nächste: «Die Spannungen». Und beide stehen im Buchteil: «Der psychische Apparat».²¹⁰ Die Psyche ist ein Elektrogerät. So sahen es manche Zeitgenossen, auch Sigmund Freud.

Ein von Bleuler vorgelegtes Beispiel – die Erfindung des Zeppelins – zeigt, wie das menschliche Denken sich in Schaltungskaskaden bewegt: Jede Schaltung ist ein Assoziationsschritt.

Die Erfindung des Luftschiffes ist so einfach, dass auch ein Nicht-techniker wie Bleuler sie begreiflich machen kann: Am Anfang steht nach dem Mediziner Eugen Bleuler der Wunsch, «sich schnell von einem Ort zum anderen zu bewegen». Der Mensch sieht «die fliegenden Tiere (die Vögel) sich am schnellsten und anscheinend leichtesten fortbewegen». Schalter ein! Fortbewegen wird mit Fliegen assoziiert. Leider hat der Mensch keine Flügel. Also macht er sich welche. Nun folgt ein Bruch in der Erfindungslogik, der nicht erklärt wird. Jedenfalls möchten nach Bleuler die Brüder Montgolfier «künstliche Wolken» machen, die in die Luft aufsteigen. Schalter ein! Dieser Wunsch wird mit «fliegen» assoziiert. Zufällig sind nun auch «die schnellgehenden Motoren erfunden». Noch einmal Schalter ein! Die Motoren «werden dem Wunsch, mit dem Ballon zu fliegen, assoziiert.» Es ist geschehen: «Der Zeppelin ist erfunden.»²¹¹

Kaum zu glauben, dass dieser Zeppelin fliegen kann. Allenfalls kriecht er als gliederreiche Gedankenraupe durch die Gehirnwindungen.



Lenkbares Luftschiff – nach Dr. Wölfert

Die Behauptung, dass das Denken und die ganze Seele nur eine Hirnfunktion seien, stösst in der wissenschaftlichen Szene auf Widerspruch. Unter anderem erhebt der berühmte Zürcher Hirnforscher von Monakow den Einwand, sie vernachlässige die «Wechselbeziehungen» zwischen Körper und Seele.²¹²

Doch Forel und mehr noch Eugen Bleuler wissen sich mit der Idee, dass die Psyche eine «Gehirnfunktion» sei, in einem historischen Kampf für eine Erkenntnis von kopernikanischer Bedeutung: «So ist die ‚Hypothese‘ von der Psyche als Gehirnfunktion, wenn wir hier von Hypothese sprechen wollen, eine kaum weniger begründete als die von der Drehung der Erde um die Sonne», verkündet Bleuler.²¹³

Zurück zu Forels Hypnososen. Wenn – und nun folgt sozusagen eine klinische Wendung –, wenn das Bewusstsein so direkt an Gehirnvorgänge gebunden ist, dann liesse sich die Hypnose nicht nur zur Gewinnung theoretischer Erkenntnisse, sondern auch zur Beeinflussung der Gehirnvorgänge einsetzen. Die Hypnose wäre das Schnittmesser des Irrenarztes.

Forel wird mit dieser Idee scheitern. Schon sein Jünger Eugen Bleuler konstatiert den praktischen Misserfolg: «Die eigentliche Suggestivtherapie erreicht bei der Schizophrenie nicht viel. Manche

der Kranken sind allerdings der Hypnose zugänglich; man kann ihnen Schlaf suggerieren, Halluzinationen für kurze Zeit wegbringen, sie für einmal ruhiger machen; aber die Erfolge sind nicht dauernd». ²¹⁴

Trotz des klinischen Misserfolgs hielten Forel und Bleuler an der Auffassung fest, wonach das Hirn der Sitz der Seele sei: Das Hirn war alles! Es sei geradezu «der Mensch im Menschen». «Was sind Theologie, Recht, Wissenschaft, Kunst, Phantasie, Krieg, Lust, Unlust, Hass, Liebe in unserer ganzen Kulturgeschichte, wenn nicht individuelle und soziale Vorgänge unseres Gehirnlebens?» ²¹⁵

Die Querulantin

Kehren wir zurück zum psychiatrischen Alltag. Dieser sah manchmal weniger erhebend aus. Oft wirkten darin nicht hochfliegende Theorien, sondern niedere Interessen.

«Schwachsinn und Queruliersucht» diagnostizierte der Gerichtsmediziner bei Fräulein Lina Schneider, in Stellung gewesen als Dienstmagd bei einem Landarzt, 36-jährig war sie und immer noch ledig. Aus der Zeitung hatte sie erfahren müssen, dass ihr Arbeitsherr sich verlobe. Da begann sie jedermann zu erzählen, wenn schon, dann müsse er sie heiraten, sie. Ihr habe er die Heirat versprochen. Sie wäre die Richtige gewesen, doch habe sich der Arzt dann der andern zugewandt.

Nach dem Trautag, der für sie ein Trauertag war, schrieb sie Briefe und Karten unflätigen Inhalts an des Geliebten neue Frau und musste von der Polizei aufgefordert werden, ihre Schimpfereien und Belästigungen einzustellen.

Sie klagte gegen den Landarzt vor Gericht, das sie aber wegen ihrer Queruliererei internieren wollte. Da schliesslich weder Gemeinde noch Verwandte die Kosten einer Anstaltsversorgung tragen wollten, liess man es bleiben. Die Schmähungen setzten sich indes fort. Nun war es die neue Frau Doktor, die klagte. Sie forderte eine psychiatrische Expertise, Bevormundung und Versorgung der Verschmähten. Und legte ihrer Eingabe 121 Briefe und Karten bei, welche jene an die Doktorsleute geschickt hatte.

Körperlich wie geistig machte die Querulantin dem Psychiaterarzt einen krüppelhaften Eindruck: «Sie ist von kleiner, schwächtiger Gestalt, der Brustkorb ist vorn und hinten auffallend gewölbt. Der Kopf ist kurz, eckig, hat ausgeprägte Stirnhöcker, vorspringende Backenknochen und nach vorn gedrängten Zwischenkiefer; Sattelnase; die Augen liegen tief. Die Ohrläppchen sind angewachsen.»

Geistig zeige sie eine «bedeutende Schwäche», sobald sie sich Dinge überlegen müsse, die ausserhalb des Alltags liegen: «Über die Sendung Mosis ist sie nur dürftig orientiert, obwohl sie eine kleine Erzählung hierüber einen ganzen Tag lang zum Lernen in Händen gehabt hat; sie meint, er habe den Christen gepredigt; ganze Abschnitte der Erzählung lässt sie aus; andere Teile verknüpft sie unrichtig; sie hat offenbar den Zusammenhang nicht verstanden; dabei liest sie fliessend. Patientin ist ob ihrer Urrfähigkeit selber erstaunt und meint, sie habe das früher besser gekannt.»

«Früher», das war vor der Geschichte mit dem Doktor. Gleich am ersten Tage ihrer Anstellung habe er sie auf das Sofa gezerrt und sei trotz ihres Protestes in sie eingedrungen. Er habe ihr versprochen, sie immer bei sich zu behalten und sie zu heiraten. Wegen des vielen Geschwätzes dann habe er sie nach drei Monaten entlassen.²¹⁶

Homo delinquens

Der geborene Verbrecher

Auch Menschen lassen sich wie Ameisen in Schubladen versorgen.

Wenn Forel aus heutiger Sicht als Naturwissenschaftler die «Variationsbreite einer Art» nicht verstand – wie das der Hirn- und Ameisenforscher Rüdiger Wehner festgestellt hat –, wirft das die Anschlussfrage auf, ob Forel allenfalls auch bei den Menschen denselben Fehler begangen hat. Warum sollte er bei den Menschen, denen er sich weniger nah fühlte, erkennen, was er bei seinen Lieblingen, den Ameisen, nicht sah?

Es lag im Geist der Zeit, menschliche Typen zu konstruieren, die durch Geburt bestimmt seien und die sich auch durch körperliche Merkmale unterschieden.

Im Sommer 1892 empfing man am Burghölzli Professor Cesare Lombroso zu Besuch. «Die kolossale Phantasie dieses Mannes hat zwar viele Sprünge gemacht und war an Irrtümern und Übertreibungen reich», sagt Forel, «aber er hat die Wissenschaft und das Recht durch viele Anregungen ungemein befruchtet.»²¹⁷ Lombroso war kurz gesagt der Meinung, dass man «es» den Verbrechern ansehen könne: sei es am angewachsenen Ohrläppchen, an der fliehenden Stirn, am abweichenden Gang. Denn die Verbrecher sind als solche geboren. «Das Wesentliche an seiner Lehre ist die Behauptung, dass die Verbrecher in anthropologischer Beziehung, körperlich und geistig von dem Durchschnittstypus des gesunden, ehrlichen Menschen abweichen».²¹⁸

Siehe das Kapitel «Schöne kleine Welt – Ameisenforschung».



Verbrechertypen nach Lombroso: Brigant, Sizilianischer Mörder,
Vergewaltiger, Dieb

Eine Zürcher Untersuchung am «gesamten gerade internierten Sträflingsmaterial der kantonalen Strafanstalt in Regensdorf», wo 213 Verbrecher einsassen, fand viele der Merkmale bestätigt: «Niedere schmale Stirn, angewachsenes Ohrläppchen, median sich vereinigende Augenbrauen, rissige Zunge» beim einen, «asymmetrisches Gesicht, angewachsene Ohrläppchen, beiderseits dunkle Sprenkel in der Iris» beim andern.²¹⁹ Die aufkommende Fahndungsfotografie begünstigte die wissenschaftliche Suche nach der «typischen» Verbrechervisage.

Die Lehre Lombrosos kam den Zürcher Psychiatern, die eben begonnen hatten, sich als Gutachter in kriminalistischen Bereichen zu betätigen, willkommen, auch wenn sie zur Auffassung gelangten, dass die Theorie in ihrer ursprünglichen Plumpheit nicht anwendbar

war. Besonders Bleuler machte sich daran, Lombrosos Lehre zu verfeinern. Er schwächte die körperlichen Merkmale der Kriminellen ab und betonte dafür mehr charakterliche Eigenschaften wie Mangel an Hemmungen oder gesteigerte Grausamkeit, «welche wirklich in ähnlicher Weise bei Wilden vorkommen».²²⁰ Während Bleuler die Idee eines eigentlichen «Rückschlagstypus» – einer menschlichen Rückentwicklung auf eine primitivere Stufe – verwarf,²²¹ übernahm er die Auffassung, es gebe den geborenen Verbrecher – sozusagen den «Homo delinquens».²²² Bleuler liess diesen Verbrecher aufrücken in den Rang einer menschlichen Rasse. Mehr noch: Der Homo delinquens war das dunkle Gegenstück des Homo sapiens.

Bei der Weiterentwicklung der Lombrososchen Theorie geriet Bleuler allerdings ins Unterholz. Da der «Homo delinquens» seiner Auffassung nach als solcher geboren war, zeichnete er sich nicht durch begangene Taten aus, sondern durch eine Seelenanlage. Somit konnte er Verbrecher sein, ohne eine Straftat verübt zu haben.

«...manche unmoralischen Leute kommen aus äusseren Gründen nicht in Versuchung», so entwickelte Bleuler die Theorien Lombrosos weiter, «viele können auch sterben, bevor sie ein Verbrechen begangen haben». Und umgekehrt gebe es «moralische Leute, die aus Unkenntnis oder geradezu aus ethischen Gründen ein Verbrechen begehen.»²²³

Bleuler nennt ein hübsches Beispiel: «Mme. Clovis-Hughes, die einen niederträchtigen Ehrabschneider, den sie auf gerichtlichem Wege nicht unschädlich machen konnte, niederschoss, ist wegen dieser Tat nicht zu den geborenen Verbrechern zu zählen, sondern höchstens deswegen als abnorm zu betrachten, weil sie als Dame zum Revolver griff.»²²⁴

Man würde den Zürcher Psychiatern unrecht tun, wollte man ihre Theorien allein begründen wollen mit dem «Denken der Zeit». Sie selbst kannten die Theoretiker und Denker ihrer Epoche und stellten sich deren Ansichten oft genug bewusst in die Quere. In der forensi-

schen Debatte etwa begaben sie sich absichtlich in eine Frontstellung gegen die «Milieutheoretiker», welche die Entwicklung und Eigenart der Menschen aus sozialen Umständen erklärten. Die grossen Romane Emil Zolas und Guy de Maupassants galten als Ausprägungen dieser «Milieutheorie», die vom französischen Historiker Hippolyte Taine (1828-1893) theoretisch entwickelt worden war; Taine sagte, neben «Rasse» und «Moment» spiele eben das soziale «Milieu» bei der Ausprägung der menschlichen Verhaltensweisen und Charaktere eine prägende Rolle. Auch die marxistischen Autoren suchten Erklärungsgründe in sozialen Verhältnissen. Forel und Bleuler waren nicht bereit, deren Lehren zu akzeptieren.

Wenn es einen Zeitgeist gab, der verschiedene wissenschaftliche Lager einte – von Forel und Bleuler zu Taine und dem Marxismus –, lag er im Versuch, gesellschaftliches Geschehen naturwissenschaftlich zu erklären. Doch die jeweiligen Erklärungsversuche konnten sich diametral gegenüberstehen. Bleuler und Forel begründeten die sozialen Verhaltensweisen mit den biologischen Anlagen. Die Milieutheoretiker verknüpften sie mit den Gesetzmässigkeiten der Gesellschaft. Beide hielten ihr Denken für «wissenschaftlich».

Es gab also die Mörder ohne Mord. Und es gab die moralischen Menschen, die morden konnten, ohne Mörder zu werden – nicht die Tat und nicht einmal das Motiv waren entscheidend, die biologische Konstante war es. «Die ersten sind für unsere und jede wissenschaftliche Untersuchung Verbrecher, die letzteren sind es nicht.» Immerhin erleichterte dies die Arbeit der Wissenschaftler entscheidend: «Wir brauchen nicht alle Verbrecher gesehen zu haben, um uns ein Bild von der Klasse zu machen, so wenig wie jeder Elefant aus den afrikanischen Urwäldern sich dem Zoologen vorgestellt haben muss, der die Naturgeschichte der Elefanten schreibt»,²²⁵ bemerkte Bleuler hitzig.

Der Vergewaltiger

Hans Gut war ein Musterbeispiel eines geborenen Verbrechers.

In der Familie des Beschuldigten fanden sich mehrere Gewohnheitsverbrecher, welche bis zu elfmal gerichtlich verurteilt waren. Der Vater war – so Forel – ein «Alkoholiker». Die Mutter war zwar «recht», der junge Hans aber von frühester Kindheit an «ein Erzlügner». Zudem war er mit sieben Jahren einmal mit dem Kopf auf einen Felsen gefallen.

Nach der Schule ging Hans Gut in eine Spinnerei, konnte aber dort wegen Faulheit nicht bleiben; dann wurde er «immer mehr zum Vaganten, Bettler, Dieb und Schelm». Er saufe und führe obszöne Reden. Jeder Rockzipfel sei ihm recht. Weil er sich an einem dreieinhalbjährigen Mädchen vergriff, erhielt der Mann eine erste Gefängnisstrafe. Kurz: «Irgendwelche Regungen, je etwas Gutes an einem anderen Menschen zu verüben, scheint bei G. nie beobachtet worden zu sein», notiert Forel.

Die Tat, welche Hans Gut schliesslich dem psychiatrischen Gutachter zuführte, war von einzigartiger Brutalität. Forels Gutachten gibt das Geschehen zusammengefasst so wieder: Der Explorand wollte Frau M. auf der Strasse, wo er sie traf gebrauchen ...Da Frau M. dem Koitus Widerstand leistet, drang er mit der Hand in die Scheide, um sich so aufzuregen ... Dadurch erlitt die Frau einen Scheidenriss, Blut floss ... Der Täter bekam Angst, verraten zu werden, und fasste den Entschluss, die Frau töten ...Er trug sie mitten in die Strasse, um den Glauben zu erwecken, sie sei überfahren worden, und riss mit seiner Hand die Genitalien und Eingeweide heraus, so dass Frau M. verblutete ...

Die Schädelvermessung erbrachte im Ganzen normale Resultate, einige kleinere Masse wurden durch einige grössere kompensiert, namentlich der Umfang lag mit 57,5 cm rund 2,5 cm über dem Durchschnitt. Die Ohrfläppchen waren verwachsen. «Bedenklich charakteristisch ist dagegen G.'s Physiognomie. (...) Man nennt diese wohlbekannten Gesichter unheimlich, roh, falsch, verschmitzt, brutal; diese Blicke stechend, böse und dergleichen mehr, und instinktiv fürchtet man solche.»

Im Burghölzli wurde der Rohling beobachtet. «Nicht nur von Reue, sondern von schwerem Betroffensein über seine Tat ist nichts zu bemerken. Er lacht viel und macht viele Spässe.» Forel kommt zum Schluss: «Eigentlich geisteskrank ist er nicht und war er nie.» Hans Gut war nur insofern abnorm, als er «angeboren ethisch total defekt und geistig beschränkt» erschien. Seine Krankheit war sein Verbrechen.

Deckelbad

Gewalt im Anstaltsleben

Zum eigentlichen Skandal gerät die Behauptung des Journalisten Hägi, im Burghölzli führten Zwangsmassnahmen gegen Patienten zu Todesfällen; namentlich «hat schon manchem Patienten das Deckelbad mit seinen traurigen Folgen den Tod gebracht, was freilich als Laienansicht von den Ärzten verneint wird.»²²⁷



Deckelbad im Burghölzli

Das ominöse Ding ist eine Badewanne mit einem Blechdeckel, der mehrfach verschlossen wird. Der Patient kann seine Arme nicht frei bewegen, der Wärter muss ihn speisen wie ein kleines Kind; «über die Badewanne heraus schaut nichts als der Köpft». ²²⁸

Wer die Zelle mit vier solcher Wannen betritt, hört nicht bloss Tobgeschrei, sondern «Lärm», denn «ein gut Teil Schmerz ist damit vermischt». Der Journalist zeigt mit seiner Feder auf einen dicken Mann, «der schon zwei Wochen vom Morgen bis zum Abend im nassen Element unter dem defekten Deckel hockt». Die Pflästerchen an seinem Körper «sind keine Schönheitspflästerchen, das sind Wundpflaster». ²²⁹

Diese Anschuldigungen Hägis bilden den Anstoss zur Einsetzung einer kantonalen Untersuchungskommission, die allerdings zum Schluss kommt, dass Hägi lügt: «Seine Behauptung, dass das Deckelbad wegen zu engen Halsloches den Körper wund reiben müsse, ist positiv unwahr, ebenso zum mindesten tendenziös übertrieben die Schilderung von Wundpflastern, welche das andauernde Sitzen im nassen Elemente notwendig gemacht habe.» ²³⁰ So ist im Kommissionsbericht zu lesen.

Auch die Abbildung der Deckelbäder, die Hägi publiziert hat, sei falsch, stellt er doch die Deckelöffnung so dar, dass der Kopf «aus einem Loch statt aus einer längeren Spalte» ragt, «bei welcher er sich tatsächlich ganz gut an die Wand anlehnen kann». ²³¹

Die Kommission hält Hägi auch entgegen, dass Professor Forel die Anwendung von Zwangsmitteln ja «prinzipiell» verwirft. ²³²

Prinzipiell gewiss, aber nicht in jedem Einzelfall. Nur entsprechend den konkreten Gegebenheiten. Wie sehen diese aus? Wo sind die Grenzen der Politik einer Anstaltsführung ohne Zwang – die schon damals «No restraint» genannt wird?

Die Untersuchungskommission erteilt die Antworten, die Forel formuliert hat: «Die gegenwärtig im Burghölzli im Gebrauch stehenden Zwangs- und Isolierungsmittel sind: Bettgurt, Zwangsjacke,

Maillot – das ist eine verbesserte Zwangsjacke, bei welcher die Ärmelenden an der Seite angenäht sind, sodass die Arme der Patienten, anstatt über die Brust gekreuzt, seitwärts herabhängen, wodurch die Bewegungsfreiheit weniger gehemmt wird als bei der Zwangsjacke –, Handschuhe, Zelle und Deckelbad.»²³³ Es haben im Burghölzli zwar nie «Gummizellen» bestanden, wohl aber eigens gebaute «Isolierzimmer».²³⁴

Dem Deckelbad wird «ganz besondere Aufmerksamkeit» geschenkt, fährt die Kommission fort. Man wende dieses human an, da Patienten sich darin nur tagsüber und nicht während der Nacht aufhalte²³⁵ und das Wasser laut Vorschrift nie mehr als 35 Grad Celsius beträgt.²³⁶ Wie man sich darin fühlt, probieren die Kommissionsmitglieder nicht selbst aus. Aber sie befragen die erfahrene Oberwärterin Maria Anna Heinrich, die erklärt, «man liege in den Deckelbädern ganz bequem, sie selber habe den Versuch schon gemacht.» Und sie ästimmert es: «Die Bewegungsfreiheit der Patienten ist gar nicht so sehr gehemmt; die Badenden können sogar unter Umständen einen Arm frei machen. Die Patienten ihrerseits sprechen sich oft sehr zufrieden über das Deckelbad aus.»²³⁷

Das Deckelbad bietet einige Vorteile für die Pflege: «Die schädlichen Folgen der Zellenisolierung – Onanie, Kotschmieren, Zerreißen, Angewöhnung von Gewalttätigkeiten – können sich unter solchen Umständen nicht oder kaum geltend machen.» Onanie ist geradezu eine Indikation, welche zur Anordnung von Deckelbad führt.²³⁸

Es gehe nicht ohne solche Strafen, erklärte Eugen Bleuler zur Zeit, als die Diskussion um das Deckelbad geführt wurde: «Ich habe vor zehn Jahren einen ehrlichen Versuch gemacht, in der Irrenanstalt Rheinau ganz ohne Strafen auszukommen. Ich bin gründlich gescheitert.»²³⁹ Am Burghölzli, wo man Bleulers Experiment kannte, vertrat man die Idee eines massvollen Zwangs. «Der physikalische Zwang hat entgegen dem, was die neuere Literatur vermuten liesse, nicht nur schädlichen, sondern in manchen einzelnen Fällen auch bessernden Einfluss»,²⁴⁰ gab Bleuler nach seinem Misserfolg zu bedenken.

Es bestand eine ganze Palette von Zwangsmassnahmen: «Bettbehandlung wird zunächst versucht werden. Scheitert sie, so ist vom Dauerbad am meisten zu erwarten. Arbeit ist natürlich nur in den leichteren Fällen und mit Vorsicht zu verwenden.» Allenfalls «kann eine Probeisolierung – mit oder ohne Bewachung durch einen Wärter – zeigen, ob Trennung von den anderen Kranken etwas zu bewirken vermag.» Wenn nicht, «bleiben als ultima refugia der nasse Wickel und die Narkotika, einzeln oder kombiniert.» In leichteren Fällen allerdings nur ausnahmsweise. «Der ganze Wickel ist der ärgste Restraint, den ich kenne.» Am Burghölzli gebe es «Fälle, bei denen ich leider dieses Mittel nicht umgehen kann.»²⁴¹

Mechanische Zwangsmittel seien jedenfalls besser als die Anwendung roher Menschengewalt, die «den Negativismus» – den Widerstand der Patienten – «anregt und steigert» und die Kranken «auch körperlich wegen des beständig versuchten Widerstandes mehr erschöpft.»²⁴²

Mit der Zeit setzte man vermehrt auf Schlafmittel und Chemie: «Ich ziehe es vor, den Ruhestörer zu narkotisieren», führte derselbe Bleuler aus, «wenn sonst sonnetwegen eine ganze Anzahl anderer Kranken des Schlafes beraubt oder aufgeregert werden sollten.» In Frage kam als chemisches Zwangsmittel Apomorphin, das Erbrechen provozierte. Auch hier fragte er sich, so der Praktiker Eugen Bleuler, «ob es nicht unmoralischer ist, einen ganzen Saal voll Kranker durch einen aufgeregten Patienten misshandeln zu lassen, als diesen einmal erbrechen zu machen.»²⁴³

Schon Jahre vor den Anschuldigungen des Journalisten Hägi hatte sich eine hauseigene Dissertation am Burghölzli mit den problematischen Deckelbädern befasst. Anlass zu dieser Untersuchung waren mehrere Todesfälle. Die Dissertation kam zum Schluss, dass Verunreinigungen mit Kot und Urin zu lebensgefährlichen Infektionen mit Wundfieber geführt hatten: Es waren, so betont der Autor der Studie, «durchwegs kleine unbedeutende Wunden, meist nur Schrunden, die von aussen infiziert und dadurch für die Pat. so verhängnisvoll wurden.»²⁴⁴ Aus dieser Erkenntnis resultierte die Forderung, dass «das

Badwasser häufig erneuert werden soll».²⁴⁵ Wo immer möglich solle aber auf solche Zwangsmittel verzichtet werden: «Eine genaue aufopfernde Pflege von Seiten des Wartpersonals und der Ärzte, welche den Pat. beständig im Auge behalten und ihm zur Zeit die nötige Hilfe antun, dürfte von weitaus bessern Resultaten gekrönt sein als eine streng durchgeführte Zwangstherapie.»²⁴⁶

Zehn Jahre später wurde das leidige Thema auf Grund von Hägis Anschuldigungen erneut aufgegriffen. Diesmal wurden die Todesfälle im Burghölzli ganz allgemein untersucht. Denn Hägi hatte auch ein Ereignis geschildert, bei dem sich ein Patient in der ungepolsterten Tobzelle «den Schädel einrannte und des Morgens von den Wärtern in erbarmungswürdigem Zustande aufgefunden wurde».²⁴⁷ Die Arbeit endastete das Burghölzli und namentlich Forel: «In die Anstalt Burghölzli wurden vom 17. März 1879 bis 17. März 1896 3'927 Geisteskranke aufgenommen, von diesen starben 607, davon 4 an Selbstmord».²⁴⁸ Das sei eine im Vergleich mit anderen und vor allem mit ausländischen Anstalten sehr niedrige Zahl.

Für Hägi sind die Deckelbäder unannehmbar. Schlicht eine mittelalterliche Einrichtung. «Meiner Seele, man brauchte die Badewanne nur aufrecht zu stellen, und der Pranger wäre vollkommen.»²⁴⁹ Deckelbäder werden anscheinend ums Jahr 1903 abgeschafft.²⁵⁰

Der tote Gemeinderat

Hans Meier war noch niemals krank gewesen. Er galt als arbeitsamer, fleissiger Mann. Obwohl er als Landwirt im DorfNiederhasli oft genug mit Leuten zusammenkam, die möstelten oder sauren Wein tranken, war er auch kein regelmässiger Trinker. Wiederholt hatte er in der Gemeinde Ämter inne. Eigentlich ein Musterbürger. Bis zu jenem 4. Mai 1884, an dem es im Ort zu Meinungs differenzen über eine Sachfrage kam – über welche, ist leider nicht mehr eruierbar. Von da an soll er verwirrt gewesen sein. Er habe sich für einen König, einen Kaiser gehalten und wie die realen Könige und Kaiser unerfüllbare Wünsche geäussert. Seine Aufregung habe sich beständig gesteigert, und schliesslich habe er nach einer Axt verlangt.

Zwei Wochen nach den ersten Anfällen wird er in die Irrenanstalt Burghölzli verbracht, am 18. Mai 1884.

Der 38jährige Landwirt ist völlig durcheinander, er weint und glaubt, im Zuchthaus zu sein. Schon am ersten Tag nach der Einlieferung, am 19. Mai, vermerkt das Krankenprotokoll: «Patient ist in beständiger Aufregung, schwatzt dummes Zeug wirr durcheinander, will beständig aus dem Bett, reizt und plagt die anderen Patienten und wird deshalb nass eingewickelt. Dabei wird er wieder etwas ruhiger, ist gehobener Stimmung. Um 7½ Uhr springt Patient, von seiner Einwickelung befreit, im Saale herum, greift die anderen Kranken an und wird deshalb ins Deckelbad, von da direkt in eine eigene Zelle gebracht. Im Deckelbad war Patient sehr unruhig. Der Kranke ist bedeutend verwirrter als früher.» Doch: «Halluzinationen sind nicht zu konstatieren.»

Bis zum 26. Mai, sieben Tage lang, wird der Mann die meiste Zeit im Deckelbad gehalten. «Durch das beständige Reiben und Anschlagen des Halses an dem Baddeckel zog sich Pat. eine Entzündung im Winkel zwischen Unterkiefer und Ohrmuschel linkerseits zu.» Das ist der Anfang des Verhängnisses: «Diese Entzündung breitete sich in kurzer Zeit nach unten über einen grossen Teil des Halses aus.» Der Patient entwickelt Fieber, und dieses steigt in beängstigende Höhe.

Die nassen Wickel werden fortgesetzt. Am 28. Mai findet man den Mann ohnmächtig in der Zelle, vermag ihn aber zu wecken. Am 29. Mai bleibt er benommen. Das Fieber steht abends bei 39.5 Grad. Nicht besser ist die Lage auch am folgenden Tag, dem 30. Mai. «Mässige Nackensteifigkeit», vermerkt das Protokoll, «die Pupillen beinahe reaktionslos. Puls 120, weich, Atmung 40.»

Dann: «Abends 9½ Uhr exitus letalis.»

Aufgrund der Sektion der Leiche wird folgender Krankheitsablauf rekonstruiert. Eine kleine Wunde am linken Ellbogen – die sich der Mann wohl im Deckelbad zugezogen hatte – war nicht kunstgerecht desinfiziert worden. Infolgedessen entzündete sich das Zellgewebe im Arm. Vermittelt durch die Lymphgefäße kam es schliesslich zu einer Hirnhautentzündung, «welche als direkte Todesursache anzusehen ist.»²⁵¹

Wer kann vorhersehen, dass die Leute sich im Deckelbad aufregen und sich schürfen, wo dieses doch der Beruhigung dient?

Hilflosigkeit

Die Behandlungsmethoden

Hätte man anders handeln können? Stellten die Behandlung und die Therapie der Kranken am Burghölzli nicht wenigstens einen klaren Fortschritt dar gegenüber dem, was früher praktiziert wurde? Wie war es früher?

1817 hatte man im Garten des ehemaligen Predigerklosters – bei der heutigen Zentralbibliothek – ein Irrenhaus errichtet, das als Heilanstalt diente. Patienten, die als unheilbar galten, wurden dagegen im alten Spital untergebracht, das im gleichen Strassengeviert lag. Ins Irrenhaus kamen nur die sogenannten «Gemütskranken», die in Melancholische und Wahnsinnige unterteilt wurden.

Obwohl die Anstalt zur Heilung der Patienten bestimmt war, atmete sie noch eine überkommene Versorgungsmentalität. Diese drückte sich schon in gewissen Bezeichnungen aus: Für die Patienten gab es «Zellen», nicht «Zimmer». Und was später etwa «Aufsichtspersonal» hiess, wurde damals «die Polizei des Irrenhauses» genannt.»²⁵²

Zu schliessen, dass im alten Irrenhaus apokalyptische Zustände geherrscht hätten, wie wir sie aus modernen Theaterstücken über frühe Irrenhäuser kennen, wäre aber falsch. Auch damals galt im Prinzip die Richtlinie der sanften Zuwendung. Die Abwarte des Irrenhauses hatten nach Reglement die ihnen anvertrauten Kranken «mit möglichster Sorgfalt und Liebe zu behandeln.»²⁵³ Die «Pflichtordnung» verlangte in fortschrittlichem Geist: «Je verrückter, hilfloser, körperlich und geistig angegriffener eine ins Irrenhaus versetzte Person ist, desto mehr soll dieselbe Gegenstand ihrer Sorgfalt und Pflege sein.»²⁵⁴ Doch konnte die sanfte Methode in der Praxis nur

beschränkt angewendet werden, Patienten wurden in einzelnen Fällen immer noch angekettet.

Im alten Spital erstellte man für jede eingewiesene Person «Familienberichte», welche Angaben über das Temperament und persönliche Neigungen enthielten, über die Verhältnisse, aus denen sie kamen, und über erbliche Vorbelastung, so dass eine grobe Diagnose der Seelenlage möglich war. Es wurde nach körperlichen wie auch seelischen Ursachen für Geisteskrankheiten gesucht, auch psychologische Entwicklungen wurden beobachtet und in den Krankengeschichten sorgfältig notiert. Und die Generalordnung des Hauses verlangte, «dass sich die Herren Ärzte angelegen sein liessen, auch psychologisch und moralisch auf die Kranken einzuwirken».²⁵⁵

Das alte Irrenhaus war klein und darum familiär. Es wies nur 23 Zellen auf, jeder Patient und jede Patientin erhielt eine Einzelzelle. Die Heilanstalt Burghölzli war zehnmal grösser und entsprechend industrieller. Einzelzellen dienten nur für spezielle Behandlungen und zur Strafe, die Wärter schliefen zusammen mit drei und mehr Patienten in einem Raum, Krankenzimmer fassten rund ein Dutzend Patientinnen und Patienten.²⁵⁶

Doch gab es zwei Einrichtungen, unter denen die Patienten im alten Spital besonders leiden mussten und die mit der Zeit auch in der Öffentlichkeit Anstoss erregten. Da war zum einen das grässliche Mittel einer Drehmaschine, in welcher widerspenstige Patienten bis zur Übelkeit und bis zum Erbrechen im Kreis bewegt wurden. Im Weiteren geriet der gemeinsame Marsch zur Arbeit aufs Feld oder in den Wald zu einer Art Umzug der Irren, mussten doch die Patienten in Anstaltskleidung und wohl häufig unter dem Spott von Passanten zur Stadt hinausziehen und wieder heimkehren.

Am 1870 eröffneten Burghölzli gab es keine Drehmaschine mehr und dank der Lage der Anstalt auch keinen Umzug durch die Stadt. Es war auch nicht mehr die Rede von Anstaltspolizei. Forel befürwortete ohnehin das Prinzip des «No restraint» – keine Gewaltanwendung –, das vom englischen Irrenarzt Conolly 1839 verkündet

und praktiziert worden war. Bleuler folgte dieser Linie. In der Praxis hiess das allerdings keineswegs Gewaltlosigkeit, sondern Beschränkung der Gewalt auf ein Minimum.

Es wird von Medizinhistorikern als Forels besonderes Verdienst beschrieben, am Burghölzli die Arbeitstherapie eingeführt zu haben. Ein Rückblick zeigt, dass dies nichts grundsätzlich Neues war. Geistesranke hatten schon immer zu arbeiten. Im alten Irrenhaus beschäftigte man Patienten und Patientinnen wenn möglich im Garten, mit Holzspalten, bei ihrem alten Handwerk, mit Handarbeit. Beschäftigung galt als wichtige therapeutische Massnahme, Arbeit als «Universalmittel in allen Anfechtungen».²⁵⁷ In der alten Irrenanstalt wie im neuen Burghölzli. Bei Eugen Bleuler heisst es noch um die Jahrhundertwende, Arbeit sei «weitaus das wichtigste Mittel in der Behandlung der Unheilbaren».²⁵⁸

Manfred Bleuler kommt zu dem erstaunlich nüchternen Urteil: «In all den hundert Jahren des Bestehens des Burghölzli brachten keine neuen therapeutischen Verfahren revolutionäre Erschütterungen im Leben der Kranken.»²⁵⁹ Es gab die «Bettbehandlung» und als Allheilmittel Wasser, Wasser, Wasser: Umschläge, Bäder, Sturzbäder und Regenduschen, nach welchen wieder Bettruhe verordnet wurde. Letztlich war man einfach hilflos.

In einer kleinen Geschichte der psychiatrischen Therapie gelangt der einstige Direktor der Irrenheilanstalt von Lausanne – Hôpital de Cery – zu einem vernichtenden Schluss: «Überblickt man all diese therapeutischen Versuche des 19. Jahrhunderts, so kommt man nicht darum herum, mit Scham und Unbehagen auf das Geschehen zurückzublicken.» Mehr noch: «Insgesamt müssen wir feststellen, dass sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein weitgehender therapeutischer Nihilismus ausgebreitet hatte.»²⁰⁰ Der erfahrene Psychiater kritisiert: «Negativ hat sich vor allem bis zu Beginn unseres Jahrhunderts die Tatsache ausgewirkt, dass in all diesen therapeutischen Versuchen die Erlebnissphäre ausgeklammert, die lebensgeschichtlichen Zusammenhänge missachtet wurden.»²⁰¹

Im 20. Jahrhundert kamen grobe, häufig difflüs wirkende und leider häufig auch wirkungslose körperliche Behandlungsverfahren auf: die Malariabehandlung – eine «Fieberkur» – und die Dauernarkose – eine «Schlafkur». In den dreissiger und vierziger Jahren die Insulin- und Elektroschockkuren, die Anwendung von Curare und schliesslich gar die Psychochirurgie.

Studiert man diese Psychiatriegeschichte der Irrungen und Wirrungen, drängt sich dem Laien ein ungutes Gefühl auf. Sensationell ist nicht, dass Anfang des 20. Jahrhunderts die Psychoanalyse entdeckt wurde. Erstaunlich ist, dass das nicht viel früher geschah. Denn was ist der Kern jedes psychoanalytischen Ansatzes? Dass man die Innenwelt der Menschen wahrnimmt. Noch einfacher: Dass man mit den Menschen spricht. Die Psychiater und die Verantwortlichen in Irrenanstalten haben kaum daran gedacht, ernsthaft mit den Leuten über ihre Nöte und Ängste zu reden. Sie verkörperten den Dünkel der früheren Standesgesellschaften, die von Vorneherein wussten, was den Untertanen wohltat, ohne dass diese sich dazu zu äussern hatten. Und in den Anfangszeiten des Burghölzli verstanden ja die hochdeutsch redenden Direktoren die Patienten nicht einmal sprachlich.

Verleumdungen

Gerichtsfälle und Untersuchungen

Der Redaktor der «Wochenzeitung» trat vollends in die schwarze Tinte, als er die Burghölzli-Ärzte sexueller Übergriffe beschuldigte. «... das sind also die Geheimnisse des Burghölzli und die Heldentaten des Herrn Prof. Dr. Forel und mancher seiner Assistenzärzte», schrieb er, «Notzucht und Vergewaltigung hübscher, junger, jungfräulicher willenloser Patientinnen unter der billigen Ausrede ‚aus therapeutischen Gründen und ‚die Wissenschaft zu fördern‘.»²⁶² Forel erhob Klage wegen Verleumdung. Er war offensichtlich im Recht. Der von Hägi geschilderte Fall hatte weder im Burghölzli stattgefunden noch direkt etwas mit August Forel zu tun. Forel monierte: Es geht aus dem Artikel zur Krankengeschichte der Patientin – auf den sich der Journalist seinerseits gestützt hatte –, «mit Klarheit hervor, dass der Arzt, welcher die Kranke missbraucht hatte, ein Arzt aus ihrer Gegend und keineswegs ein Anstaltsarzt war».²⁰³ Die Frau war erst zwölf Jahre nach dem Missbrauch als Patientin ins Burghölzli gekommen.

Hägi wurde vom Gericht der «Ehrverletzung durch die Druckerpresse» schuldig befunden und bezahlte eine Busse von 150 Franken.²⁰⁴

Redaktor Hägis Verdacht traf ins Leere. Hätte er seine Anschuldigungen vier Jahrzehnte später gegen den Burghölzlidirektor Hans Wolfgang Maier erhoben, hätte er mehr Grund gehabt. Dieser musste wegen einer Affäre mit einer Patientin 1941 zurücktreten. Er war ein Liebesverhältnis mit einer Maturandin eingegangen, die wegen Prüfungsangst von ihm begutachtet werden sollte. «Zum ersten ge-

schlechtlichen Verkehr kam es im Mai 1932 in seinem Direktionsbüro in der Anstalt», berichtet die Frau später; «Prof. Maier war für mich der erste Mann». ²⁰⁵ Sieben Jahre dauerte die Beziehung. Als die Geschichte aufflog, distanzierte sich der verheiratete Klinikdirektor von seiner Geliebten. «Zu intimen Beziehungen sei es erst im Laufe der Jahre gekommen und zwar auf Drängen von Fräulein Studer», ²⁶⁶ liess er durch seinen Anwalt ausrichten. Die Patientin sah das «Drängen» auf der anderen Seite: «Dass Prof. M. verheiratet war, erfuhr ich erst nach den ersten Wochen, als wir bereits intim waren. Ich wollte daraufhin ernstlich das Verhältnis mit ihm lösen, was er aber durchaus nicht zuliess.» ²⁶⁷ Maier anerkannte die Vaterschaft am Kind, das aus dem Verhältnis entstammte. Es wäre eine ganze Prozesskaskade zu erwarten gewesen, wenn er nicht in diesem Punkt einlenkte, war doch seine Geliebte die Tochter eines Bundesrichters. Schon spazierte sie mit dem Kind vor dem Burghölzliareal auf und ab und rief allen zu: «Seht, das ist das Kind von Prof. Maier!» ²⁶⁸

Diese Beziehungsgeschichte erregte in der Öffentlichkeit grosses Aufsehen wegen der leitenden Stellung Maiers. Hier interessiert sie auch, weil Maier als Assistenzarzt bei Eugen Bleuler seine Dissertation über «moralische Idiotie» schrieb und diesen Begriff auf Menschen mit freizügigem sexuellem Verhalten anwendete. Er hätte es als Verleumdung angesehen, wenn seinesgleichen damit etikettiert worden wäre.

Andere Angriffe, die «eine gewisse Presse» gegen die Anstalt und ihre Leitung schleuderte, trafen Forel schwerer. «Der Herr Professor Forel ist von der Regierung angestellt als Direktor des Burghölzli und als Professor der Psychiatrie, nicht aber als Propagandist für das Temperenzwesen und als Logengründer», monierte der frühe Boulevardjournalist Hägi. Forels Aktivismus im Kampf gegen Alkohol und Prostitution gehe einher mit einer «Vernachlässigung der Anstalt». ²⁶⁹

Noch mehr der Kritik: «Ich habe die Überzeugung gewonnen, dass leider auch hier der Mensch und sein Leben nur etwas gilt, wenn er etwas hat.» Diese Anschuldigung bezog sich einerseits auf die hohen

Gelder, welche die Patienten erster Klasse dafür zahlten, dass sie hier betreut wurden, und andererseits darauf, dass Patienten dritter Klasse wenigstens eine interessante Krankheit haben mussten, um beachtet zu werden. «Die Katze spielt mit der Maus; dass aber die Psychiater die Patienten dritter Klasse zu ihrem Studienfutter machen, das ist gewiss weder der Zweck einer kantonalen noch einer Privatirrenheilanstalt»,²⁷⁰ kritisierte der Journalist. Bezeichnenderweise wurden in jenen Jahren die Patienten in den psychiatrischen Untersuchungen generell «Material» genannt.²⁷¹

Angesichts der Überfüllung des Burghölzli sei auch keine Fachpflege gewährleistet. Etliche der Insassen seien gar nicht wirklich krank. Oder sie seien nervenkrank und damit im Burghölzli am falschen Platz. So Hägi weiter. Wirkliche Anzeichen von Krankheit seien eigentlich nur am Direktor auszumachen, meinte der Journalist polemisch. Er habe «noch selten Menschen gesehen, die so aufgeregt, so leicht reizbar sind wie gerade Herr Forel.» Hägi erkannte in diesem Verhalten «die ersten äusseren Anzeichen ungesunden Befindens» und forderte Forel verkleinert zum Rücktritt auf: «Es gibt Psychiater, die zehn Jahre ihres Lebens retten könnten, wenn sie ihre Wissenschaft an den Nagel hängten und auf ein praktisches Gebiet übergängen.»²⁷²

Die massiven Anschuldigungen veranlassten die Anstaltsdirektion, bei der Regierung eine Untersuchung zu fordern: «Dieselbe hat stattgefunden, und ihr Bericht wird im nächsten Jahr erfolgen.» So notiert der Burghölzli-Jahresbericht für 1896 mürrisch.²⁷³

Ein Jahr später durfte man sich im Burghölzli freuen: «Der Bericht über diese Untersuchung ist veröffentlicht und hat die völlige Grundlosigkeit aller jener Anschuldigungen dargetan mit Ausnahme der Klagen über die durch die Überfüllung der Anstalt bedingten Missstände.»²⁷⁴ Der Boulevardjournalist wurde von der Regierung höchstamtlich in die Schranken gewiesen. Forel hatte sich persönlich in einem handgeschriebenen Bericht gegen die Anwürfe zur Wehr gesetzt und der Regierung Punkt für Punkt dargelegt, warum alles

anders war, als die Presse behauptete. Und die Regierung hatte seine Darlegungen meistens wörtlich übernommen:



Extrablatt

- Die angeblich widerrechtlich Internierten, auf die von der Boulevardpresse und der Opposition hingewiesen wurde, seien in Wirklichkeit Schwerkranke.
- Die Konzeptionslosigkeit in der Behandlung der Irren sei in

Wirklichkeit Konzept, habe sich doch Forel «als Gegner aller dogmatischen Methoden und Systeme» erklärt.²⁷⁵

- Überhaupt sei der Journalist Hägi inkompetent: «Das Lesen einiger Aufsätze über Geistesstörungen, Psychiatrie und Irrenanstalten in einem Konversationslexikon sowie der viermonatige Aufenthalt als Wärter und Schneider in einer Abteilung der Anstalt reichen eben noch lange nicht hin, die Krankheitserscheinungen der einzelnen Patienten zu würdigen (...), geschweige dazu zu befähigen, sie öffentlich zu besprechen oder gar Vorschläge zur Abhilfe vermeintlicher Übelstände zu machen.»²⁷⁶

Der wegen seines Engagements in der Abstinenz- und Sittlichkeitsbewegung angegriffene Forel habe seine Aktivitäten ausserhalb des Burghölzli nicht etwa «zum Vergnügen» unternommen, sondern, wie er selbst darlegte, getrieben von der «Peitsche der Pflicht».²⁷⁷

Die Untersuchung forderte einen Mangel zutage; die «Aborteinrichtung beim Wachsaaal» sei tatsächlich reparaturbedürftig gewesen.²⁷⁸ Und die Aufsichtskommission habe öfter in den Betrieb hineinschauen dürfen.²⁷⁹ Und Forel vielleicht wirklich ein wenig mehr im Betrieb anwesend sein sollen. Man habe schon den «dringenden Wunsch», dass der Direktor «seine Kräfte mehr schone und auf seine eigentlichen Aufgaben des Lehramtes und der Besorgung der ihm anvertrauten Kranken konzentriere.»²⁸⁰

Ganz rund lief ja wahrhaftig nicht alles. Wenn die Fluktuation des Personals ein Mass ist für Unzufriedenheit und Unstimmigkeiten in einem Betrieb, dann waren die Zeichen alarmierend. Im selben Jahr 1896, in dem die Direktion eine Untersuchung zur eigenen Entlassung verlangt hatte, meldete der Jahresbericht: «Von dem aus der Anstalt definitiv ausgetretenen Wartpersonal – Totalbestand Jahresanfang 31, ausgetreten 21 – mussten 8 Wärter und 2 Wärterinnen entlassen werden, und zwar 1 Wärter und 1 Wärterin wegen roher Behandlung von Kranken, 1 Wärter wegen Ungehorsam, 2 Wärter, weil sie vom Urlaub nicht zurückkehrten, 2 Wärter wegen Trunkenheit, 1 Wärterin wegen Liebesverhältnis mit einem Anstaltsange-

stellten und 2 Wärter wegen Unfähigkeit (...). Vom Ökonomiepersonal wurden entlassen (von 13 Leuten): wegen Unsolidität (Trunkenheit) und unanständigem Betragen 3 Männer; wegen Untauglichkeit 1 Mann und 1 Frau, wegen gerichtlicher Bestrafung (Diebstahl) 1 Frau, wegen Schlagen von Patienten 1 Mann, wegen Verleumdung und Konspiration 1 Mann, wegen Dienstverweigerung 2 Männer, wegen Unmoralität 1 Mann.»²⁸¹

Diese Fluktuation war für die Betreuung von Patienten, die im Personal oft die einzigen sozialen Beziehungen besitzen, in jedem Fall belastend.

Und dabei war 1896 nicht einmal ein besonders fauler Jahrgang. Seit Jahr und Tag lauteten die Berichte ähnlich: Im Jahr 1880 – im ersten Amtsjahr Forels – traten auf insgesamt 21 männliche Angestellte 18 aus, bei den Frauen waren es 7 von 26.

1881: ausgetreten 16 auf 20 Männer, 15 auf 26 Frauen;

1882: ausgetreten 22 auf 22 Männer, 12 auf 27 Frauen;

1883: ausgetreten 26 (!) auf 21 Männer, 7 auf 26 Frauen;

1884: ausgetreten 34 (!) auf 22 Männer, 12 auf 28 Frauen.²⁸²

Nicht ganz so hoch war die Fluktuation bei den Insassen, jährlich entwichen etwa zwanzig von ihnen.

Für die kantonale Untersuchungskommission war alles kein Problem. Nur der Zürcher Irrenrechts-Reformverein, der es als seine Bestimmung ansah, «auf die unhaltbaren und gefährlichen Zustände im jetzigen Irrenwesen hinzuweisen»,²⁸³ meinte subtil, es gebe in Zürich auch Leute, «welche trotz allen gegenteiligen Behauptungen» glauben, der Bericht der Untersuchungskommission über die Burghölzli-Verhältnisse sei «etwas milde ausgefallen».²⁸⁴

Patientenmaterial

Bleulers Studien

Auch Direktor Eugen Bleuler pflegte seine Nebenbeschäftigungen. Hatte er sich als Direktor der Rheinau vor allem für praktisch-utopische Versuche interessiert, ging es ihm am Burghölzli um die theoretische Verarbeitung seiner Erfahrungen. Immer wieder verkroch er sich in sein Vaterhaus in Zollikon, um an einem grossen Werk zu arbeiten, das all sein bisheriges Wissen über die Welt der Geisteskranken enthalten sollte. Einen ganzen Rucksack von Papieren nahm er jedesmal mit.²⁸⁵

Um tüchtig voranzukommen, beschränkte Bleuler seine ohnehin geringen gesellschaftlichen Kontakte,²⁸⁶ er liess sich auch in der Anstaltsleitung entlasten, so weit er konnte. Zunehmend arbeitete er seinen Assistenzarzt Hans W. Maier in die Führung der Anstaltsgeschäfte ein. Verwaltungsangelegenheiten konnten auch Stellvertreter erledigen.

Und das Personal kannte seine Pflicht: Läusepatienten mit Petroleum einschmieren und nachmittags, bevor das Gaslicht angezündet wurde, wieder abwaschen. Es war Routine. Wahnkranke mit dem Schlundrohr künstlich ernähren. Den Patienten Briefe abnehmen und zensurieren und neue Briefbogen aushändigen. Kleider von Patienten untersuchen und Leibesvisitationen durchführen. Toiletten täglich mit 7'000 Gramm Eisenvitriol desinfizieren. Die Seegrasmattmatzen mit dem waschbaren Überzug reinigen und alle vierzehn Tage neu füllen. Das Tagesprogramm der Anstalt war klar geregelt: von der Tagwache im Sommer um 05.30 Uhr bis zur Bettruhe um 21 Uhr.

Bleuler dachte in dieser Zeit über sein Patientenmaterial nach. Vielleicht hält er eben den Brief des einstigen Stadtrates in den Händen, der als Patient im Burghölzli lebt und von der Kantonsregierung

die Entlassung aus der Anstalt fordert, indem er schreibt: «Sie sind eingeladen, meine Enthftung vorzunehmen und die Publikation mit Tagblattinseraten ... vorzunehmen, andernfalls sind Sie aus Ihrem Amte entlassen auf Grund meiner traditionellen Rechte.»²⁸⁷ Oder er erinnert sich an jenen Verwirrten, der einmal gesagt hat, Heu sei «ein Unterhaltungsmittel der Kühe.»²⁸⁸ An jene Patientin, die er auf den Rücken klopfend gefragt hat: «Wie geht es Ihnen?», worauf sie mit strahlendem Gesicht antwortete: «Schlecht», und hinzufügte, «... ich habe Schmerzen im Rücken», wobei sie genau auf die beklopfte Körperstelle wies.²⁸⁹ Über jenen Patienten, der ständig öffentlich onaniert, weil er nach eigenen Aussagen immer wieder sein Glied rufen hört: «Vogelsang, Vogelsang.»²⁹⁰ Die Krankheit an der sie alle leiden, wird in der Fachliteratur schwammig «Dementia praecox» genannt, «Jugendverblodung» oder «vorzeitige Verblödung». Bleuler ist daran, sie besser zu begreifen.

Das Manuskript, das allmählich entsteht, enthält alltägliche Beobachtungen in systematischer Form: Bleuler hat immer wieder festgestellt, dass Dementia-praecox-Patienten an Assoziationsstorungen leiden. «Die Assoziationen verlieren ihren Zusammenhang. Von den tausend Fäden, die unsere Gedanken leiten, unterbricht die Krankheit in unregelmässiger Weise da und dort bald einzelne, bald mehrere, bald einen grossen Teil. Dadurch wird das Denkresultat ungewöhnlich und oft logisch falsch.»²⁹¹ Eine Patientin etwa sagt aufgrund der blossen Wortassoziation von Wohlsein und Velo auf die Frage nach ihrem Befinden: «Es ist mir nicht Velo».

Eine der auffallenden Erscheinungen ist die Neigung zu «Stereotypien». «Da reiben Kranke jahrzehntelang mit energisch ausfahrenden Bewegungen die rechte Hand über den linken Daumen» oder «fahren mit dem Finger allen Randleisten an Möbeln und Wänden nach, wie wenn sie abstauben wollten,» oder «klopfen rhythmisch an die Bettstelle.» Es ist ein Tun ohne Grundlage: «Handlungen, die an sich nicht sinnlos sind, werden ohne Unterlass wiederholt, mit photographischer Gleichheit. Der Kranke geht genau in der gleichen

Weise an der gleichen Stelle ins Bett und wieder hinaus»; ein anderer macht «eine starke Vertiefung in den harthölzernen Boden seines Zimmers, indem er sich immer genau an der gleichen Stelle auf dem Absatz umdreht; Wände und Möbel der Anstalten zeigen häufig Spuren solcher stereotyper Handlungen.»²⁹²

Viele entwickeln «Manieren», ändern gewöhnliche Handlungen auf auffällige Weise ab: «... ein noch ganz intelligenter, fleissiger Anstaltspatient geht nie anders als im Laufschrift.» Oder: «Beim Essen wird der Löffel nur an der Spitze gehalten oder umgekehrt in der Höhlung.»²⁹³

Deutlich ist auch ein «Negativismus» im Verhalten dieser Patienten. «Wenn die Kranken aufstehen sollten, so wollen sie zu Bette bleiben (...). Sie verweigern die reguläre Nahrung, essen aber mit Gier, was sie auf unrechtmässige Art erlangen (...). Sie sagen auf ‚gutenTag‘ ‚adieu‘, (...) nähen die Knöpfe auf die falsche Seite der Kleider an.» Das kann so weit gehen, dass es sich die Ärzte zunutze machen: «Auch in den Anstalten ist es oft möglich, die Kranken dadurch zu einer Handlung zu bewegen, dass man sie ihnen verbietet. Wenn sie zum Essen kommen sollen, sagt man: ‚Gehen Sie nicht zum Essen!‘»²⁹⁴

Über manchen lasten düstere Wolken: «Die Depression hat alle die verschiedenen Charaktere, die wir von anderen Krankheiten her kennen: einfaches schmerzliches Gefühl unabhängig von den Erlebnissen, Ängstlichkeit, sich steigernd bis zu wilder Angst, seltener Weinen, oft aber lautes Schreien und verzweifertes Jammern, dann depressive Hemmung bis zur Bewegungslosigkeit.»²⁹⁵ Ja, es zeigt sich nicht selten ein «Selbstmordtrieb».²⁹⁶

Doch sollen, so Bleuler, die Psychiater die Leute nicht hindern, sich umzubringen: «Nur ausnahmsweise würde sich einer unserer Kranken das Leben nehmen, wenn wir ihn gewähren liessen. Und wenn es auch ein paar mehr sein sollten, die zugrunde gehen – ist es recht, wegen dieses Resultates Hunderte von Kranken zu quälen und ihre Krankheit zu verschlimmern?»²⁹⁷

Bleuler ist daran, sein Hauptwerk zu verfassen: eine Theorie der Schizophrenien.

Der verwöhnte Sohn

»*Dementia praecox*» diagnostizierte Eugen Bleuler bei einem jungen Mann namens Hans Martin Senger. Dieser lebte bei seiner Mutter und deren zweitem Mann in materiell gesicherten Verhältnissen. Doch schien das Verhältnis zum Stiefvater schwierig geworden zu sein, zumal dieser ihm untersagte, eine Frau von niederem Stand – eine Köchin – zu heiraten. Dabei war Hans Martin schon seit einigen Jahren erwachsen. Als er gar einen Brief von seinem leiblichen Vater erhielt, einem Fabrikanten in Deutschland, der ihn aufforderte, zu ihm zu ziehen, wurde die Auflehnung gegen den Stiefvater zur offenen Revolte. Hans Martin polterte an die Wände und streckte, was den Stiefvater besonders empörte, diesem die Zunge heraus. So kam Hans Martin zum erstenmal in eine Klinik.

Die Akten erwecken den Eindruck, dass zwischen Hans Martins Mutter und seinem leiblichen Vater ein Kampf tobte, der auch um den Sohn geführt wurde. Ungeachtet der Kosten, und gleichgültig, ob der Sohn deswegen im Irrenhaus landete.

Ein Gutachten Eugen Bleulers schildert detailliert, was weiter geschah: Wieder zu Hause, riss Senger bald aus, er war nun 26 Jahre alt. Seine nächsten Lebenszeichen kamen aus Berlin, wo er – vielleicht durch Vermittlung seines natürlichen Vaters – Unterkunft gefunden hatte.

»Anfangs fühlte sich Senger ordentlich. Dann aber glaubte er, dass man ihn verfolgte; die Post öffnete seine Briefe, ins Essen tat man ihm Gift. Schliesslich bekam er eine solche Angst, dass er ohne alles Gepäck, wie er gerade war, von seiner Berliner Heimstätte fortlief. Es ging wieder zurück, und nach acht Tagen langte Hans Martin «in sehr herabgekommenem Ernährungszustand» in Zürich an.

Der Explorand hatte in Bleulers Augen «keine schlechten Anlagen». Allerdings sei seine Bildung «eine unregelmässige» gewesen, was immer das heissen mag.

Während der kaufmännischen Lehrzeit hätten sich «die ersten Zeichen einer psychischen Erkrankung» gezeigt; Bleuler führte folgende Beispiele an: «Es stellte sich Unfähigkeit im Rechnen ein, und er fing an, ganz unmotiviert Schulden zu machen. Jedenfalls hat er unter anderem mit Altersgenossen gezecht und ihnen auch zu trinken bezahlt.»

Soweit der geistige Befund: «Körperlich zeigte er äusser deutlichem Zittern der Hände und der Zunge nichts Abnormes.» Nur sagte der Explorand, er leide

an Nervenschwäche: «Nach dem Essen habe er seit einem halben Jahre unangenehme Empfindungen, woraus er schliesse, dass man ihm etwas ins Essen tue. Ein eigentliches Gift könne es nicht sein, sonst wäre er längst tot (hierbei lacht er). Er sei durch zwei Herren darauf aufmerksam gemacht worden, dass jetzt häufig in der Welt solche Vergiftungen vorkommen. Einmal habe dem Exp. einer, der ihm Milch eingeschenkt habe, in Deutschland gesagt: ‚Wer vom Juden isst, der stirbt daran.‘»

»Auf dem Wege von Berlin nach Zürich sei er manchmal ausgestiegen, um den Verfolgern auszuweichen, die auf der Bahn waren. Wenn die Nummer auf den Bahnstationen ausgestrichen war (vermutlich geht es um eine Kennzeichnung in der Fahrplananzeige, ww), so bedeutete das, dass in der betreffenden Ortschaft die Speisen von den Juden vergiftet seien. Die Juden fabrizieren ein Schwächungsmittel, das die Nerven schwächt, und praktizieren es in alle Speisen hinein. Sie selber kennen gewisse Merkzeichen und können deshalb den ungesunden Speisen ausweichen. Um ihr Gift zu verbreiten, haben sie viele Bäckereien und Restaurants angekauft; auch ins Bier wird das Mittel getan. So gehe nach und nach die ganze Christenheit zu Grunde.»

«In Berlin habe er im Theater lauter idiotische Gesichter gesehen, das sei Folge des Genusses dieser Geheimmittel. Die von den vergifteten Speisen geniessen, werden plötzlich schwach, dann, wenn sie sich nicht mehr wehren können, kommen Automobile, die sie wegschleppen und nach Amerika bringen. Städte, die in Behandlung von Seiten der Juden stünden, hätten Billetts mit einem roten Strich von oben bis unten. Wer dahin komme, der bekomme schlechte Ware, werde wegtransportiert, sei verloren. Heilsarmee, Sozialdemokratie und alles, was rot sei, das helfe den Juden, das Dreckzeug zu verbreiten. Der rote Strich auf dem Billett bedeute den Riss im Tempel.»

Das Zeitgeschehen spiegelt sich in den Wahnideen der Menschen. Die soziale Temperatur steigt.

Diagnose: Vorzeitige Verblödung – Dementia praecox.²⁹⁸

Genie und Irrsinn

Menschliche Verwirrungen

Entsetzt über diese Welt und entsetzt darüber, dass sie selbst der Menschheit angehörten, welche diese Abgründe schaffi, waren um die Jahrhundertwende viele. Zerrissenheit war ein Motiv der zeitgenössischen Literatur.

Der junge Törless ist zu einem Prototyp dieser Stimmung geworden. Der Romanautor Musil schildert ihn so: «Er fühlte sich gewissermassen zwischen zwei Welten zerrissen: einer solid bürgerlichen, in der schliesslich doch alles geregelt und vernünftig zugeht, wie er es von zu Hause her gewohnt war, und einer abenteuerlichen, voll Dunkelheit, Geheimnis, Blut und ungeahnter Überraschungen. Die eine schien dann die andere auszuschliessen.»²⁹⁹ Der Roman «Die Verwirrungen des Zöglings Törless» erschien 1906 und war autobiographisch geprägt.

Dem pubertierenden Törless war klar, dass «von der hellen, täglichen Welt, die er bisher allein gekannt hatte, ein Tor zu einer anderen, dumpfen, brandenden, leidenschaftlichen, nackten, vernichtenden führte. Dass zwischen jenen Menschen, deren Leben sich wie in einem durchsichtigen und festen Bau von Glas und Eisen geregelt zwischen Büro und Familie bewegt, und anderen, Herabgestossenen, Blutigen, ausschweifend Schmutzigen, in verwirrten Gängen voll brüllender Stimmen Irrenden, nicht nur ein Übergang besteht, sondern ihre Grenzen heimlich und nahe und jeden Augenblick überschreitbar aneinanderstossen.»³⁰⁰

Heiterer bürgerlicher Wohlstand und düstere nationalistische Kriegstreiberei waren parallele Realitäten, und sie strebten beide ei-

nem Höhepunkt entgegen. Der Zürcher Psychiater Charlot Strasser formulierte 1915 die Gegensätze der europäischen Politik im Titel seiner ersten Novelle «In Völker zerrissen».³⁰¹ Wenn Europa und seine Politik gespalten war – kann man sich wundern, dass es auch die Individuen waren? Es gab Menschen, die sich angesichts des Krieges in den Wahnsinn flüchteten – oder in die Kunst.



Spaltung – Zeichnung von Alfred Jarry

Der Dichter Alfred Jarry hatte schon vor der Jahrhundertwende die Absurditäten der realen Welt in Absurditäten des Bühnentheaters umgesetzt, ihm selbst wurden schizoide Tendenzen zugeschrieben. Der Dramatiker August Strindberg war von Verfolgungswahn gequält. Der Lyriker Rainer Maria Rilke bewegte sich seelisch und in seinem Werk am Rand eines Abgrundes. Der bildende Künstler

Marcel Duchamps erhob im Dadaismus jenes Lachen zur Kunstform, das als ein typisches Zeichen der Schizophrenie galt?⁰²

»So sehen wir schizophren werdende und schizoide Künstler in Menge, und vielleicht haben geradezu alle Künstler wenigstens einen schizoiden Einschlag«, meinte der Psychiater Eugen Bleuler?⁰³ Er stieg in die damals beliebte Diskussion über Genie und Irrsinn ein und stimmte auch hierin mit der Diagnose Forels überein. «Man weiss ferner, dass Genie und Irrsinn verwandt sind», hatte Forel gesagt?⁰⁴ Diese Verwandtschaft, so führte Bleuler aus, bestünde darin, dass eben beides «Aberrationen» eines Normalverhalten seien: «Das Genie ist eine Aberration wie eine andere; dass es viel weniger häufig ist als unerwünschte Abweichungen, ist selbstverständlich; denn wenige Defekte in der Anlage können einen Menschen unbrauchbar machen; zum Genie wird einer nur, wenn eine ganze Anzahl von Eigenschaften zugleich besonders hoch ausgebildet ist.»³⁰⁵ Auch Genie war also letztlich eine Fehlentwicklung, erklärte Bleuler, der wie die Bauern des Zürcher Oberlandes jede Art von Auswüchsen ablehnte: «Das Genie kann deswegen ebensowenig samenecht sein wie eine besonders feine Pfirsichsorte, die der Gärtner als einzelne Aberration zufällig gezüchtet hat.»³⁰⁶

Das Genie als ausnahmsweise nützliche Aberration; die meisten Aberrationen waren schädlich. «Während aber der Aberrationsrichtungen unendliche sind, gibt es der nützlichen Möglichkeiten selbstverständlich nur wenige», dozierte Bleuler: «die schlechten Propheten, die ungeschickten Weltverbesserer, die fanatischen Parteibüffel, die für allerhand unausführbare Träume Begeisterten und diejenigen, welche als eigentlich krank angesehen werden, sind und bleiben die Mehrzahl der Abnormen.»³⁰⁷

Wäre diese Theorie gültig, hätten die meisten herausragenden Persönlichkeiten zu den Aberrationen am Baum der Menschheit gezählt werden müssen.

Der Briefeschreiber

Der vierzigjährige Sebastian Gutzwiller erschien vergnügt in der Sprechstunde des Bezirksarztes. Er war als Verrückter den Behörden zur Anzeige gebracht worden, weil er unaufhörlich Briefe an von Ferne verehrte Frauen soivie an Herren der besseren Gesellschaft schrieb. An verschiedene Behördenmitglieder verschickte er Drohungen.

Der untersuchende Bezirksarzt meinte, Gutzwiller leide an einer «paranoiden Form der Schizophrenie». Und zwar entwickle er Wahnideen nach zwei Richtungen hin: «Grössenwahn und Verfolgungswahn». Immer wieder unterhielt er Liebschaften, von denen die Angebeteten nichts wussten: «Die Art und Weise, wie er seine Liebschaften anzettelt, unterhält und wieder zur Lösung bringt, ist etwas Blödes», kommentiert der begutachtende Bezirksarzt nicht ganz sprachsicher. «Er beobachtet jeden Blick, jede Bewegung der Angebeteten, wagt aber doch keine Begegnung oder Aussprache, schreibt, ohne je etwa Antwort zu erhalten, eine Menge überschwänglicher Liebesbriefe und stellt ganz im Gegensatz zur Wirklichkeit sich als Schöpfer eines zukünftigen Paradieses hin.»

Verehrung bekundete Gutzwiller auch gegenüber Oberst Landis, einer prominenten Person an seinem Wohnort, den er zuvor beschimpft hatte: «Hochgeschätzter Herr Staatsmann. Verzeihen Sie alle meine Anfechtungen gegen Sie, dadurch habe ich Ihre wunderbare Liebe zu meiner Person beobachtet wie selten. Und genau so macht das Schweizer Volk gegen alle Staatsmänner mit völligem Unrecht.» – Es wäre vergebliche Liebesmüh, das Zitat auf seine Logik hin prüfen zu wollen. Der Briefautor weiter an die Staatslenker: «Ihr wollt das Beste fürs Volk suchen, und es reisst Euch immer aus Euren Händen heraus, durch Blindheit und Dummheit und zieht Euch noch dazu in Kot und Schmutz hinein.»

Noch enthusiastischer waren die Eröffnungen gegenüber Frau Landis: «Hochgesch. Frau Oberst! Diese Weissagung ist erfüllt.» Und dann wirds biblisch: «Wiefolgt meine liebe Mutter selig sah ein Gesichte. Sie war in einem Saale, darin waren 4 Särge mit 4 Leichen. Meine Mutter ging an dieselben heran, sie sah, dass die Köpfe abgeschnitten sind, aber der Nächstliegende sprang heraus, nur der Kopf, und hüpfte beständig der Mutter nach, bis sie eine furchtbare Angst bekam und wusste nicht, wohin fliehen. Auf einmal kam ich zur Türe hinein, gross und schön, mit ruhigen Schritten, trat ich auf diesen Kopf heran und nahm

mich auf, indem er mich noch wehmütig anschaute, und legte ihn zu seinen Körpern und schaute mich noch einmal an und war dann für immer ruhig.»³⁰⁸

«... und nahm mich auf» Was eine blosse grammatikalische Verwechslung von Subjekt und Objekt sein mag, wirkt zugleich tiefsinnig: Ist er selbst jener Kopf den er ruhigstellt? Gutzwiller lebte in einer eigenen Welt.

Spaltungssirrsinn

Bleulers Schizophrenienlehre

Ich wünsche Euch daher ein gutes, glückliches freudenreiches, gesundes, gesegnetes und obstreiches Jahr und noch viele folgende gute Weinjahre, sowie gesunde und gute Erdäpfeljahr sowie Sauerkohl und Spitzkohl und gute Kürbis und Kernenjahr.» So lauteten die Neujahrswünsche eines Patienten.³⁰⁹ Fürs Jahr 1911 hätte dieser dem Direktor Eugen Bleuler noch «ein fruchtbares Buchjahr» wünschen dürfen. Endlich erblickt das Werk, an welchem Bleuler schon seit Jahren gearbeitet hatte, das Licht der Welt.

Anlass zu Bleulers Schrift ist ein Auftrag gewesen, für ein Handbuch der Psychiatrie den Band über «Dementia praecox» zu schreiben – so wurde eine Gruppe geistiger Krankheiten nach dem Psychiatrieprofessor Emil Kraepelin genannt, der an der Universität München lehrte und als einer der Begründer der Psychiatrie gilt.

Bleuler fasst die Reihe der Krankheitsbilder, die von Kraepelin beschrieben worden waren, zusammen und benennt sie neu: «Ich nenne die Dementia praecox Schizophrenie, weil, wie ich zu zeigen hoffe, die Spaltung der verschiedensten psychischen Funktionen eine ihrer wichtigsten Eigenschaften ist. Der Bequemlichkeit wegen brauche ich das Wort im Singular, obschon die Gruppe wahrscheinlich mehrere Krankheiten umfasst.»³¹⁰ Das Buch Bleulers trägt denn auch den genauen Titel: «Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien».

* Emil Kraepelin (1856-1926), Psychiater, grenzte Dementia praecox und manisch-depressives Irresein voneinander ab.

Bleulers Begriff der Schizophrenien ging in die Psychiatriegeschichte ein. Er erfasste damit eine geistige Erkrankung, «die bald chronisch, bald in Schüben verläuft, in jedem Stadium Halt machen oder zurückgehen kann, aber wohl keine volle Restitutio ad integrum (keine vollständige Gesundung, ww) erlaubt. Sie wird charakterisiert durch eine spezifisch geartete, sonst nirgends vorkommende Alteration (Veränderung, ww) des Denkens und Fühlens und der Beziehungen zur Aussenwelt.» So Bleulers grundlegende Definition. Er fügt hinzu: «In jedem Falle besteht eine mehr oder weniger deutliche Spaltung der psychischen Funktionen: ist die Krankheit ausgesprochen, so verliert die Persönlichkeit ihre Einheit».³¹¹

Das festgefügte Ich lockert sich: «So erscheinen die Patienten entsprechend ihren Komplexen in verschiedene Bereiche gespalten. Immerhin ist das Ich selbst nur in den hochgradigsten Fällen ganz zertrümmert.»³¹²

Der Spaltungssirrsinn war entdeckt.

«Das Auffälligste im Formellen des schizophrenen Gedankenablaufes sind die Sperrungen», wie Bleuler beobachtet. «Die Assoziationsstätigkeit steht manchmal plötzlich ganz still; wenn sie wieder einsetzt, tauchen meist Ideen auf, die mit den vorhergehenden in keinem oder nur ungenügendem Zusammenhang stehen.» Der Assistenzarzt Carl Gustav Jung habe einmal von einer Patientin den Ausdruck «Gedankenentzug» gehört und ihn für diese Erscheinung verwendet. Bleuler weiter: «Wenn ein Patient die Frage ‚Haben Sie Gedankenentzug?‘ gleich mit ja beantwortet und dann eventuell beschreiben kann, was er darunter versteht, so darf man wohl mit ziemlicher Sicherheit die Diagnose der Schizophrenie machen.»³¹³

Bleuler versteht «Schizophrenie» nicht als bestimmte Krankheit, sondern als Oberbegriff. «Die Zerlegung der Schizophreniengruppe ist also eine Aufgabe der Zukunft.»³¹⁴ Die Krankheitsgruppe war an den Rändern nicht scharf begrenzt, nicht einmal gegenüber der Gesundheit: «Es ist aber sehr wichtig zu wissen, dass es alle Übergänge zum Normalen gibt und dass die leichten Fälle, die latenten Schizo-

Jail Anstalt Nöenic Haupt
 Leuzgöbyle 1894 = gow
 Pfifflands Meiler
 Größte Frau Wittwe
 Postbureau
 x x x Größte der
 gann zupferig



Kann dich wirklich nicht bey
 mir nicht eine Musick gese
 so gut so schicke mir docheine
 nen lange heit, so du wirst k

Schriftproben von Geisteskranken

phrenien mit wenig ausgesprochenen Symptomen viel zahlreicher sind als die manifesten.»³¹⁵ Immerhin steht für Bleuler fest: «Die früher beschriebene Assoziationsstörung und auch wohl die Art der Halluzinationen ist charakteristisch und genügend zu einer positiven Diagnose; auch eine allgemeine Gefühlseinklemmung hat diesen Wert.»³¹⁶

Dazu gehört der unüberbrückbare Rückzug auf die Innenwelt, der bei andern Geisteskrankheiten nicht in diesem Extrem auftrat: «Der Arzt hat zu den Idioten seiner Anstalt das Verhältnis eines Vaters zu seinen Kindern; die meisten Schizophrenen aber bleiben ihm so fremd wie Vögel, die er futtert.»³¹⁷

Eugen Bleuler war der erste Direktor, der den Patienten wirklich zuhörte und sie sprachlich verstand. Sein Vorgänger, der in der Westschweiz aufgewachsene Forel, dürfte wohl manche schnell hingeworfene Äusserung von Patienten oder gar Verballhornungen in schweizerdeutschem Dialekt nicht so ganz mitbekommen haben, und Äusserungen von Patienten sind beispielsweise in seiner Autobiographie denn auch praktisch keine vermerkt. Die Direktoren vor Forel aber hatten ohnehin nur hochdeutsch gesprochen und nicht nachvollziehen können, was die Patienten im schweizerdeutschen Idiom an Spracherfindungen hervorbrachten. Bleuler schaute den Patienten aufs Maul und notierte laufend auf seinen Zetteln, was sie sagten oder taten.

Darunter finden sich echte Trouvaillen an Denkstörungen – oder soll man sagen: Kunstblumen des Denkens? Patienten, die zu Definitionen neigen, bezeichnen ein Auge als «Sehungspunkt», eine Grossmutter als «Geschlechtsanteilung» und einen Ofen als «Wärmungsartikel».³¹⁸ Einer definiert, der Rosenkranz sei «eine Gebetsvervielfachung, und diese ist wiederum ein Vervielfachungsgebet, und ein solches ist nichts anderes als eine Gebetsmühle und eine solche ist eine Mühlengebetsmaschine, und eine solche ist wiederum eine Gebetsmaschinenmüllerei». Undsoweiter.³¹⁹

Die Entdeckung der Schizophrenien ist ein Stück weit auch ihre Erschaffung. Zürich war lange Zeit schizophrener als andere Städte,

jedenfalls wurden entsprechende Diagnosen häufiger gestellt, und Schizophrenien machten die bedeutendste Gruppe aller Geisteskrankheiten am Burghölzli aus. Manfred Bleuler gibt einen Grund dafür an: «Die Schizophreniehäufigkeit im Burghölzli beruht hauptsächlich auf Auslesemomenten (...). Während vieler Jahre wurde auch im Burghölzli der Schizophreniebegriff weiter gefasst als an den meisten anderen Kliniken.»³²⁰

Heute glauben viele Psychiater, dass die von Eugen Bleuler geschilderten Krankheitsbilder schlicht nicht einheitlich genug sind, um einen eigenen Krankheitsbegriff zu begründen. Der derzeitige Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli, Daniel Hell, schreibt: «Im Gegenteil ist das Charakteristische aller bisherigen Befunde, dass sie weder für Schizophreniekranken spezifisch sind, noch bei schizophren diagnostizierten Menschen regelhaft gefunden werden.» Es sei bisher auch nicht gelungen, «schizophrenes Empfinden bzw. Verhalten von ‚normalen‘ alltäglichen Empfindungs- und Verhaltensweisen eindeutig abzugrenzen»³²¹ – was ja schon Bleuler selbst spürte. Hell erklärt rundweg, er glaube nicht, «dass sich die Sammeldiagnose Schizophrenie weit ins dritte Jahrtausend retten kann. Sie dürfte sich in unterschiedliche Störungsbilder aufgliedern.»³²²

Testpersonen

Mit einem Assoziationstest liess sich der Geisteszustand der Patienten bestimmen. Der Proband hatte ohne viel Nachdenken auf vorgelegte Stichworte zu reagieren. Ein Ausschnitt aus einem Testprotokoll:

«Grün – Wasser ist grün

*Wasser – Und im Wasser hat's Fische und Krebse
stechen – Stechäpfel*

Engel – Das hat's im Himmel

lang – Die Strasse

Schiff – Das ist im Wasser

Wolle – Von den Schafen gibt es Wolle

freundlich – Das ist der Mensch gewöhnlich

Tisch – Das ist ein Stück Hausrat

fragen – Wenn man einen fragt, wenn einen etwas wundert

*Staat – Das ist ja der Staat, der Kanton, der besorgt alles, man muss ja dem
Staat die Steuern einhändigen*

trotzig – Ja wenn man bö's wird

Stengel – Ja es gibt Krautstengel»

Die Proben zeigten, so der Kommentar des Arztes, «eine Definitionseinstellung von der ersten bis zur letzten Reaktion», umgesetzt in «Tautologien» oder «durch ein Beispiel». Inhaltlich klammerte sich die Versuchsperson an das Konkrete. Sprachlich seien die Antworten «zum grossen Teil von einer Unbeholfenheit, die jedem Inbecilen Ehre machen würde.»

3,2 Sekunden hatte der Landwirt Walter Tanner durchschnittlich benötigt, um seine Antworten zu geben. 3,4 Sekunden brauchte die Hausfrau Margrith Kleiner:

«Kopf – Das könnte man sagen, ein tüchtiger Kopf

Grün – Also Herr Grün, potztausend!

*Wasser – Der Herr Braunschweig, schön grün, grün sagt man ihm
stechen – Man wird oft gestochen*

Engel – Potztausend, ich glaub, Sie sind ein Engel

lang – Potztausend, ja Herr Lang; Sie sind auch gross genug

Schiff – Ehe

pflügen – Das ist wieder anders

Wolle – Ja da lässt sich ja manches machen

freundlich – Das ist auch ...das darf man von Ihnen mit vollem, ja, sagen

*Tisch – Sehen Sie, Sie dürfen das ganz herzlich
tragen – Sehen Sie, das ist ganz, das freut mich sehr
Staat – ist am rechten Ort
trotzig – Das ist der Herr Doktor nicht, oh nein*

Stengel – Das macht ja nichts, das ist ja nichts Böses, Stengel»

Die Proben zeigten «von Anfang bis zu Ende Gefühlsreaktionen», eingeleitet durch irgendeine «Interjektion», kommentierte der befragende Burghölzliarzt. In der letzten Antwort zeige sich «in sehr unverdeckter Weise ein sexueller Komplex.» Die Frau leide an «Dementia senilis».³²³

«Wie können Sie einen Apfel für drei Personen teilen?» fragte Eugen Bleuler einen Schwachsinnigen: «Man macht vier Stücke, gibt jedem eines und eines bleibt», antwortete dieser. Das erinnert an ein Schulrätsel, in welchem die Teilung von 17 Kamelen unter drei Erben gefordert wird. Die Antwort des Patienten erscheint uns so einleuchtend wie die Lösung des Schulbuchbeispiels.

Nicht dumm, sondern nur ungebildet wirkt auch jene Magd, die für einen schlechten Witz hält, als Bleuler sie auffordert, das Ersparte zu einer Bank zu bringen, wo es Zins trage. «So dumm wird niemand sein, noch etwas dafür zu bezahlen, dass er mein Geld aufbewahren muss.» Und von Lebensklugheit zeugt die Bemerkung eines andern: «Ein Zweimarkstück ist weniger wert als ein Markstück und zwei halbe, denn das Markstück muss man wechseln und dann bekommt man zuwenig heraus.» Darin spiegelt sich wohl die Praxis fahrender Händler.³²⁴

Burghölzli-Mythos

Der Einfluss von Jung und Freud

«Nach der Jahrhundertwende erlebte die psychopathologisch-klinische Forschung am Burghölzli ihre besondere Blüte», schreibt Manfred Bleuler – der Sohn – rückblickend in seinem Beitrag zur Zürcher Spitalgeschichte.³²⁵ Es sei ein historisch bedeutsamer Umschwung gewesen, «als Eugen Bleuler und sein damaliger Oberarzt C.G. Jung ihre wissenschaftlichen Interessen der kurz zuvor von Freud inaugurierten psychoanalytischen Richtung zuwandten.»³²⁶ In jener Zeit sei im Burghölzli die Grundlage der «dynamischen» Psychiatrie geschaffen worden, «die die Krankheitssymptome psychologisch zu verstehen sucht, die in den Kranken die Persönlichkeit des Kranken erkennt und die der Ursachenforschung, der Behandlung und der Prophylaxe in der Psychiatrie völlig neue Wege eröffnete.»³²⁷ Dank Bleuler sei Sigmund Freud «klinikfähig» geworden, sagt auch Bleulers einstiger Oberarzt Jakob Klaesi.³²⁸

Das ist der Mythos der sogenannten «Zürcher Schule» von Forel und Bleuler. Er besteht in einer Verklärung der Figuren August Forel und Eugen Bleuler, unter Abschattung anderer Aspekte, die nicht so gut ins Bild passen, seien es theoretische Äusserungen oder praktische Handlungen.

Die Idealisierung wurde bei Eugen Bleuler dadurch erleichtert, dass Generationen von Psychiatern und Psychiaterinnen ihn nur gefiltert kennen, haben sie doch bloss die gereinigten Fassungen seines

* Der Ausdruck «Zürcher Schule» wird in der Zürcher Psychologie- und Psychiatriegeschichte verschieden verwendet. Hier bezeichnet er die theoretischen und praktischen Beiträge von Forel und Bleuler. Schon Manfred Bleuler hält fest: Eugen Bleulers Lehrbuch der Psychiatrie «wurde zum geistigen Mittelpunkt der Lehrrichtung, die als Psychiatrische Zürcher Schule bekanntgeworden ist.»³⁴⁰

Lehrbuches gelesen. Nach Eugen Bleulers Tod im Jahr 1939 editierte Manfred Bleuler die siebente Auflage dieses Manuals – sie erschien 1942 – und nahm tiefgreifende Bearbeitungen vor. Darauf beruhen die aktuellen Ausgaben.³²⁹ Man findet dieses Lehrbuch heute noch in vielen Sprechzimmern. Ärzte und Ärztinnen oder Psychologieabsolventen aus Zürich zeigen sich oft ungläubig, wenn sie konfrontiert sind mit originalen Bleuler-Aussagen zur Sozialhygiene. Allenfalls kennen sie die Schizophrenienlehre im Original.

Es besteht allerdings ein verständliches Interesse daran, Forel und Bleuler zu Fahenträgern von Psychotherapie und Psychodynamik emporzustilisieren: Heute ist die Pharmakologisierung der Psychiatrie derart vorangeschritten, dass jene Ärzte und Ärztinnen, die sich dem Druck widersetzen und weiter an seelische Geschehnisse glauben, einen Bedarf verspüren, sich auf Autoritäten zu stützen. Am liebsten auch auf solche, die an derselben Zürcher Universität tätig waren, an der nun andere Tendenzen aufgekommen sind. Sie brauchen Forel und Bleuler als Kronzeugen in ihrem Abwehrkampf zur Verteidigung des Seelischen gegen die Chemie. Damit soll ein Stück Autonomie des Individuums verteidigt werden.

Doch so rein wie in der offiziellen Hagiographie präsentieren sich die beiden Burghölzlidirektoren nicht.

Es gab zwar einen psychoanalytischen Frühling am Zürcher Burghölzli. Und er war verbunden mit der Person des Oberarztes Carl Gustav Jung, der 1900 Assistenzarzt am Burghölzli wurde und dieses wegen einer berühmt gewordenen Liebesaffäre mit einer Patientin 1909 verlassen musste. Doch es folgte der frühe Herbst, da nach dem Abgang Jungs «die direkte psychoanalytisch-psychotherapeutische Arbeit mit Schizophrenen und manisch-depressiv Kranken wieder zum Stillstand kam».³³⁰ Nach dem Ersten Weltkrieg wurden «mehr als zwei Jahrzehnte lang kaum mehr eigentliche psychoanalytische Behandlungen am Burghölzli durchgeführt», sagt selbst Manfred Bleuler.³³¹

Eugen Bleuler hatte versucht, Freud zu verstehen. Er hatte ihn in den neunziger Jahren kennengelernt und eine persönliche Beziehung zu ihm aufgebaut. Und er war überzeugt, mit seinem eigenen Werk über die Schizophrenien Freudsche Ideen auf die *Dementia praecox* angewendet zu haben. «Ich denke, jedem Leser wird ohne Weiteres klar sein, wieviel wir diesem Autor» – gemeint Freud – «schulden, auch wenn ich dessen Namen nicht überall anführe», bemerkt Bleuler im Vorwort zu seinem Werk über die Schizophrenien.³³² Forel, der Freud schlicht für einen Unflat hielt, sagt über Bleuler deswegen wegwerfend: «... er steht selbst viel zu sehr unter der Suggestion des Freudismus und sieht fast ausschliesslich durch dessen Brille.»³³³

Wenn auch Bleuler den umstrittenen Freud immer wieder verteidigte und im Unterschied zu Forel von dessen Theorie des Unbewussten fasziniert war, neigte er ihm in seinen eigenen Arbeiten dennoch nur kurze Zeit zu. Kategorisch stellt ein Psychiater, der sich mit der Geschichte seines Faches beschäftigt, fest, es gelte, «ein Missverständnis zu beseitigen: Eugen Bleuler war selber nie Psychoanalytiker, man könnte ihn höchstens als Sympathisanten bezeichnen.»³³⁴

In Bleulers Werk über die *Dementia praecox*, das 1911 erschien, ist zwar noch zu lesen: «Die einzige zur Zeit ernst zu nehmende Therapie der Schizophrenie im Ganzen ist die psychische.» Und Bleuler erläutert, was er darunter versteht: «Da die Symptomatologie der Krankheit von den Komplexen beherrscht wird und da man von diesen aus oft in die Psyche des Kranken eindringen kann, sollte man erwarten, dass man sie von da aus auch beeinflussen könnte.»³³⁵ Noch wisse man allerdings nicht, wie weit man in der Praxis damit komme. Die Versuche scheinen Bleuler enttäuscht zu haben. In seinem grossen Lehrbuch der Psychiatrie – erstmals erschienen 1916 – meint er jedenfalls resigniert: «Der Psychotherapie im engeren Sinn geben die Geisteskrankheiten, abgesehen von den Psychoneurosen, kein sehr dankbares Feld.»³³⁶ Vor allem schliesst er Methoden nach Freudscher Art ausdrücklich aus.³³⁷

Bleuler verwirklicht in seiner eigenen Praxis eine naturwüchsig-familiäre Therapie, die er selbst wie folgt theoretisiert: «Es ist selbstverständlich, dass jeder Irrenarzt ‚Psychotherapie‘ in einem weitem Sinne – ich möchte fast sagen, nicht als solche – treibt.»³³⁸

So kehrte Bleuler zur Idee eines im Erbgut gesunden Menschen zurück, der auch Forel anhing. Beide träumten sie, mit diesem Menschen eine gesunde Gesellschaft erreichen zu können. Der Aufschwung der Genetik und der Hirnforschung sowie der Einsatz des Computers leiten heute eine Renaissance ähnlicher Ideen ein. Ernst-hafte Wissenschaftler sehen Möglichkeiten, dank Eingriffen in die Gene einen gesunden Menschen zu schaffen, früher oder später werden einige darunter auch geistige und verhaltensmässige Gesundheit verstehen.

Warum soll man mit der Gentechnik nicht einen gesunderen Menschen schaffen, einen, der resistent ist gegen Krankheiten, so wie man Maispflanzen gegen den Maiszünsler gewappnet hat, fragt der Zürcher Molekularbiologe und Beinahe-Nobelpreisträger Charles Weissmann in einem Gespräch mit der «Weltwoche» über Freiheit und Grenzen von Forschung. «Es gibt keine prinzipiellen Grenzen», antwortet Weissmann in einer Offenheit, wie sie bei Wissenschaftern in diesen Fragen nicht häufig anzutreffen ist. Vielleicht aber sei «der wissenschaftliche Mensch» ohnehin ein «evolutionärer Irrweg», eine «Sackgasse».³³⁹

II. GROSSSTADTSUMPF

*Die Geisteskrankheiten ausserhalb der Burghölzlimauern und die
Versuche Forels und Bleulers, ihre Ideen sozialpolitisch
umzusetzen*

Irre Gesellschaft

Ein Gesetz für Geistesranke

Die Anzahl Irrer gibt einen Hinweis auf den Grad der Unvernunft der Gesellschaft. Denn eine vernünftige Gesellschaft – die zwar nur ein theoretisches Konstrukt ist – kann keine Unvernünftigen ausscheiden.

Eine Irrenzählung im Kanton Zürich erbrachte 1850 erstmals zuverlässige Zahlen über die «Geisteskranken»: Man errechnete einen Anteil von rund einem halben Prozent der Bevölkerung.³⁴¹ Dies galt schon damals als extrem hoch und förderte den Entscheid, die Irrenanstalt Burghölzli zu bauen. Eine Irrenzählung im Jahr 1888 fand einen doppelt so hohen Anteil, nämlich ein Prozent.³⁴² In absoluten Zahlen erhob man 3'177 Geistes- und Gemütsranke und Geisteschwache, davon 1'490 männliche und 1'687 weibliche Personen.³⁴³ Das war eine zuverlässige Massenbasis für die Tätigkeit der Psychiater.

«Wir beobachten in fast allen zivilisierten Ländern eine gewaltige Zunahme der Geistes- und Nervenkrankheiten», bemerkte Forel; «Irrenanstalten und Nervenanstalten schießen wie Pilze aus der Erde».³⁴⁴ Die Anzahl Irrer stieg mit dem Versuch, ihrer Herr zu werden.

Am Anfang des neuen Jahrhunderts kam der Burghölzliarzt Maier auf Grund einer Untersuchung von Stellungspflichtigen auf zwei Prozent Geistesranke und Geistesschwache.³⁴⁵ Man trieb dem Ersten Weltkrieg entgegen, die wahnsinnig gewordenen Politiker und die durchgedrehten Nationalisten aller Länder waren nicht einmal mitgezählt.

Maier steigerte den Wert seiner Statistiken noch, als er annahm, «dass sich in Wirklichkeit der Prozentsatz des psychisch defekten

Teiles unserer erwachsenen Bevölkerung ... auf 2,25 bis 2,5 Prozent stellen wird.» Er kommentierte – es scheint, als frohlockte er: «Diese gefundene Zahl überschreitet ganz wesentlich die Annahmen, die man bis jetzt meist über die Häufigkeit geistiger Störungen machte.»³⁴⁶ 1925 schliesslich – um einen Blick in die Zukunft zu werfen – wird derselbe Maier schätzen, «dass etwa 3,5 bis 4,5 Prozent der Bevölkerung als geistig nicht vollwertig zu betrachten sind.»³⁴⁷ Ein irrer Boom.

Definitionen von Geisteskrankheit und Geistesschwäche, die den Statistiken zugrundeliegen, mögen im Einzelnen variieren: Es bleibt, dass die Zahl der Betroffenen stetig zunahm. Dergestalt, dass die «Iren» anstelle der für sie vorgesehenen individuellen Versorgung hätten nationalen Minderheitenstatus geltend machen können.

Den Psychiatern selbst war bewusst, dass die Abgrenzungen sich nicht präzise vornehmen liessen: «Schon lange war mir klar, dass es keine Grenze zwischen Geistesstörung und geistiger Gesundheit gebe», sagte Forel, und zog dann den Schluss, «dass ein guter Teil der Menschen, die man als Verbrecher einsperrt, mit einem Fuss oder mehr in die Irrenanstalt gehören».³⁴⁸ Aus derselben Feststellung hätte er auch folgern können, ein grosser Teil der Menschen in Irrenanstalten sei in Freiheit zu setzen.

Eugen Bleuler war auch in dieser Frage treuer Schüler seines Meisters: «Es gibt ja keine Grenzen des Irreseins, so wenig als einer anderen Krankheit», und er fragte: «Wo ist die Grenze zwischen gesunder Dummheit und krankhaftem Schwachsinn? Wo die zwischen normaler und übernormaler Körpergrösse?» Er kritisierte jene, die nach klaren Kategorien und Statistiken verlangten: «Man will eigentlich gar nicht wissen, ob jemand gesund oder krank sei, sondern man will wissen, ob man ihn ernst nehmen soll, ob man ihn in die Irrenanstalt einsperren müsse, ob er zurechnungs- und handlungsfähig sei u. dgl., und das will man aus der Feststellung ‚krank oder nicht-krank?‘ schliessen. Dieses Schlussverfahren ist aber an sich ein fal-

sches, nicht nur weil man in einer ganz breiten Zone die Begriffe gesund und krank überhaupt nicht anwenden kann, sondern auch darum, weil es Kranke gibt, die nicht eingesperrt werden müssen». ³⁴⁹ Denn: «Nicht häufig sind die Grundsymptome so stark ausgebildet, dass sie den Patienten in die Irrenanstalt führen.» ³⁵⁰

Trotz dieser theoretischen Einsicht in die Vielfältigkeit menschlichen Seins mit allen Übergängen gibt Bleuler ein Beispiel für die Wesensverschiedenheit von Gesunden und von Kranken, das wenig überzeugend wirkt: «Die Rose hat ihre Dornen. Der Normale zieht aber in 99 von 100 Fällen das Fazit aus der Subtraktion der negativen und positiven Werte. Er liebt die Rose trotz der Dornen. Der Schizophrene mit seinen geschwächten assoziativen Verbindungen braucht die verschiedenen Seiten nicht in eine Einheit zusammenzudenken: er liebt die Rose um ihrer Schönheit willen und hasst sie zugleich wegen der Dornen.» ³⁵¹ Bleibt die Frage, ob in diesem Beispiel nicht der Schizophrene der Vernünftige ist. Es scheint, dass der angeblich Vernünftige die Rose zuwenig liebt und zuwenig hasst. Dem Rosenbeispiel zufolge ist Vernunft – oder Gesundheit oder Normalität – ein Mässigungsprogramm, das vor den Extremen bewahrt: vor der samtigen Zartheit des Blattes und der verletzenden Spitze der Dornen.

Doch spielt die Frage, auf welcher Seite die Vernunft liegt, im Moment keine Rolle – klar war, dass die Unvernünftigen an Zahl zunahmen. So kam die Idee auf, ein gesamtschweizerisches Irrengesetz auszuarbeiten; in Genf und in Neuenburg bestanden schon kantonale Vorschriften. Das geplante Paragraphenwerk sollte das Tätigkeitsgebiet und die Kompetenzen der neuen gesellschaftlichen Ordnungsmacht Psychiatrie festlegen.

Indes musste ein solches Gesetz aussprechen, was die Psychiater selbst eben noch abgelehnt hatten: eine Definition geistiger Krankheit.

Der Verein schweizerischer Irrenärzte beauftragte August Forel, den Entwurf für ein solches schweizerisches Irrengesetz zu skizzieren. ³⁵²



Forel auf dem Hochseil in die Politik – aus der Satirezeitschrift
«Nebelspalter»

Der Vorschlag, den Forel 1893 vorlegt, wird denn auch mit Modifikationen angenommen. So kommt eine Definition der Geisteskrankheit zustande.

«Als geisteskrank werden betrachtet:

- a) alle Personen, die an angeborenen oder erworbenen Geistesstörungen leiden;
- b) alle Personen, die auch ohne tiefere Störung der Intelligenz, besonders auf Grund abnormer Anlage, an krankhaften Trieben und Neigungen oder tiefen moralischen Defekten leiden;
- c) alle Personen, die sich durch den chronischen Genuss von narkotischen Giften, vor allem von Alkohol, Morphinum usw. schädigen;

sobald sie infolge ihres Zustandes nicht im Stande sind, sich selbst zu leiten oder die Rechte der andern zu wahren, das heisst, zu ihrem Wohle des Schutzes oder der Pflege bedürfen, oder den anderen einen erheblichen Schaden oder Gefahr bereiten.»³⁵³

Insgesamt ist der Kreis der vom Entwurf Erfassten extensiv: Wäre der Vorschlag im Gesetzgebungsverfahren durchgekommen, hätte er einige Prozent der Bevölkerung mehr in die Reservearmee der psychisch Kranken verwandelt. Die Neuerung besteht darin, nicht nur Menschen mit Störungen von Logik und Emotion als geisteskrank zu betrachten, sondern auch Menschen mit moralischen Defekten und Süchten. Damit wäre entweder der Beliebigkeit Tür und Tor geöffnet worden, oder aber, was auf dasselbe herauskommt, den Psychiatern die Macht verliehen worden, zu entscheiden, wer gesund und wer krank ist. Dies entgegen ihrer Behauptung, dass sich eine klare Unterscheidung von Gesundheit und Krankheit nicht vornehmen lässt – Was sich somit in eine blosser Deklamation verwandelt oder gar in präventive Unschuldsbeteuerung: Wir begehren, nicht schuld zu sein an dem, was praktiziert wird.

Der Entwurf für ein schweizerisches Irrengesetz wird wieder zurückgezogen; das Verfahren verlangt eine Verfassungsänderung, die

vom Volk aller Voraussicht nach abgelehnt worden wäre. Man versucht ähnliche Bestimmungen via ein Konkordat der Kantone zu erlangen; das hingegen scheitert am Föderalismus.

So probiert man es von unten durch Vorstösse in einzelnen Kantonen. In Zürich wird 1901 der Regierungsrat durch ein Postulat eingeladen, eine Gesetzesvorlage «über die staatliche Beaufsichtigung und Fürsorge für sämtliche Geisteskranke des Kantons und deren Versorgung in den bestehenden staatlichen Anstalten oder in Privatpflege unter Mitwirkung der Gemeinden» auszuarbeiten.³⁵⁴ Zehn Jahre später räumt die Regierung ihre Schublade auf und findet den Vorstoss Nr. 400 wieder. Heute sind Bestimmungen über psychisch Kranke im Gesundheitsgesetz niedergelegt.

Das Projekt zur Schaffung einer schweizerischen Irrengesetzgebung erweist sich als nicht realisierbar, vielleicht weil zu viele sich von ihm bedroht fühlen.

Besonders in Zürich formiert sich die Opposition: Vehement tritt der Irrenrechts-Reformverein gegen Forels Entwurf für ein schweizerisches Irrengesetz auf und führt auch nach dessen Scheitern den Kampf für eine Kurskorrektur im Psychiatriewesen fort. Der Präsident Ludwig Fliegel erklärt: «Nicht der medizinische Krankheitsbegriff» sollte zur Entmündigung und damit zur Einweisung in eine Anstalt berechtigen, sondern nur «die erwiesene Handlungsunfähigkeit oder Gemeingefährlichkeit».³⁵⁵

In gewissem Sinn waren die Psychiater mit ihrer Idee, den Irren einen Gesetzesgarten zu schenken, vielleicht zu spät. Es gab schon zu viele Irre, um ein vernünftiges Gesetz noch durchzubringen. Wie viel einfacher wäre alles ein paar Jahrhunderte früher gewesen! «Früher, in der guten alten Zeit», so schrieb Forel bedauernd, «machte man mit unfähigen, ungenügenden Menschen kürzeren Prozess als heute. Eine ungeheure Zahl pathologischer Hirne, die ... die Gesellschaft schädigten, wurden kurz und bündig hingerichtet, gehängt oder geköpft; der Prozess war kurz und insofern erfolgreich, als die Leute sich nicht weiter vermehren und die Gesellschaft mit ihren entarteten Keimen nicht weiter verpesten konnten.»³⁵⁶

Andersartige

Normierung der Gesundheit

«... wer geschieden wird, ist recht oft nicht normal». ³⁵⁷ Dies ist eine von vielen gesellschaftspolitischen Feststellungen Eugen Bleulers. Bevor er zu diesem Schluss kommt, müssen einige Denkschaltungen ablaufen: Geisteskrankheit führt zu sozialer Auffälligkeit, sozial Auffällige sind also letztlich geisteskrank.

Im Originalton Bleulers: «Das ausgesprochen schizophrene Handeln ist gestempelt durch Interessenlosigkeit, Mangel an Initiative und an einem bestimmten Ziel, durch ungenügende Anpassung an die Umgebung, d.h. Ausser Achtlassen vieler Faktoren der Wirklichkeit, durch Zerfahrenheit, plötzliche Einfälle und Sonderbarkeiten.» Darin liegt der Laster Anfang: «Die Neigung, sich von den übrigen Menschen abzuschliessen, kann sich verbinden mit Exzessen in liederlicher Gesellschaft. Die Gleichgültigkeit in wichtigen Dingen und die Faulheit bringt die Leute auf die Strasse oder sonst in ein ungünstiges Milieu, sie werden Vaganten, Diebe, seltener Betrüger und andere Verbrecher.» ³⁵⁸

So verwandelt sich der Diskurs über «gesund» und «krank» durch die Übertragung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in einen über «normal» und «abnormal». Und Geisteskrankheit wird von einem medizinischen zu einem sozialpolitischen Problem.

Denn die eben aufgezählten liederlichen Typen stellen Formen von «konstitutionellen Aberrationen» dar, das heisst von in der Konstitution liegenden, in der Regel auf Erblichkeit, aber gelegentlich auch auf überstandenen leichteren Hirnkrankheiten beruhenden psy-

chischen Abweichungen vom Normalen.³⁵⁹ Bleuler klagt: «Erfahrungsgemäss ist die sogenannte Kultur eine der wichtigsten Brutstätten der Geisteskrankheiten.»³⁰⁰ War nicht das grosse Rom an seinen Lastern zugrunde gegangen?



Karikatur aus dem «Nebelspalter»

Nun lauern überall «Entartete»³⁰¹ – wobei Eugen Bleuler den Begriff vermeidet und die Terminologie «konstitutionelle Aberrationen» vorzieht. Die Psychiater rufen auf, die verderblichen Einflüsse der Stadt endlich «im Ernst anzupacken».³⁶² Zuerst durch die Sanierung der Wohn- und Gesundheitsverhältnisse. Dann aber auch durch die Bekämpfung all der Alkoholiker, Syphilitiker, Tuberkulösen, Gagnoven und sexuell Perversen.

Den Psychiatern, die gleichsam mit der Sense Sozialpolitik in der Stadt betreiben wollen, versuchen die Mitglieder des zürcherischen Irrenrechts-Reformvereins Zügel anzulegen: «Die heutigen Irrenärzte versteigen sich zu Ansichten, die als eine Verirrung der medizinischen Wissenschaft angesehen werden müssen», warnt Fliegel,

Präsident dieses Reformvereins.³⁶³ Er sagt dem Publikum ins Gesicht: «Keiner von Euch, ob arm oder reich, ist bei der heutigen mangelhaften Gesetzgebung sicher, nicht ungerechtfertigt in eine Irrenanstalt eingeliefert zu werden.»³⁶⁴

Und er kritisiert die Einweisungen von «Entarteten»; die Psychiater verhängen vorschnell die Diagnose «Wahnidee»: «Danach kann jede Abnormität, jede Schrulle als ein Beweis von ‚Verrücktheit‘ angesehen werden». Die Diagnose «politischer Irrsinn» und «demokratische Krankheit» wird ja schon gestellt. Und wer einmal für krank erklärt ist, findet kaum mehr aus diesem Zustand heraus. Denn jede Entrüstung über eine widerrechtliche Einsperrung gilt als Zeichen von «Querulantenwahnsinn». Es gibt nämlich nur einen Weg, aus der Irrenanstalt entlassen zu werden: dass «die Irrenärzte den angeblich Irren für gesund erklären.» Dies tun sie aber nur, «wenn er ‚Krankheitseinsicht‘ und ‚Dankbarkeit‘ zeigt». Wenn der Eingewiesene also anerkennt, was er bestreiten will: dass er krank ist.³⁶⁵

Bleuler erwidert kühl: «Ob, wie die Gegner sagen, die Psychiatrie sich Übergriffe erlaubt, das ist ganz gleichgültig; wir haben nur zu fragen, ob sie Recht hat.»³⁶⁶

Seelenfresser

Psychiatrie statt Strafrecht

Die Irrenärzte sind «Psychophagen»! Seelenfresser! So ruft einer, der das Burghölzli von innen erlebt hat: der Schriftsteller Friedrich Glauser,³⁶⁷ wegen Morphiumkonsums immer wieder in den Händen von Behörden und Psychiatern.

Eine Gruppe jener Seelen, die durch die Psychiater verschlungen zu werden drohten, waren die Kriminellen. Absurd sei es, meinte Bleuler, Verbrecher in Gefängnisse zu werfen, damit sie sich dort besserten oder bereuten. «Wir treten also einem Verbrecher nicht deshalb gegenüber, weil er eine Schuld auf sich hat, sondern weil er Ursache eines Übels ist, gerade wie wir einen reissenden Bach eindämmen oder einen pathogenen Bazillus bekämpfen.»³⁶⁸ So Eugen Bleuler in seiner Schrift über den «geborenen Verbrecher», die 1896 erschienen war. In der Sekundärliteratur wird dieses Werklein Bleulers quasi als Jugendsünde meist mit peinlichem Schweigen übergangen.³⁰⁹

Unschuldig und primitiv wie Bazillen seien die Verbrecher. Bleuler hat sich von diesen Gedanken seines Frühwerkes später nie grundlegend entfernt.

Man werfe einen Bazillus ins Gefängnis. Wird er dort zur Einsicht in die Unrechtmässigkeit seines krankheitserregenden Tuns kommen?

Nein: Verbrecher sind krank!

Das Strafrecht war infolgedessen schlicht und einfach abzuschaffen, dachte nicht nur Bleuler. Forel war mit ihm einig: «Die Zukunft des Strafrechtes liegt meiner Ansicht nach in seiner Aufhebung, das

heisst in der Entfernung eines jeden Rechtes zur Strafe.»³⁷⁰ Geistesgestörte waren nicht einzusperrern, sondern zu verwahren. Geistig Kranke waren nicht im Besitz der Zurechnungsfähigkeit. «Ein betrunkenener Mensch weiss gerade so wenig, was er tut, wie ein Geisteskranker, und ist unzurechnungsfähig.» Mit dramatischer Geste rief Forel: «Fort mit dem Sühnebegriff.», da dieser in Wahrheit «dem Lynch-Instinkt des menschlichen Raubtiers» enspreche.³⁷¹

Bleuler echote: «Schuld und Sühne sind überhaupt Begriffe, die mit den Tatsachen nur insofern noch Zusammenhang haben, als die meisten Menschen mehr oder weniger instinktives Rachegefühl besitzen. In ihrer abstrakten juristischen Auffassung haben sie nicht mehr Wahrheitswert als etwa die Begriffe Zeus und Hera.»³⁷² Wenn man Verbrecher krank erklärte, lösten sich juristische Spitzfindigkeiten von selbst auf, «so könnte endlich die Frage der Zurechnungsfähigkeit wegfallen, die ganz unnütz und im Sinne der bestehenden Gesetzgebungen eigentlich gar nicht zu beantworten ist, schrecklich viel zu reden gibt und eine richtige Bekämpfung des Verbrechens und angemessene Verbrecherbehandlung unmöglich macht.»³⁷³ Es brauche nicht die üblichen «mildernden Umstände», sondern eine «dauernde Sicherheitshaft».³⁷⁴ Oder in heutigen Worten: Schwerverbrecher gehören in Verwahrung. Denn, so Bleuler: «Die Moral ist also sehr leicht biologisch zu begründen, niemals aber auf andere Weise».³⁷⁵

Bleuler sah schon mit Freuden das ganze Gebäude der Christenheit zusammenkrachen: «Mit den Begriffen der Schuld und Sühne fällt auch der der Gerechtigkeit, der jetzt als das höchste zu erstrebende Ideal gilt».³⁷⁶

Der Gedanke hat etwas Reizvolles: Man wirft Kriminelle nicht ins Gefängnis in der vergeblichen Hoffnung, dass sie sich dort bessern würden. Man verzichtet darauf, ihnen Bussübungen abzutrotzen. Sondern man hält sie einfach in Anstalten, um die Gesellschaft vor ihnen zu schützen. Aus seinen Beobachtungen der Ameisengesellschaften leitet Forel ab: «Zurechnungsfähig im naturwissenschaftli-

chen Sinne ist jedes normale, adäquat angepasste Glied einer solidarischen Gemeinschaft. Handelt es antisozial, so ist es Pflicht der anderen Glieder der Gemeinschaft, dieses schädliche Glied unschädlich zu machen.»³⁷⁷

Der Präsident des Irrenrechts-Reformvereins, Fliegel, hegte indes Befürchtungen: Da auch Verbrechen ungewöhnliche Handlungen sind, so neigen Irrenärzte dazu, solche als Zeichen von Irrsinn zu erklären. Hierdurch wird die gerechte Verurteilung des Verbrechers verhindert. Statt ins Zuchthaus, kommt er ins Irrenhaus und wird von dort bald als geheilt endassen.»³⁷⁸

Gewissenhaft



Richter und Angeklagter

Doch die Irrenärzte dachten meist nicht daran, die Verbrecher so schnell wieder laufen zu lassen; zumindest nicht in der Anfangszeit

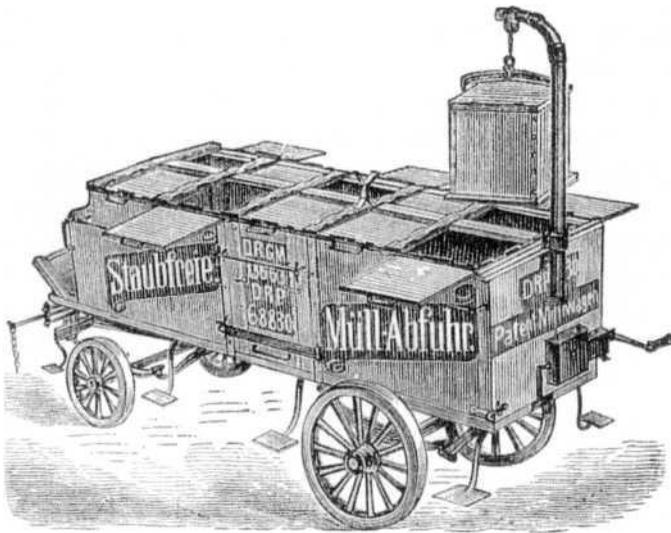
ihrer Tätigkeit als Gerichtsgutachter: «Einige haben die sehr naive Ansicht geäußert, der geborene Verbrecher bekomme nun dadurch, dass er als zum normalen Handeln unfähige Abart des Genus Homo sapiens erklärt werde, den Freibrief, ungestraft nach Herzenslust Verbrechen zu begehen», dozierte Bleuler. Es sei umgekehrt, wie nämlich Lombroso sage, «wenn ein Mensch vermöge seiner ganzen Anlage nicht anders kann, als Verbrechen begehen, so soll man ihn für immer unschädlich machen.» Bleuler schlägt schlicht «Hinrichtung» vor.³⁷⁹ «Sie befreit die Gesellschaft von der Sorge um den Delinquenten und gibt allein ganz sichere Gewähr gegen Wiederholung des Verbrechens.» Die Guillotine wird gleichsam zum medizinischen Instrument: Die Hinrichtung «verhindert ferner ... die Zeugung einer ähnlich gearteten Nachkommenschaft.»³⁸⁰

Es fehlte wenig, und an diesem Punkt wäre eine öffentliche Diskussion um die Todesstrafe aufgebrochen. Sie zeichnete sich bereits ab.³⁸¹ Vermutlich hat das Scheitern der schweizerischen Irrengesetzgebung die Psychiater gebremst und sie vor tieferen Exkursionen ins Gebiet der Forensik bewahrt. Nur hinter der Hand flüsterten sie über segensreiche Lösungen, die Bleuler auch historisch untermauerte: «Als nach Beendigung des 30jährigen Krieges die Schweiz von allerlei Gesindel überschwemmt wurde, beschloss man, jeden zu hängen, der eines Strickes Wert stahl. In einem Jahr sollen infolgedessen 1500 Menschen hingerichtet worden sein. Es ist selbstverständlich, dass eine solche Massregel den Zweck erreichte, das Land wieder zu säubern.»³⁸²

Schmutz

Die städtischen Laster

In den Städten kam die Müllabfuhr auf. Die Kloaken – Ehgräben genannt – wurden durch Abtrittkübel ersetzt, die sich entsorgen Hessen: Städtische Pferdefuhrwerke holten die Exkremente der Menschheit ab. Die grosse Kloakenreform, die zur Säuberung der Stadt gedacht war, forderte zugleich deren Schmutz zutage und machte ihn statistisch erst fassbar. Über 180'000 Kloakenkübel wurden in Zürich um die Jahrhundertwende jährlich eingesammelt.³⁸³ Es war der Höhepunkt der Belle-Epoque.



Städtische Müllabfuhr

Dass in den Städten Schmutz und Verderbnis herrscht, war ein Topos der Zeit: «Besonders das Grosstadtleben, wo das Wesen der modernen Kultur am konzentriertesten zutage tritt, ist sexuelles Stimulans im höchsten Grade, mit seinem Hasten und Jagen, seinem ‚Nachtleben‘ und den mannigfaltigsten Genüssen für alle Sinne, den gastronomischen und alkoholischen Exzessen, kurz mit seiner neuen Devise, dass nach der Arbeit das Vergnügen komme und nicht die Ruhe.»³⁸⁴ So lamentierte der Berliner Kulturpsychologe Iwan Bloch in seinem Standardwerk «Das Sexualleben unserer Zeit».

Die Lektüre dieser zeitgenössischen Tirade über das Böse ist ein Genuss. «Die Signatur unserer Zeit ist das ‚Sichamüsieren‘, welches Wort der Inbegriff aller heutigen oberflächlichen Vernügunen und sinnlichen und geistigen Sensationen ist, die in rascher Folge einander ablösen müssen, um den modernen Kulturmenschen fühlen zu lassen, dass er ‚lebt‘.» Bloch prangert in seiner Predigt «die Aufeinanderfolge oberflächlichster sinnlicher Genüsse als präparatorische Reizungen für einen ebenso flüchtigen, unedlen Geschlechtsakt» an: «Von den Bier- und Weinrestaurants, von den Wirtschaften mit ‚Damenbedienung‘, den Kabarets und Variétés, den Tingel-Tangels und Tanzsalons, aber auch den vornehmen Bällen, Soirées und opulenten Gastmählern führt der Weg zur Dirne oder doch in die Arme eines durch die gleichen sinnlichen Reizungen zu gleicher flüchtiger Geschlechtslust angeregten Mädchens.»³⁸⁵

Bleuler wie Forel waren gleichermaßen von den urbanen Exzessen angewidert: «Die Gesellschaft der grossen städtischen Zentren setzt sich aus vielen einzelnen Kreisen zusammen, die wenig oder gar nicht untereinander in Berührung kommen, nichts von einander wissen und sich nicht umeinander kümmern», klagt Forel. Dies ermöglicht «ein Wuchern des Lasters im Dunkeln, das verderblich wirkt. Dazu kommen die vielfach schlechten, unhygienischen Wohnräume, das aufregende Leben, die unzähligen Vergnügen, was alles eine unnatürliche, gehetzte Existenz bedingt. Die Lebensbedin-

gungen des Menschen: Luft, Licht, freie Natur, hinreichende und nicht zu einförmige Bewegung und Arbeit sind im Staddeben, speziell bei den Armen verkümmert.» Als Massenbasis der städtischen Lasterhaftigkeit erkennt er die Fabrikarbeiterschaft: «In belgischen, alkoholisierten Industriebezirken begatten sich vielfach die Menschen wie Tiere nachts auf den Strassen, nicht viel feiner als betrunkenene Kaffer in Südafrika.»³⁸⁶



«Pressfreiheit», Karikatur im «Nebelspalter»

Auch vor den Toren des bürgerlichen Zürich war eine Lasterhöhle entstanden. Die selbständige Gemeinde Aussersihl wuchs gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum grössten Ballungsraum der Schweiz mit über 30'000 Einwohnern an, sie übertraf damit die Bevölkerung der Stadt Zürich. Doch wie ungesund die Verhältnisse dieser Arbeiteragglomeration waren, zeigte sich schon an ihrer Finanzlage: Aussersihl ging dem Ruin entgegen und musste deshalb 1893 mit der gesunden Stadt Zürich vereinigt werden.³⁸⁷ Mit dem Resultat, dass die Unmoral in die Stadt hinüberschwappte.

Im Jahr 1900 hob in Zürich das Varietétheater Korso beim Bellevueplatz seine Vorhänge. Es symbolisierte Lust und Laster. Leichtle-

big-Sinnloses kam in den Artistennummern zum Ausdruck: Jongleure traten auf, die spielerisch mit all dem Heruntergepurzel der Dinge umgingen, wie es im privaten Leben nie gelang. Der Equilibrist Paul Spadoni jagte Haubitzen und Schrapnells durch einen Sprung auf ein Katapult in die Höhe und fing die Kriegsdinge mit dem Nacken auf. Er schleuderte einen Pantoffel auf seine Stirn, dass er dort stehen blieb, jonglierte sich ein Monokel ins Auge, schmiss Eier auf einen Teller, ohne dass sie zerbrachen, und warf einen schweren vierarmigen Kronleuchter hoch, so dass er in einem bestimmten Haken hängen blieb und sofort in elektrischem Licht erstrahlte.

Als besonders effektiv empfand der Berichterstatter der NZZ, der über diese Vorstellung reportierte, wenn Spadoni «auf den Seitenarmen eines Kreuzes zwei Gläser mit lebendigen Goldfischen und auf der Spitze des Kreuzes eine etwa zentnerschwere Kugel balanciert und nach einem kurzen Schlag an das Kreuz die Fischgläser unbeschädigt mit den Händen auffängt und die Kugel im Nacken landet.»³⁸⁸

Dem städtischen Laster setzen die Moralisten das idealisierte Land entgegen. Sicher hatte das Landleben seine Probleme, das sah auch Forel: «Der Nachteil des Landes besteht in der Verkümmern der natürlichen geistigen Anlagen infolge des Mangels an Anregung.» Jedoch meinte er: «Durch die verbesserten Verkehrsmittel kann diese geistige Anregung dem Lande immer mehr zuteil werden.» Das Land kann mit besseren Kommunikationsmitteln zur real existierenden Utopie verwandelt werden: «Agropolis (städtisches Land oder ländliche Stadt) könnte man eine solche zukünftige Gestaltung des Bodens eines Kulturstaates bezeichnen, wie ich sie im Auge habe.»³⁸⁹

Forel ruft die ideale, die verdichtete Gesellschaft auf dem Land aus: Agropolis, die Stadt im Kabisfeld.

Sauberkeit

Das Sozialhygieneprojekt

Die Psychiatrie entwickelt sich in der Belle-Epoque weiter. Die entscheidende Veränderung, die sich um die Jahrhundertwende vollzieht, ist der Übergang von der Gehirnforschung zur gesellschaftlichen Gesundheitspolitik.

Oftener hat die Überfüllung der Irrenanstalten wesentlich dazu beigetragen. Es ist schon zuzeiten Forels klar, dass diese nicht weiter hingenommen werden kann. Deshalb beschliesst August Forel, er müsse die gesellschaftlichen Bedingungen mitgestalten, die Geisteskrankheiten hervorbringen. Eugen Bleuler schliesst sich ihm an.

Das gesellschaftliche Projekt, das sich herausbildet, wird von Bleuler und Forel gemeinsam getragen: Dass Forel sozialistisch gesinnt ist und Bleuler bürgerlich, zeigt sich im Ausgangspunkt, aber nicht im Resultat ihres Denkens. Forel geht mehr von einer gesellschaftlichen Konzeption aus, Bleuler mehr von der Beobachtung der Individuen, beide kommen zu ähnlichen Schlussfolgerungen. Beide wirken, wenn nicht kongenial, so doch in verwandtem Geist an der Schaffung dessen, was als sozialhygienisches Projekt beschrieben wird.

Das Projekt wird nie umfassend formuliert. Das macht vielleicht seine Gefährlichkeit aus. Es besteht aus Leitgedanken und praktischen Handlungen. Aber es reift nie ganz aus.

Sauberkeit ist die Leitlinie. Ansteckung die grosse Gefahr, die in den Ritzen des Alltags sitzt: «Es gibt auch ganz gemeine Freundlichkeiten», bemerkt Bleuler einmal in einer launischen Schrift über «unbewusste Gemeinheiten»; «ich möchte nur eine erwähnen: das unbefugte Küssen kleiner Kinder. Der Antrieb dazu ist ja begreiflich, aber

man sollte doch bedenken, dass niemand aseptische Lippen hat, dass namentlich viele Erwachsene gelegentlich an einer Diphtherie leiden, ohne es zu wissen und dann mit ihrem Judaskuss das Engelchen, das ihnen so gefallen hat, umbringen.»³⁹⁰

Zu Hause muss beginnen ... die Sauberkeit im Vaterland. Nur wer zu Hause die kleinen Kinder nicht küsst, wird bereit sein, die Kinder von der Landstrasse wegzuholen, die sich dort beschmutzen. Nur wer schon zu Hause die Kinder richtig züchtet, wird auch in der Gesellschaft für Ordnung eintreten können. Bleuler schickt seine Kinder, wenn sie sich schlecht benehmen, in ein «Isolierzimmer».³⁹¹

Es stört die Psychiater, dass ihre Anstalten eine immer stärker anwachsende Menge menschlichen Abfalls aufnehmen sollen, dass sich aber niemand darum kümmert, die Entstehung von Unrat im Keim zu verhindern: «Es ist zwar sehr schön und spricht laut von Aufklärung und Menschenliebe, wenn man Spitäler, Irrenanstalten, Idiotenanstalten, Versorgungshäuser und dergleichen immer mehr und in immer wachsender Zahl baut und nach allen Regeln der Wissenschaft vorzüglich ausstattet und leitet», spottet Forel. «Dass man aber bei einseitiger Fürsorge für menschliche Ruinen, für diese Produkte unserer sozialen Unsitten die Kräfte der noch gesunden und arbeitsfähigen Bevölkerung allmählich aufreibt und vernichtet, das übersieht man.»³⁹²

Es braucht eine präventive Hygienepolitik. «Die Hauptaufgabe einer Nationalökonomie sowie einer Politik, die das wirkliche Wohl der Menschen im Auge halten, sollte sein, die Erzeugung glücklicher, brauchbarer, gesunder und sehr arbeitsamer Menschen zu fordern.»³⁹³ Auch wenn Forel den Ausdruck «Rassenhygiene» selber in diesen Werken noch nicht gebraucht, geht er in die gleiche Richtung wie ausgesprochene Rassenhygieniker der damaligen Zeit: «Endlich muss, wie gesagt, die ganze Aufmerksamkeit der Menschheit auf die eigene Zuchtwahl gerichtet werden, damit die Zahl der gut und brauchbar angelegten Menschen wächst und diejenige der schlecht und kraftlos angelegten immer mehr schwindet.»³⁹⁴

Forel scheut sich nicht, seine Gedanken den breitesten Schichten nahe zu bringen. Gerne hat er den Auftrag eines Stuttgarter Verlages angenommen, «ein volkstümliches Buch über die Hygiene der Nerven und des Geistes» zu schreiben.³⁹⁵ Es erscheint erstmals 1903 und findet schnell Verbreitung in den an Erziehungsfragen interessierten Kreisen, nicht nur in der Schweiz.

Da sind fast unendlich viele Bereiche, in denen Schmutz beseitigt werden muss: «Alle unnützen und liederlichen Spiele, das Rauchen, die Verbrecherromane (Nick Carter u. dgl.), die liederlichen kinematographischen Aufrührungen, die hasserfüllten Auswüchse der Presse, die Ausbeutung einer ungesunden Erotik, die entarteten Produkte einer krankhaften Kunst sollten energisch bekämpft und der Jugend mit Hilfe gesunder, fröhlicher Arbeit systematisch derart verleidet werden, dass sie nur Verachtung für dieselben übrig hat.»³⁹⁶

Dieser Kampf dient nicht der privaten Gesundheit. Er erfolgt in höherem Interesse: «Die allgemeine Hygiene fordert einen gesunden Geist in einem gesunden Körper. Die Hygiene des Geistes und des Nervensystems fordert aber etwas mehr. Sie findet vielfach unser Gehirn vor die Alternative gestellt: ‚Kultur mit Entartung‘ oder ‚Gesundheit mit Unkultur.‹» Es gilt, «die Kulturentwicklung und die Gesundheit des Gehirnes miteinander in Einklang zu bringen.»³⁹⁷

Dies alles, um die europäische Kultur im Weltmassstab zu verteidigen. «Nur so werden wir noch imstand sein, unsere europäischen Rassen zu regenerieren und den Chinesen und Japanern die Stange zu halten.»³⁹⁸

Deshalb entwirft Forel «Postulate für die öffentliche oder soziale Nervenhygiene.» Sie enthalten zwei Hauptforderungen. Die erste reiht sich ein in die Idee, den Landboden zur Grundlage des Kampfes für ein gesundes Volk zu machen, und verlangt die «Ausbreitung der Hauptgrundsätze der Landerziehungsheime auf alle Schulen». Die zweite zielt auf die Austrocknung des städtischen Sumpfes und fordert «eine passende, zweckmässige Versorgung und dauernde Un-

schädlichmachung der Gewohnheitsverbrecher, Rezidivisten (der Rückfälligen, ww), Vaganten, unheilbaren Alkoholiker». ³⁹⁹

Mit diesen Postulaten endet das programmatische Werk über die Hygiene der Nerven und des Geistes. Es enthält Forels Herzensbotschaft an die Nachwelt: die dauernde Unschädlichmachung der üblen Elemente zur Verbesserung «der sozialen Nervenhygiene». Wenige Jahre später wird auch in Zürich der Begriff «Rassenhygiene» verwendet, allerdings eher zurückhaltend. ⁴⁰⁰

Doch man geht im Gleichschritt mit andern fortschrittlichen Wissenschaftlern, Kulturphilosophen und Politikern in Europa. In London hat Sir Francis Galton in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Rassentheorie Darwins auf die Gesellschaft übertragen und 1904 ein Institut für Erbgesundheitslehre gegründet. In Dresden laboriert Houston Stewart Chamberlain um die Jahrhundertwende an Ideen, welche die Rolle des gesunden Germanentums an der europäischen Kultur betonen. Er beeinflusst damit die Rassenlehre des Nationalsozialismus. In Wien ist der christlichsoziale Politiker Karl Lueger bereits zur Tat geschritten und hat mit einem antisemitischen Programm das Kleinbürgertum mobilisiert. Seit 1897 wirkt er als Bürgermeister dieser Frontstadt an der Grenze von Christenheit und Barbarentum.

* Francis Galton (1822-1911), Englischer Naturforscher. Begründer der damals «Eugenik» genannten Vererbungslehre. Grundlegendes Frühwerk: «Hereditary Talent and Character» (London 1865). Populäres Hauptwerk: «Hereditary Genius» (London 1869).

** Houston Stewart Chamberlain (1855-1927). Philosophischer Schriftsteller. Wichtige frühe Werke: «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts» (München 1899) und «Arische Weltanschauung» (Berlin 1905). Chamberlain war übrigens mit Richard Wagners Tochter Eva vermählt.

Neger

Bedrohung der westlichen Rassen

«Nicht wenig unnütze Mühe gibt man sich auch damit, nachzuweisen, dass die Verbrecher keine Wilden und keine Kinder seien», schrieb Eugen Bleuler in seinem Werk über die «Geborenen Verbrecher». Unter anderem führe man gegen die Gleichung von Verbrechern und Wilden ins Feld, dass – sollte sie zutreffen – alle Wilden Verbrecher sein müssten. Dabei übersehe man aber eines: «Die Wilden und ihre sozialen Zustände sind einander angepasst, der normale Wilde ist also kein Verbrecher; versetzt man ihn aber unvermittelt in unsere Zustände, so wird er alle Augenblicke gegen das Strafgesetz verfehlen, auch wenn er nicht gerade einen missliebigen Nachbarn auffrisst.»⁴⁰¹

Bleuler übersprang mit seiner Denkipirouette, dass der Weisse, in ein afrikanisches Dorf versetzt, wohl alle Augenblicke eine kulturelle Norm der Einheimischen verletzen würde und dass die «Wilden» ihrerseits nur aus Grossmut oder Scheu darauf verzichteten, diesen Weissen wegen mangelnder Intelligenz den Krokodilen zu verfüttern oder ihn in der Schauhütte zur Belehrung der Kleinen über das Tierreich auszustellen.

Die Weissen hatten solche Hemmungen nicht. Ende des 19. Jahrhunderts hatte das Plattentheater in Zürich Fluntern sein Exotenprogramm aufgenommen. Im Winter 1882 zeigte es «Die Wilden von den Feuerlandsinseln», eine Live-Show mit Männern, Frauen, Kindern samt Küchengeräten und Waffen. Die Menschen kamen angeblich von der Dawson-Insel im Westen Feuerlands.⁴⁰² Die «Feuerländer» entzündeten seit jeher die Phantasie Darwins und aller Darwinisten.

Lange Haare, mit Farbe beschmierte Körper, und nackt, fast nackt! Der Urzustand. Welch gegensätzliches Produkt der Evolution im Vergleich zu den modernen Herren im Massanzug, zu den Damen im Schneiderkostüm!

Dass der damalige Burghölzli-Direktor Forel unter den zahlreichen Schaulustigen im «Plattentheater» dabei war, ist nicht belegt. Doch wahrscheinlich ist er oft am Theater an der Plattenstrasse 55, nahe der heutigen Universität, vorbeigekommen und sah im Aushang, was dargeboten wurde.

Es war ein Drama. Eine Feuerländerfrau starb bei der Ankunft in Zürich. Auch die übrigen Mitglieder der Truppe erlitten Fieberschübe und Krankheiten. Schliesslich lagen fünf Leichen auf dem Seziertisch.⁴⁰³ Professor Rudolf Martin, der Anthropologe, dessen Name an der Universität heute noch mit Ehrfurcht ausgesprochen wird, hatte das Vergnügen, sie zu untersuchen.

Tatsächlich fand er Erstaunliches heraus; die Ergebnisse widersprachen zentralen theoretischen Annahmen: «Das Gewicht des Schädels ist höher als beim Europäer», stellte Martin unter anderem fest.⁴⁰⁴

Die Leichen blieben dann noch hundert Jahre in den Kellerräumen der Universität; erst vor Kurzem wurden sie in ihr Herkunftsland zurückgeschickt.

Auch nach dieser Katastrophe, welche die Truppe der Feuerländer in der Zivilisation erlitt, blieb das Interesse der zwinglianisch domestizierten Zürcher an den Wilden ungeheuer gross. 1882 annoncierte das Plattentheater eine «Samojeden-Karawane», 1887 «Buschmänner» und «Hottentotten», 1889 eine Show mit dem Titel «Wildes Afrika (Stanleys gefährlichste Gegner)», 1891 eine «Somali-Karawane», 1894 «Matabele-Karawane» und 1895 gar «Krao, das Affenmädchen aus Siam».⁴⁰⁵

Forel hatte das Zivilisationsgefälle schon aus eigener Anschauung kennengelernt. Dieses begann ja eigentlich bereits in Wien. Obwohl die Türken dort einige Jahrhunderte zuvor hatten aufgehalten werden können, war Wien in den Augen manches Westeuropäers von jenen

beeinflusst, was auch Forel als Student festgestellt hatte: «Wien war damals noch eine halb orientalische Stadt, zum mindesten in Hinsicht auf den unbeschreiblichen Schmutz, der da herrschte.»⁴⁰⁶ Man konnte da «auf Schritt und Tritt Weiber aller Art und Stellung und zu jedem Entgegenkommen bereit» finden.⁴⁰⁷



Das Bärenweib und Krao, das Affenmädchen

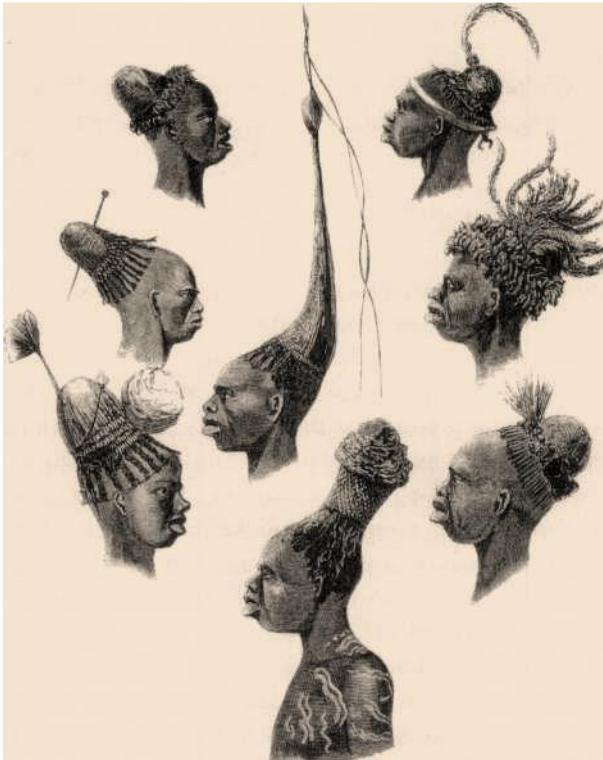
Etwas weiter von Europa entfernt lag Tunesien. Dort hatte Forel «relativ noch ziemlich wilde und infolge des Islames sehr schwer zivilisierbare» Araber kennengelernt.⁴⁰⁸

Noch weiter weg, in Kolumbien, traf Forel auf Mischlinge: «Die Leute waren uns durch ihr grässliches Klimpfern auf dem Klavier nicht gerade angenehm.» Und dann endlich die Indianer selbst. Auch für sie fand er zwar noch verständnisvolle Worte. «Die Guajiren sind keine Menschenfresser», entgegen dem, was europäische Kinderbücher berichteten, «sie berauben aber alle in ihre Hände fallenden Schiffe und töten deren Mannschaft.»⁴⁰⁹

Forel scheute nie davor zurück, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, in seinen theoretischen Erwägungen zu verallgemeinern: «Eines scheint dagegen festzustehen, nämlich die mit geistiger Minderwertigkeit einhergehende heftige, ungezügelter sexuelle Leidenschaft der Neger», dozierte er.⁴¹⁰

Solche Typen bedrohten vor allem durch ihre hemmungslose sexuelle Aktivität die westliche Rasse. In einem Vortrag über Malthusianismus – der Gelehrte Malthus wollte der «Überbevölkerung» un-

ter anderem mit sexueller Enhaltsamkeit begegnen⁴¹¹ – beschäftigte sich Forel mit der Zukunft der Menschheit. Dieser Text ist zum wissenschaftlichen Steinbruch geworden, aus dem die bizarrsten Forel-zitate zum Schmuck von kritischen Lizenziatsarbeiten gefördert werden: Es gebe «Menschen, die zwar zoologisch zur Spezies Homo sapiens gehören», schrieb Forel, «weil sie leider mit unseren Kulturmenschen noch Mischprodukte geben.



Kopfstudien

Diese Wesen sind aber in geistiger Beziehung so minderwertig, dass sie nur zu einer ganz niedrigen Kulturstufe fähig sind.»⁴¹² Dazu

zählte Forel die Pygmäen. «Viel gefährlicher sind gewisse Menschenrassen wie vor allem die Neger, die körperlich kräftig und zähe, ausserordentlich fruchtbar, dabei aber geistig minderwertig sind, obwohl sie sich unserer Kultur in gelehriger Weise sehr gerne anschmiegen. Wenn sie sich aber letztere angeeignet haben, so korrumpieren sie sie samt unserer Rasse durch Faulheit, Unfähigkeit und miserable Mischprodukte wie die Mulatten.»⁴¹³ Es sei klargestellt, «dass trotz allen Bildungsbemühungen der Neger stets ein inferiorer Mensch bleibt.»⁴¹⁴

Dies sind wiederkehrende Muster in Forels Gedankenteppich.

Forel ergänzte, dass es aber zu einfach wäre, die Zivilisation nur von aussen bedroht zu sehen. «In unserer eigenen arischen Rasse sind die Individuen ausserordentlich verschieden», doziert der Irrenarzt. «Wir haben hier nicht nur Idioten und Geisteskranke, sondern einen grossen Haufen Minderwertiger, sowohl in ihrer Intelligenz wie in ihrem Willen und in ihrer Gemütsart Unfähiger im Auge, die unsere ganze Gesellschaft verpesten und das allgemeine Niveau herabsetzen.»⁴¹⁵

Mit den Negern vergleichbar waren die Juden, die bekanntlich «ihre Rasse in allen Lebenslagen und Gegenden relativ sehr rein erhalten haben». Diese besässen «einen sehr starken Geschlechtstrieb und zeigen andererseits eine grosse Familienanhänglichkeit. Ihr merkantiles Wesen durchdringt auch ihre Geschlechtsverhältnisse, und wir finden sie eifrig beim Weiberhandel und bei der Prostitution betätigt.»⁴¹⁶

Und die Künstler! Vielleicht waren nicht alle Künstler so schlimm wie die Juden, aber die Dekadenten unter ihnen ganz gewiss. Baudelaire beispielsweise: «Er suchte sich zum Beischlaf die widerwärtigsten Weiber aller Rassen, Chinesinnen, Negerinnen, Zwerginnen, Riesinnen sowie gekünstelte moderne Weiber, aus und war überhaut eine durch und durch pathologische Natur.»⁴¹⁷

Rassenselbstmord

Gedanken zur Rassenhygiene

Dass diejenigen, welche das Parvenüleben einer Grossstadt-Welt führen, dabei einen Rassenselbstmord begehen, wusste man schon lange»⁴¹⁸, klagt Eugen Bleuler in seinem Lehrbuch, das zum Klassiker für ganze Generationen von Psychiatern und Ärzten geworden ist. Der Passus ist in den neueren Ausgaben verschwunden.

Bleuler war überzeugt, dass Rassenmerkmale «sowohl für die Entstehung wie für die Gestaltung der Krankheiten wichtig» sind. So komme etwa der Selbstmord «bei Negern und Indianern» nicht vor, «während gerade die germanische Rasse und hier wieder die Sachsen besonders häufig an Suizidtrieb leiden». Am schlimmsten seien die Juden: «Juden sind, wie man sagt, zu Geisteskrankheiten, namentlich zu manisch-depressivem Irresein und Psychoneurosen, besonders disponiert».⁴¹⁹



Karikatur aus dem «Nebenspalter»

Allerdings finde man am meisten Geisteskranke überhaupt «in den jetzigen Kulturrassen». ⁴²⁰ Denn sie vollzögen, was edle Wilde nie tun würden: sie vermischten die Rassen. «Eine Art Rassenselbstmord ist auch die Rassenvermischung, in der die Rassen zugrunde gehen, wenn auch unter (seltenen) Umständen neue daraus entstehen.» ⁴²¹

Es war um die Jahrhundertwende unter den an Rassenfragen interessierten Kreisen ein verbreiteter Gedanke, dass reine Rassen stärker seien: «Dem Charakter nach sind die Indianer den Mestizen (Mischlingen) ganz entschieden überlegen», schrieb ein Autor im Archiv für Rassen und Gesellschaftsbiologie. «Was sie trotz mancherlei schlechter Züge wie Grausamkeit oder Undankbarkeit so besonders günstig auszeichnet, ist ihre ausserordentliche Zuverlässigkeit, die ihren letzten Grund neben einer natürlichen Veranlagung in einer äusserst konsequenten Familien- und Stammeserziehung zu haben scheint.» ⁴²²

Hinter der Idealisierung der edlen Wilden steckte der politische Kampf gegen die Promenadenmischungen der Grossstadt und letztlich die Frage: «Welche Rassen sind für die Weiterentwicklung der Menschheit brauchbar, welche nicht? Und wenn die niedrigsten Rassen unbrauchbar sind, wie soll man sie allmählich ausmerzen?» ⁴²³

Denn, wie Forel in seiner berühmten Broschüre «Malthusianismus oder Eugenik» feststellte: «... von Untermenschen wimmelt es aber überall.» ⁴²⁴

Die Aussichten für den Westen waren düster: Noch hatte Oswald Spengler sein Hauptwerk nicht abgeschlossen – «Der Untergang des Abendlandes» erschien in den Jahren 1918 bis 1922. Doch Forel und Bleuler waren ähnlich gestimmt wie dieser pessimistische Denker. Spengler zufolge waren die abendländischen Kulturen in ihren Winter eingetreten.

* Oswald Spengler (1880-1936), Kulturphilosoph. Hauptwerk: «Der Untergang des Abendlandes». Erster Band: «Gestalt und Wirklichkeit», Wien 1919. Zweiter Band: «Welthistorische Perspektiven», München 1922.

Knabenfreunde

Michael war schwul. Wie der Psychiater feststellte, wurde er in der siebten Klasse «von einem Commis zur Onanie verführt.» Ein Vorfall, dafür sein Leben vielleicht entscheidend gewesen sei, wie Michael selbst zu Protokoll gab: «Ich onanierte seitdem sehr oft, manchmal fast alle Tage.» Eine traurige Geschichte fand der Psychiater, und er notierte im Weiteren: «Nur, um eine Eigentümlichkeit zu konstatieren, erwähne ich, dass der betreffende Commis (Michaels Verführer, ww) einige Jahre später den rechten Arm verlor.»

So kam Michael vom rechten Weg ab. Ursprünglich hatte er studieren wollen, Pfarrer werden. Er endete als Zeitschriftenverträger. Und als moralische Grfahr. Zwar bemühte er sich in einem Bordell redlich, «den normalen Geschlechtsverkehr auszuüben.» Doch es ekelte ihn, «und er war impotent.» Später nahm er Knaben zu sich ins Bett, Kinder ab 11 Jahren. Und er praktizierte mit ihnen, was auch unter erwachsenen Männern als pervers galt. Wegen «öffentlicher Vornahme unzüchtiger Handlungen» kam er vor Gericht. Ein psychiatrisches Gutachten legte dar, «dass der Angeschuldigte an Dementia praecox leide, einer unheilbaren Geisteskrankheit, die sich zurzeit in einem latenten Stadium befinde». Er besass die Krankheit, wenn sie auch noch nicht wahrzunehmen war. Er wurde entmündigt. Das gerichtliche Verfahren eingestellt. Michaels weiteres Leben ist von Versorgung gekennzeichnet.

Vom Schwulsein kam er nicht los. Erstarb in der Anstalt.⁴²⁵

Es erging ihm wohl besser als dem schwulen Herbert, einem Dekorateur. Ein Burghölzli-Psychiater schildert dessen Geschichte in dürren Worten: «Mit 17 Jahren begann er zu onanieren. Er stellte sich Knaben vor (...). Seine Befriedigung fand er meist in gegenseitiger Onanie und anderen Perversitäten mit einer grossen Zahl 12- bis 20-jähriger Burschen (...). Internierung wegen Gemeingefährlichkeit am 18.10.1918 in unserer Anstalt (...). Obschon er wusste, dass er dauernd interniert werden musste, wenn er sich nicht kastrieren lasse, konnte er sich nicht entschliessen. Nach ungefähr dreijährigem Aufenthalt in der Anstalt gab er seine Einwilligung (...). Er wurde Anfang Oktober 1921 in der Chirurgischen Klinik beidseitig kastriert.» Das half, wie die Beobachtungen nach der Kastration ergaben: «Sein Benehmen war in der Folge durchaus unauffällig.» Jeglicher Geschlechtstrieb in ihm sei erloschen. Er schlafe im Armenhaus seiner Bürgergemeinde mit jüngeren Burschen im gleichen Zimmer, ohne dass es ihm etwas ausmache.

Doch erschien auch im Charakter nach der Operation nicht mehr derselbe zu sein: «Sein Wesen hat etwas Weinerliches, Wehmütiges.»⁴²⁶

Süchte

Kokain und Morphium

Eines Tages erlebte Forel im Burghölzli eine Überraschung. «Man brachte mir eine schöne Torte, deren Absender ich nicht kannte. Als meine Frau sie anschnitt, fanden wir darin Morphiumspritzen und viele Morphiumpulver versteckt! Da ging mir ein Licht auf. Wir hatten einen Morphinisten in der Anstalt.»⁴²⁷ So erzählt Forel, als habe er eben eine neue Ameisenart entdeckt. Forel nahm die Suchtkranken gerne am Burghölzli auf. «Für die Morphinisten ist der Aufenthalt in einer Irrenanstalt absolut nötig, denn die Entziehungskuren sind eine furchtbare Qual und können nur hinter Schloss und Riegel durchgeführt werden.»⁴²⁸

Eugen Bleuler folgte dieser Auffassung. Morphinisten und Kokainisten waren die typischen Wahnsinnigen der Jahrhundertwendezeit, sie litten an Halluzinationen und bedrohten die gesellschaftliche Ordnung, deren Grundlage die private Haushaltsführung war. Diese galt jedenfalls als ein Kriterium dafür, ob jemand als normal oder nicht normal betrachtet werden sollte: «Morphinisten gefährden natürlich häufig ihr Vermögen und überhaupt ihre Angelegenheiten», schrieb Bleuler.⁴²⁹

Doch auch im klinischen Sinn litten sie an Störungen, die sie zu interessanten Geisteskranken machten. Es entwickelte sich «in manchen Fällen ein Kokainwahnsinn, charakterisiert durch äusserst kleine Gesichts- und Gestalthalluzinationen in Form von Milben und anderen Parasiten, die uns die Kranken manchmal mit dem Mikroskop demonstrieren wollen in der Meinung, sie hätten eine grosse Entdeckung gemacht».⁴³⁰

Die Psychiater setzten Morphium und Kokain den anderen Suchtmitteln gleich – was heute aus anderer Perspektive erneut gefordert

wird – und verlangten: «Es lebe das Verbot des Alkohols und aller anderen narkotischen Substanzen als Genussmittel auf der ganzen Erdkugel».⁴³¹

Die Süchtigen waren die Heiden der säkularisierten Gesellschaft. Und die neuen Suchtmittel waren Gifte der alten Schlange, die schon Adam und Eva zur Sünde verlockt hat. Morphinisten und Kokainisten gehörten im gesellschaftlichen Raster von Normalität und Aberration zu den schwarzen Figuren. Es zeichnete sie aus, was allmählich zu einem wesentlichen Merkmal verschiedener Aberrationen wurde: Sie waren ansteckend. «Ein einziger Kokainist kann meiner Erfahrung nach innerhalb weniger Wochen Dutzende von anderen Leuten anstecken, und jeder neue Kranke bedeutet ein frisches Infektionszentrum. Es ist deshalb durchaus den französischen Autoren, Zangger und anderen zuzustimmen, wenn sie jeden Kokainisten als einen gemeingefährlichen, ansteckenden Kranken bezeichnen, gegen den auch im Interesse der Gesellschaft die strengsten Massregeln nötig sind.»⁴³² Das schrieb der Burghölzli-Psychiater Maier, der sich besonders mit Suchtfragen befasste. Er befand, man spreche zuviel von Krieg und von den «Schrecken des Gaskrieges», die Kokainsucht könne sich «zu einer viel grösseren Gefahr für die Bevölkerung» auswachsen.⁴³³

Dachte er dabei an jenen Assistenzarzt der Klinik Rheinau, der morphiumsüchtig war und sich durch Einspritzung einer konzentrierten Lösung das Leben genommen hatte, was bewies, dass das Laster schon den Kern der Gesellschaft angriff?⁴³⁴

Um Drogenabhängige zu kurieren, sei die «Internierung in einer geschlossenen Anstalt» unentbehrlich. Und um diese Verirrungen auszurotten, müssten Möglichkeiten geschaffen werden, «solche Kranke zwangsweise zu heilen»!⁴³⁵

* Gemeint ist der Zürcher Gerichtsmediziner Heinrich Zangger (1874-1957).

Farbenfälscher

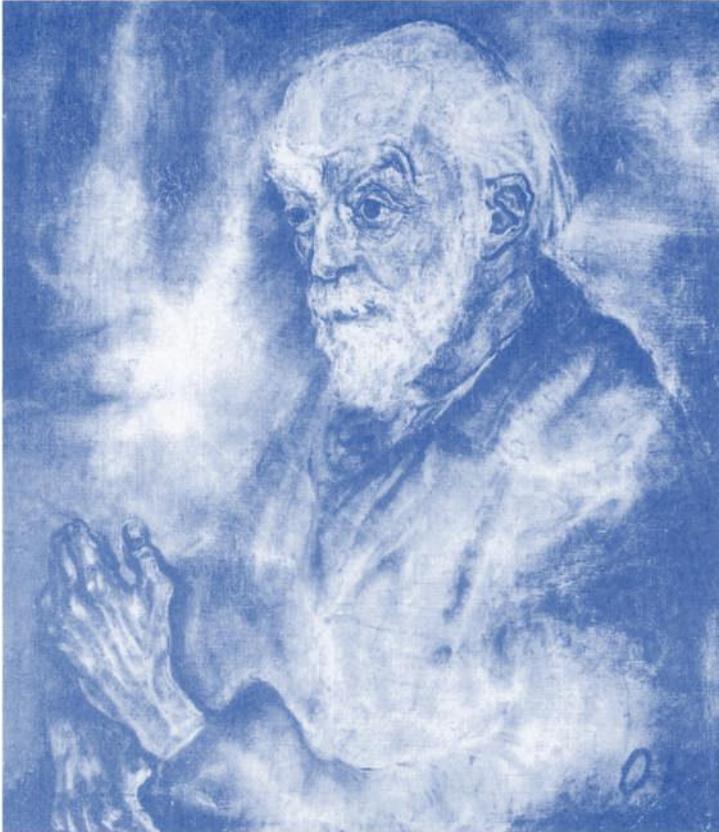
Moderne Künste

Die modernen Künstler und die Zürcher Psychiater verstanden sich nicht, obwohl – oder weil – beide sich in seelischen Grenzgebieten bewegten. «Im Januar 1910 kam der damals noch wenig bekannte neumodische Maler Kokoschka zu mir mit der Bitte, mich malen zu dürfen», erinnert sich Forel. «Ich sagte unter der Bedingung zu, das Bild nicht kaufen zu müssen und während des Malens nach Beheben an meinem Tisch arbeiten zu dürfen. Diesem modernen Künstler, der mich besonders von hinten und von der Seite betrachtete, kam es nämlich nicht auf die Ähnlichkeit, sondern nur auf Ausdrucksstimmung an! In der Tat kam die Sache so heraus, dass nur ein Auge und die linke, kranke Hand sehr gut und ausdrucksvoll waren – nach dem Urteil Sachverständiger.» Forel hielt sich an die Abmachung: «Ich kaufte das Bild nicht».⁴³⁶

Kokoschka ergänzt aus seiner Sicht: «Forel war damals schon ein gebrechlicher alter Herr. Beim Sitzen ist er immer langsam in sich gesunken und hat sich nach vorne gebeugt, dann erinnerte er sich der Welt wieder und sass eine Weile aufrecht.» Er sah aus, als ob er einen Schlag erlitten hätte. «Ich versuchte, eben dieses halbbewusste Übergangsstadium auf dem Bild darzustellen.»⁴³⁷ Tatsächlich erlitt Forel zwei Jahre später beim Mikroskopieren einen Schlaganfall, weshalb Kokoschkas Freund Adolf Loos bewundernd zum Maler sagte, er habe «mit Röntgenaugen» gesehen.⁴³⁸

Der medizinhistorische Autor Walter von Wyss teilt Forels Ablehnung des Kokoschka-Gemäldes nicht: Es bestehe kein Zweifel,

«dass der Künstler in diesem Bilde den wohl frühzeitig gealterten, durchfurchten Zügen Forels den Ausdruck höchster Geistigkeit verliehen hat und dass er das tiefste Wesen dieses Mannes, der für sich selbst wenig, für andere alles erstrebte, erfasst hat.»⁴³⁹



Kokoschkas Forel-Porträt

Forel war ohnehin von der modernen Kunst nicht angetan. «Herr Kokoschka zeigte uns überdies seine sonstigen Phantasieprodukte», erzählt er weiter, «die mehr ins Gebiet der Psychiatrie als in das der

Kunst gehörten, wie überhaupt meines Erachtens die Erzeugnisse vieler Kubisten, Impressionisten und Antiperspektivisten, Antigravisten, Farbenfälscher und dergleichen mehr.»⁴⁴⁰

Auch Bleuler befand ästhetisches Schaffen für zwecklos. Zwar sah er mit Erstaunen das Wirken eines «Kunsttriebes» selbst bei Affen und anderen Tierarten: Es ist der Kunsttrieb, der erklärt, «warum der Spinnenaffe (spider-monkey) mit seinem Schwanz Blumen herumträgt, warum die Krähenarten glänzende Dinge sammeln und die Laubenvogel sich eine Privatgalerie von Flitter anlegen».⁴⁴¹ Aber verstehen, nein verstehen liess sich das nicht: «Ich kann auch von keiner der üblichen Erklärungen aus begreifen, dass man sich schon in prähistorischen Zeiten Mühe gegeben hat, den Töpfen mit den Fingernägeln Ornamente einzupressen, und ebensowenig, dass wir ein Abendrot schön finden.»⁴⁴² Ein solches auch noch malerisch abzubilden, schien ihm um so unsinniger, als er bei einfacheren Wesen in der Natur kein derartiges Verhalten entdecken konnte: «Es ist undenkbar, dass ein Maikäfer ein eingebildetes Blatt frisst oder für eine eingebildete Geliebte schwärmt, so sicher er das reale Blatt und das reale Weibchen auffindet.»⁴⁴³ Und Bleuler betont: «Je tiefer wir in der Intelligenzreihe hinuntergehen, um so mehr rechnet das Geschöpf mit der Wirklichkeit».⁴⁴⁴

In seinem Bemühen, Unbekanntes in Bekanntes aufzulösen, versuchte Bleuler trotzdem, auch dies eigenartige künstlerische Schaffen theoretisierend zu erfassen. Er erfand für das nicht zweckgerichtete künstlerische Streben den Ausdruck «dereierend», was wörtlich besagt: von der Sache abweichend.⁴⁴⁵ Obwohl der Kunst gegenüber nach eigener Aussage «hilflos»,⁴⁴⁶ liess er sich des breiten darüber aus: «Erscheinen die Resultate des dereierenden Denkens an der realistischen Logik gemessen alsbarer Unsinn, so haben sie als Ausdruck oder Erfüllung von Wünschen, als Spender von Trost, als Symbole für beliebige andere Dinge doch eine Art Wahrheitswert, eine ‚psychische Realität«».⁴⁴⁷

Irgendwie, das musste auch Bleuler zugeben, hatte solches Schaffen ja etwas mit Intelligenz zu tun: «In gewissen Grenzen ist die Un-

abhängigkeit von dem gewohnten Gedankengang eine Vorbedingung der Intelligenz, die neue Wege finden will». Nur hielt er es nicht für wünschbar, mäandrierendes Denken zu fördern, da das Denkvermögen schon von sich aus allzuoft äusser Rand und Band gerät. Dieses war im Gegenteil zu kanalisieren: «Das undisziplinierte Denken dereiert überhaupt sehr leicht, und das Kind muss nicht lernen zu phantasieren, sondern nicht zu phantasieren, wo es nicht passt». ⁴⁴⁸

Was Künstler tun, ist also unbrauchbar, wie Seifenblasen steigen lassen oder Feuerwerk in den Himmel spritzen oder Walzer tanzen: «Praktisch erweist sich Künstlertum eher als eine Klippe für die Tugend, und die Blüte der Kunst fällt, soweit wir wissen, gern in Zeiten des sittlichen Verfalls», wusste Bleuler. ⁴⁴⁹

Letztlich ist Kunst nichts anderes als Schmutz, wie dies schon Forrel feststellte: Sie sei vielfach «zu einem grossartigen Hilfsmittel der Anreizung des Erotismus, sagen wir es geradeaus, zu einem Bundesgenossen der Pornographie geworden.» ⁴⁵⁰

Der sparsame Dieb

Man brauchte nicht Künstler zu sein, um hinter den Mauern der Heilanstalt versorgt zu werden – tatsächlich sind Künstler wegen ihrer Flexibilität dem Zugriff der Fürsorgebehörden meist entkommen. Doch als sicherstes Zeichen des Wahns galt, wenn wie beim Künstlertum kein geordneter Lebenswandel bestand.

Ernst Meier war ein kleiner Dieb. Viel ist von seinem Leben nicht in Akten hängengeblieben. Er mag eine Uhr geklaut haben oder im Kontor eines Chefs einige Banknoten. Wie bei vielen Straffälligen wurde auch für ihn ein psychiatrisches Gutachten beim Burghölzli in Auftrag gegeben.

Dieses hob hervor, dass Meier «bis jetzt noch nie etwas Greifbares in seinem Leben geleistet» und «sich überhaupt nie in richtiger Art und Weise dem Leben angepasst» habe – für diesen Gutachter waren richtig und falsch offenbar getrennt wie die linke und die rechte Zürichseeseite. Und erging davon aus, dass die Menschen sich «dem Leben anpassen» müssen, wie der See den Formen der Landschaft.

Der Patient litt gemäss Burghölzligutachten an einer «nicht heilbaren» – allenfalls «besserungsfähigen» – Geisteskrankheit, genauer an Dementia praecox, an Jugendirresein.

Das war 1917. Vier Jahre später wollte das Waisenamt erneut wissen, woran man sei. Der Amtsvormund konnte nach Rücksprache mit dem Burghölzli berichten, «dass sich der geistige Zustand des Mündels ganz erheblich gebessert» hat. Und er verwies auf jenes Kriterium, das eben untrüglich geistige Gesundheit anzeigt: «Meier habe während der Berichtszeit erhebliche Ersparnisse gemacht und diese in richtiger Weise teils für seine Bedürfnisse, teils zur Äufnung seines Sparheftes verwendet.» Auch sind keine Klagen zu verzeichnen, wonach er etwa Vormittage lang im Bett lag oder an Vereinsanlässen teilnahm.

Nach einer erneuten psychiatrischen Untersuchung wurde die Amtsvormundschaft über Meier wirklich aufgehoben. Die Geschichte hat eine Moral: Sie lehrt, dass die Höhe des Betrages im Sparheft ein dem Leben angepasster Gradmesser für geistige Gesundheit ist und zur Führung der richtigen Lebensweise berechtigt.⁴⁵¹

Käufliche Venus

Prostitution und Bordelle

Die Stadt war Sodom und Gomorrha, Stätte des Verbrechens und der Hurerei. «Bei den Frauen bildet die Prostituierte die Analogie zum Verbrechen», schrieb Eugen Bleuler in seinem Traktat über die «geborenen Verbrecher». ⁴⁵² Wie in der Alkoholfrage teilte er auch hierin die Ansichten seines Lehrers August Forel, dem gegenüber er im Temperament so ungleich, in den Ansichten aber häufig so verwandt war. Ob Schaffer oder Magier, beide erkannten in der Prostitution einen giftigen Apfel am Baum des Paradieses.

«Die Prostitution ist schon ... eine alte Einrichtung und ist als Entartungszeichen bei allen Kulturvölkern anzutreffen», analysierte Forel um die Jahrhundertwende, Kultur und Entartung fast gleichstellend. Man könne feststellen, «dass bei vielen Urvölkern und bei jungen aufstrebenden Nationen, die noch solid und sexuell unverdorben waren, neben dem normalen Geschlechtsverkehr die Prostitution kaum oder nur im geringen Masse aufkommen konnte.» ⁴⁵³

Prostitution störte die naturgemäße soziale Ordnung und das natürliche Verhalten der Persönlichkeit: «Die gewinnsüchtige Ausbeutung des Geschlechtstriebes ist neben derjenigen der alkoholischen Trinkgewohnheiten ein Hauptfeld des sozialen Raubritterwesens», erkannte Forel, und er wettete: «Auf diesem Boden sind die schmutzigsten Künste zur Reizung der Libido der Männer, gelegentlich auch der Weiber, entstanden wie der Cunnilinguus und hundert andere bis tief in das Pathologische hineingehende Manipulationen, deren Be-

schreibung hier überflüssig ist.»⁴⁵⁴ Dies seien «wüste Verirrungen des Sexualtriebes, und wir brauchen kaum zu betonen, dass jeder Mensch, schon aus Achtung gegen sich selbst, sich davon fernhalten soll. Der Mann, dem die Möglichkeit fehlt, sich normal zu begatten, soll es auf nächtliche Pollutionen ankommen lassen, und das Weib soll sich vor jeder künstlichen Reizung überhaupt hüten.»⁴⁵⁵

Gefährlich waren diese Exzesse, weil sie oft «zur Lockerung der Ehe und der Familie, zu Impotenz und zu zahlreichen sonstigen Störungen der geschlechtlichen Funktionen» führten. Denn: «Eine böse Folge der künstlichen sexuellen Reizung bei den Männern durch die moderne Prostitution und was drum und dran hängt, ist sexuelle Ungenügsamkeit, die sich dann in der Ehe nur schwer an die treue, lebenslängliche, idealisierte Liebe zu einem Weibe gewöhnen und auf sie beschränken kann.»⁴⁵⁶

Die Rolle der Prostituierten in dieser menschheitsgeschichtlichen Verirrung blieb zweideutig, in jedem Fall zwielichtig. Im einen Moment war sie Opfer, und Prostitution bedeutete damit «Unterdrückung der Frau, Missachtung ihrer Rechte und Herabwürdigung des Weibes zum Genussgegenstand für den Mann und zum Fortpflanzungsinstrument».⁴⁵⁷ Im nächsten Moment aber war die Prostituierte das verdorbene Weib: «Es gehört schon fast der völlige Verlust eines jeden Schamgefühles und eine grosse zynische Frechheit dazu, um Strassendirne zu werden.»⁴⁵⁸

Die Frechheit bestand darin, dass die Prostituierte sich die männliche Lust als Verdienstquelle erschloss und die Gesellschaft mit venerischen Krankheiten infizierte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckten Mediziner, dass Syphilis und Gonorrhö vererbare Krankheiten waren, die zu Tot- und Missgeburten führten.⁴⁵⁹ Die Prostituierte verkörperte den angeblichen gesellschaftlichen Zerfall.⁴⁰⁰

»Die venerischen Krankheiten gehören zu den schlimmsten Begleiterscheinungen des Sexualtriebes«, vermerkt Forel,⁴⁰¹ und «eine der furchtbarsten Folgen der Syphilis» ist «die allgemeine fortschreitende Hirnlähmung (Paralyse oder fälschlich sogenannte Hirnerwei-

chung)».⁴⁶² Diese galt als unheilbar und diene als Hebel, den die Kämpfer gegen die Prostitution ansetzten. Die Aufweichung der Sitten führe, so die Argumentationskette, zur Aufweichung der Familie und schliesslich der Hirne.

Forel kannte das ultimative Mittel gegen die Lustseuche: «Die einzige ganz zuverlässige Behandlung der venerischen Infektionen besteht darin, dass man sie vermeidet.»⁴⁶³ Darum empfand er es als unerträglich, dass in Zürich Bordelle nicht nur toleriert, sondern von Ärzten teilweise empfohlen wurden.⁴⁶⁴ «Reglementierung» hiess diese Politik in der Fachsprache. Forel nahm den Kampf gegen sie auf. So wie er in der Alkoholfrage gegen den Kompromiss der «Mässigung» kämpfte, so trat er in der Prostitutionsfrage für die konsequente «Abolition» ein.⁴⁶⁵

Denn der Staat, der Bordelle einrichte, lade sich als Unternehmer Verantwortung auf für die Geschlechtskrankheiten, die darin verbreitet würden. «Klagt dann ein Angesteckter», monierte Forel, «so sollte er logischerweise den Staat und nicht die Prostituierte für Schadenersatz belangen». Damit plädierte er für eine Art Produkthaftung im Sexmarkt: «Wenn die Wurst, die ich beim Fleischer kaufe, verdorben ist oder von einem kranken Tier stammt und ich dadurch erkrankte, darf ich mit Fug und Recht den Fleischer verklagen.»⁴⁶⁶

Forel zögert nicht, seine Überzeugung schon 1888 durch Beitritt zu einem Aktionskomitee zu bekräftigen, das den Anstoss zur Gründung des «Kantonal zürcherischen Vereins zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit» gibt.⁴⁶⁷

Nach verschiedenen Vorstössen beschliessen die Abolitionisten 1894, eine Volksinitiative für die Aufhebung der Bordelle zu lancieren. Mit der Ausarbeitung der Formulierung wird unter anderem August Forel beauftragt.⁴⁶⁸ «Die Erfahrungen in den anderen Kantonen zeigen uns zur Genüge», so heisst es in der Begründung zum Vorstoss, «dass man sehr gut ohne eine gewerbsmässige Prostitution, die von Staats wegen geduldet oder doch begünstigt wird, auskommen

kann.»⁴⁰⁹ Die kantonalzürcherische Volksinitiative wird in kürzester Zeit von 16'800 Stimmbürgern unterschrieben, das sind dreimal mehr als die erforderlichen 5'000 Befürworter; zu den Unterzeichnern gehört auch Eugen Bleuler.

Die Behörden nehmen den Vorstoss auf und erarbeiten einen Gesetzesentwurf, der der Initiative als Gegenvorschlag entgegengestellt wird, von den Sittlichkeitsvereinen aber unterstützt werden kann. Im Juni 1897 votieren mehr als 40'000 Zürcher – die Prostituierten sind wie alle Frauen nicht stimmberechtigt – für die Abschaffung von Bordellen und den verschärften Kampf gegen die Strassenprostitution, nur knapp 15'000 stimmen dagegen.⁴⁷⁰

Das Sittlichkeitsgesetz, das aus dieser Abstimmung hervorgeht, erklärt die Kuppelei zu einem Offizialdelikt. Paragraph 119 bestimmt: «Wer aus Eigennutz, durch seine Vermittlung oder Überredung, oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängnis, verbunden mit Busse oder mit Arbeitshaus bestraft.»⁴⁷¹

Zudem wird der Begriff der Kuppelei auch auf das Zuhältertum in den Wohnungen erstreckt. Paragraph 122 legt fortan fest: «Wer die gewerbmässige Unzucht seiner Ehefrau oder einer Zuhälterin aus Eigennutz begünstigt, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten, im Rückfalle mit Arbeitshaus und Entzug des Aktivbürgerrechtes bestraft.»⁴⁷² Die Strassenprostitution wird verfolgt: «Frauenspersonen, welche sich an öffentlichen Orten zur Unzucht anbieten oder dazu anlocken, werden durch Entscheid der Gemeindepolizeibehörde mit Haft bis zu acht Tagen bestraft.» Alinea: «Überdies kann gegen Ausländerinnen die Ausweisung, gegen Kantonsbürgerinnen im Wiederholungsfälle die Unterbringung in eine Korrekptionsanstalt beantragt werden.»⁴⁷³ Gleichzeitig wird Homosexualität verboten: «Wer widernatürliche Unzucht treibt oder dazu Vorschub leistet, wird mit Gefängnis, in schweren Fällen mit Arbeitshaus oder Zuchthaus bestraft.»⁴⁷⁴

Das Gesetz weist eine hübsche Lücke auf: Männliche Prostituierte werden nicht erwähnt. Daraus ergibt sich später ein Widerspruch zur



Der Zuhälter und seine Prostituierte

Bestimmung über das Verbot der widernatürlichen Unzucht. Homosexualität ist an sich verboten, nicht aber, dass sich Männer zu käuflichem Sex anbieten. So können die Stricher sagen, sie warteten auf weibliche Kundschaft.

Doch «Gassenhurerei» und «Lusthäuser» werden von nun an energisch verfolgt. Die zwölf Bordelle, die in Zürich bis anhin offiziell existiert haben, müssen schliessen.

Man kann sich vorstellen, dass die Verhältnisse unerträglich werden: Wer die legale Prostitution verbietet, fordert die illegale, die den Schutz der Zuhälter erfordert. Schon 1902 wird deshalb seitens der «Reglementaristen» eine Initiative zur Wiedereinführung der Bordelle lanciert. Die Unterzeichneten wollen, dass die sogenannten «Toleranzhäuser» nicht nur wieder geduldet, «sondern durch ein spezielles Geschäftspatent staatlich patentiert» werden, dies «unter strenger sanitärischer und polizeilicher Kontrolle sowie Schutz.»⁴⁷⁵ Diese Initiative gegen das kantonale Sittlichkeitsgesetz kommt 1904 zur Abstimmung und wird von der Stimmbevölkerung mit 49'806 Nein gegen 18'016 Ja abgelehnt. Die Zahl derer, die an der Abstimmung teilnehmen, hat sich damit sogar noch erhöht, die Meinungen aber sind unverändert.

Die Bordelle bleiben verboten, die Probleme erhalten. Ein zeitgenössischer Beobachter kommentiert: «Hand in Hand mit der Bekämpfung jeglicher Kuppelei geht eine unerträglich werdende Sittlichkeitsschnüffelei – angeregt und unterhalten durch die Sittlichkeitsvereine –, die zu vielfältigen Übergriffen der Polizei und Eingriffen in das Heiligste des Privatlebens führt.»⁴⁷⁶

Die Ungeküssten

Für die Polizei war es ein Routinefall. Auf dem Zürcher Predigerplatz, wo die Pfarrherren nicht mehr viel zu sagen hatten, beobachtete ein Detektivgefreiter zwei Frauen. Er protokollierte das Geschehen minutiös: «Alsdann begaben sich die Weibspersonen durch die Brunngasse, die Niederdorfstrasse aufwärts.» Ihnen folgte ein «Ruoch» – ein Freier – auf Distanz und gesellte sich wieder auf der Stüssihofstatt zu ihnen. Es kam aber nicht zu einem Handel, die Frauen verschwanden in einem Hauseingang. Dort wartete der Detektivgefreite über eine halbe Stunde lang und ging dann fort, da sie nicht mehr herauskamen. Doch nahm er sich vor, wiederzukommen und das Nest genauer zu inspizieren.

«Die Hurni und die Müller lagen noch im Bett, als ich am 31. Januar vormittags 11.43 Uhr deren Separatzimmer betrat, um deren Personalien festzustellen.»
Ab auf den Posten!

«Die Hurni» gab bald zu, dass sie am vergangenen Samstag, an dem der Detektivgefreite sie schon beobachtet hatte, «nachdem sie den ersten Ruochen abgewiesen hatte, einen zweiten Ruochen an der Niederdorfstrasse geangelt und denselben auf ihr Zimmer genommen, mit ihm geschlechtlich verkehrt und dafür drei Franken erhalten hatte. Sie habe ihn nicht geküsst.»

Auch «die Müller» sagte aus, «circa vor vier Wochen von einem Herrn, den sie nicht gekannt habe, Fr. 7 für den Geschlechtsverkehr bekommen zu haben.»

«Die Müller», da ohne eigenes Logis, wurde verhaftet, man nahm ihr ab: «1 Handtasche, 1 Portemonnaie, 1 Spiegel, 1 Puderschachtel, 1 Brief und 1 Bleistift.»

Sie gab zu Protokoll: «Zur Zeit besitze ich 13 Rappen. Ich bin im Waisenhaus aufgewachsen, sig. Müller Com.» Handschriftliche Notiz am Schluss des Blattes: «Geht in den Arrest und ist alsdann dem Stadtarzt zuzuführen.»

Frau Dr. Lüthy, Polizeiassistentin, beantragte, es sei die kantonsfremde Christine Müller, geboren 1892 und zum Zeitpunkt der Verhaftung 23-jährig, wegen lasterhaften Lebenswandels zu entmündigen. So geschah es.⁴⁷⁷

Lust und Rasse

Die sexuelle Frage

Forel geriet in Konflikt mit der Sittlichkeitsbewegung, die er selbst mitbegründet hatte. Sein Buch über die sexuelle Frage erregte die Frauen, die mit ihm zusammen für die Abschaffung der Bordelle gekämpft hatten. Nur mit spitzen Fingern fassten sie es an: «Ein Buch von Prof. Forel, das viel von sich reden gemacht hat», so schrieben sie im Jahresbericht des Zürcherischen Frauenbundes 1905, «ist auch für unseren Verein eine grosse Sorge gewesen, die grösste, die wir dieses Jahr erfahren haben.»⁴⁷⁸

Nicht dass Forel von seinem Kampf gegen die Prostitution und für die Ehe grundsätzlich abgewichen wäre. Er hielt die Einehe nach wie vor für naturgegeben; sie sei «phylogenetisch alt und gut begründet», wogegen «die Polygamie im Ganzen die Folge einer Verirrung durch Macht und Reichtum ist.»⁴⁷⁹

Neu war eine gewisse Nonchalance gegenüber sexuellen Handlungen. Man könnte aus einzelnen Stellen gar herauslesen, Forel befürworte individuelle Lust: «Es ist also nicht wahr, dass wir von unseren Tierahnen nur das Gemeine im Sexualtriebe geerbt haben; wir verdanken ihnen vielmehr sogar die Grundlage mancher edleren, aus dem Sexualtrieb abgeleiteten Gefühle und Instinkte, die schon ins Gebiet einer höheren, sozialen Ethik gehören.»⁴⁸⁰

Die Geschlechtskrankheiten, so präziserte er, würden nicht einfach durch Sex hervorgerufen, sondern durch Infektionen.⁴⁸¹ Onanie hielt er für «nicht gefährlicher als eine nächtliche Pollution»,⁴⁸² und er akzeptierte die Selbstbefriedigung unter gewissen Bedingungen:

«Wir müssen also hier nur betonen, dass man bei der Beurteilung der Onanie sich immer überzeugen muss, mit welchen erotischen Vorstellungen sie verbunden ist. Sind dieselben bei Männern weiblicher Natur, so handelt es sich um Not-Onanie». ⁴⁸³

Auch Frauen hatten nach Forel erotische Gelüste: «Die pornographische Sinnesart ist der normalen weiblichen Natur durch und durch zuwider, wenn auch nicht der Erotismus an und für sich.» ⁴⁸⁴ Wobei er betonte: «Instinktiv sind die Wünsche des Weibes monogam.» ⁴⁸⁵

Doch dem Naturwissenschaftler war trotz allen Bekenntnissen zur Ehe nicht entgangen, dass jedenfalls bei Tieren auch andere Formen des Geschlechtslebens praktiziert werden. Forel erkannte bei Tieren mit getrennten Geschlechtern «fünf Formen der Ehe», nämlich: Monogamie, Polygamie, Polyandrie, Gruppenehe und Promiskuität. ⁴⁸⁶

So gelangte er zur Auffassung, dass das Konkubinat nicht mehr strafbar sein sollte. ⁴⁸⁷ Dass der Unterschied zwischen Ehe und einem «freien Liebesverhältnis» aufzuheben sei. ⁴⁸⁸ Fast ohne Erklärung fand er auch zum Gedanken, dass bei Menschen grundsätzlich andere Formen der Ehe zugelassen sein müssten: «Als Ehe der Zukunft dürfte am vorteilhaftesten eine Art freiwilliger Monogamie und eventuell Polygamie mit bestimmten Verpflichtungen der Kindererzeugung und den erzeugten Kindern gegenüber angesehen werden.» ⁴⁸⁹

Warum diese Kehrtwendung? War Forel plötzlich von städtischer Sinnenlust gepackt, wie die Sittlichkeitsbewegung zu fürchten schien? Oder von Altersausschweifung? Nichts dergleichen. Forel rückte nur einen theoretischen Gedanken stärker in den Vordergrund: die Rassenhygiene. Was die Individuen trieben, interessierte ihn letztlich nicht, solange es keinen Einfluss auf die Rasse hatte. Dies war sein Massstab, mit dem er die sexuellen Aktivitäten der Menschen mass. Diese konnten tun und lassen, was ihnen beliebte, solange sie nicht ihre biologische Grundlage schwächten. Hätte er gekonnt, hätte Forel Christus aufgefordert, ein neues Gebot zu erlas-

sen: «Du sollst die Menschheit lieben mehr als dichselbst und dein Glück in ihrem zukünftigen Glück suchen.»⁴⁹⁰ Das Gebot erliess Forel.

Seine Nachsicht gegenüber der privaten Erotik war auch Taktik, nicht nur Verständnis für die individuellen Lebensbedürfnisse: «Wenn wir daher jeden übertriebenen Asketismus verpöhen, so tun wir es nicht einer ungesunden Pornographie zuliebe. Es ist nur eine Konzession an die individuellen sexuellen Liebesbedürfnisse der Menschen. Diese Konzession darf nur so weit gehen, dass weder einzelne Individuen noch vor allem die Gesellschaft geschädigt wird.»



Tanzpaar auf Musikdose

Der Forel des 20. Jahrhunderts war – vielleicht im Gegensatz zu jenem des 19. Jahrhunderts – nicht Moralist, er war Rassenwissenschaftler.

Selbst seine Überzeugung von der Schädlichkeit der Homosexualität wankt: «Schliesslich ist die homosexuelle Liebe, solange sie sich nicht an Minderjährigen vergeift, ziemlich harmlos, indem sie keine

Nachkommen erzeugt und dadurch sich selbst selektiv ausmerzt.»⁴⁹² Entgegen früheren Ansichten schlägt Forel nun vor, Homosexuelle, die nach Strafgesetzbuch wegen «widernatürlicher Unzucht» mit Gefängnis, Arbeitshaus oder Zuchthaus bestraft werden müssten, laufen zu lassen: «Wozu vor allem die Urninge strafrechtlich verfolgen? Es ist für die Gesellschaft ein wahres Glück, wenn diese unglücklichen Psychopathen untereinander sexuell verkehren und auf diese Weise keine Nachkommen erzeugen.»⁴⁹³ Das wahre Verbrechen bestehe umgekehrt darin, dass Homosexuelle mit einer Frau in legaler Ebene leben und sich so fortpflanzen.⁴⁹⁴

In radikaler Konsequenz erklärt Forel sogar den Verkehr mit Tieren für harmlos: «In dieser ‚furchtbarsten aller Sünden Sodoms‘ können wir von einem nüchternen Standpunkte aus – äusser der Tierquälerei, wenn es sich um kleine Tiere handelt – weder eine furchtbare Sünde, noch ein Verbrechen erblicken. Tatsächlich ist es, menschlich und rechtlich betrachtet, in allen Beziehungen eine der harmlosesten Formen der pathologischen Verirrung des Sexualtriebes. (...) Erstens wird bei der Sodomie mit grossen Tieren niemand geschädigt, auch nicht das Tier selbst; zweitens ist keine Nachkommenschaft zu riskieren und drittens auch in der Regel keine Infektion. Höchstens mag die Ästhetik dabei verletzt werden; im Übrigen aber ist es für die menschliche Gesellschaft sicher besser, wenn ein Idiot oder ein Schwachsinniger sich an einer Kuh sexuell vergreift, als wenn er ein Mädchen schwängert und für Weiterzeugung von Idioten sorgt; die Kuh frisst gemütlich weiter und kümmert sich nicht darum.»⁴⁹⁵

In einer späteren Auflage verweist er darauf, dass es ja schliesslich Leda auch mit dem Schwan getrieben habe.⁴⁹⁶

Gattin und Mutter

Die Rechte der Frau

Der Anblick der Tierwelt bringt Forel auch dazu, «die ungerechte Knechtung des Weibes durch den Mann» zu kritisieren, «welche der Mensch allein im ganzen Tierreich erfunden hat.» So Forel in seiner Autobiographie. «Ich wurde dadurch zu einem eifrigen Apostel des Frauenstimmrechts, der Frauenrechte überhaupt.»⁴⁹⁷

Diese Stellungnahme zeigt, dass es nicht so leicht möglich – und nicht sinnvoll – ist, die Ideen der führenden Zürcher Psychiater als konservativ oder reaktionär abzustempeln. Sie stellen umgekehrt diese Kategorien in Frage. Ohnehin besteht vielleicht die grossartige historische Leistung der Psychiatrie darin: Sie schuf in Büchern und hinter Anstaltsmauern irre Welten, welche alle Begriffe von richtig und falsch gründlich durcheinanderbrachten und den Weg freimachten für ungewohnte Denkansätze in der Gesellschaftsanalyse und Lebensgestaltung.

Zurück zu den Frauen, die eben damals begannen, sich aufs Fahrrad zu schwingen, was von der männlichen Phantasie für unerhört gehalten wurde. Strampelnd würden sie ihre Weiblichkeit verlieren.

Forel wollte die Unterschiede im Wesen der Geschlechter nicht negieren: «Eine Hauptschwäche des weiblichen Charakters ist der Mangel an intellektueller Vertiefung, das Haften an Kleinigkeiten, das oft mangelhafte Verständnis für höhere Ziele, vor allem die Marotte und Routine», hatte Forel wahrgenommen.⁴⁹⁸ Angesichts offensichtlicher weiblicher Begeisterungsfähigkeit, die Forel gerade in der Sittlichkeitsbewegung erleben konnte, ersetzte er später «höhere Zie-

le» durch «komplizierte Probleme».499 Die Frau hatte jedenfalls Mängel: «Die übrigen Kehrseiten des weiblichen Charakters wie Mangel an Logik, Eigensinn, Liebe zu Tand und Putz etc. sind Ausflüsse der eben analysierten Grundschwäche ihres psychischen Wesens.»500



Die Emanze

Damit teilte er die Meinung der männlichen Zeitgenossen über das Wesen der Frauen. Er lieferte ihr zudem eine theoretische Begründung durch die Rolle beim Geschlechtsakt: «Äusser dem Zeugungstrieb, der beim Weibe noch viel stärker als beim Manne entwickelt ist, bildet bei ihr die Sucht, sich passiv zu geben, die Rolle der unterliegenden, bezwungenen, beherrschten Dulderin zu spielen, ein

Hauptbestandteil des normalen Sexualtriebes.»⁵⁰¹ Darum wünschen Frauen nach Forel in der Beziehung anderes als die Männer: «Was das normale Weib vom Manne fordert, sind somit hauptsächlich Liebe, Zärtlichkeit, eine feste Lebensstütze, ein gewisses ritterliches Wesen und Kinder. Auf Lustgefühle der Begattung selbst verzichtet sie leicht».⁵⁰² Aus Anlass seiner Erwägungen über das unterschiedliche Wesen der Geschlechter gibt der alternde Forel gerne auch ein paar Tips für den richtigen Flirt: «Die Frau muss also in ihren Flirtprovokationen im Beginn wenigstens sehr zart und geschickt sein. (...) Der Mann dagegen darf stürmischer und kühner sein.»⁵⁰³

Forel beachtet durchaus, dass das Gehirn der Frauen kleiner ist als jenes der Männer: das Gehirn der Männer wiegt nach verschiedenen Wägungsstatistiken «im Durchschnitt 1'350 bis 1'353 g» und «dasjenige der Weiber 1'200 bis 1'225 g». Der Naturwissenschaftler hat eigenhändig bei der Sektion einer grösseren Zahl Gehirne eine geschlechtsgetrennte Wägung vorgenommen. Doch seien diese Ziffern wenig aussagekräftig, da es auch auf das Verhältnis zum Körpergewicht ankomme und selbst dieses Verhältnis noch nicht mechanisch die intellektuelle Leistung bestimme: «Es hat bedeutende Männer mit ziemlich kleinem Gehirn und grosse Dummköpfe mit recht grossem Gehirn gegeben.»⁵⁰⁴

Der Forel der späteren Jahre war kein engstirniger Hirnforscher und Schädelvermesser: «Möge auch durchschnittlich der Mann an die 130 oder gar 150 Gramm mehr Gehirn besitzen als das Weib» und «an Erfindungs- und Kombinationsgabe überlegen sein, so liefert ihm dies keinen Grund, seiner sexuellen Lebensgefährtin und seiner Mutter mindere soziale Rechte als sich selbst zuzugestehen.»⁵⁰⁵ Das war aussergewöhnlich angesichts von populären Werken aus jener Epoche, die Titel trugen wie: «Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes».

* Verfasst von Paul Julius Möbius, Nervenarzt in Leipzig (1853-1907). Im gleichen Geist auch Otto Weininger: «Geschlecht und Charakter», oder Kathinka von Rosen: «Über den moralischen Schwachsinn des Weibes».

Das Frauenstimmrecht begründete Forel unter anderem mit folgendem Argument: «Instinktiv begeistert sich ferner die Frau für geistig hochstehende, edel denkende Männer. Sie bestrebt sich daher, diese, für welche sie schwärmt, nachzuahmen, und ihre Idee der Verwirklichung näher zu bringen. Geben wir den Frauen ihre vollen bürgerlichen Rechte zugleich mit freien Anschauungen und höherer Bildung, so wird sich ihre schaffensfreudige, begeisterte Ausdauer nicht mehr der obskuren Mystik, sondern dem sozialen Fortschritt widmen.»⁵⁰⁶

Am liebsten sähe er ein «Matriarchat», worunter er – abgesehen von der Benennung der Kinder nach der Mutterlinie – versteht, «dass das Familienheim und seine Leitung der Ehefrau allein rechtlich gehören sollte, weil sie in der Tat das Familienzentrum ist.»⁵⁰⁷

Alle Macht den Müttern!

Eine Nacherziehungsbedürftige

Als der Tagelöhner Peter Türler 1900 verstarb, hinterliess er Passiven von Fr. 141.87, Aktiven von Fr. 72.10, darunter zwei Salzfüsser und ein Mostfass, sowie vier minderjährige Kinder. Barbara, geboren 1894, wurde bei einem Landwirt versorgt, sie schaffte gar den Übertritt in die Sekundarklasse. Allerdings war sie von schwächerer Konstitution und schien dem Bauern nicht zur vollen Zufriedenheit gedient zu haben. Deshalb wurde sie später in ein Asyl für schutzbedürftige Mädchen im St. Gallischen versetzt. Mit 18 oder 19 Jahren erhielt sie eine Stelle als Dienstmädchen, blieb ebenfalls nicht lange. Sie wurde Köchin an einer Stelle, wo man sie Diebereien beschuldigte, schliesslich Glätterin in einer Bürgerstube, wo sie wegen Diebstählen angezeigt wurde.

Zwei Umstände kamen erschwerend dazu, wie der Vormundschaftsbericht vermerkt. Nämlich, dass man es bei Barbara «mit einer pathologischen Lügnerin zu tun» habe. Zweitens, «dass das Mädchen bereits ein Verhältnis» habe. «Kurz, es ging nirgends», stöhnt der Vormund, ein Pfarrer: «Und schliesslich sah man sich genötigt, Barbara auf ihren Geisteszustand untersuchen zu lassen.» Der Befund des Psychiaters lautet auf «Pseudologia phantastica, kombiniert mit moralischen Defekten». Das Gutachten kommt zum Schluss, es erscheine als gewagt, die junge Frau weiter in der Freiheit zu belassen, da sie sicher einem liederlichen Leben anheimfallen würde, und zudem sei die Krankheit noch nicht so weit fortgeschritten, dass eine Besserung ausgeschlossen wäre. Infolgedessen stellt der Psychiater den Antrag: «Versetzung der Barbara in eine Irrenheilanstalt, am besten ins Burghölzli, wo solche Patienten durch konsequente, strenge Behandlung oft recht gut und dauernd zu beeinflussen sind.»

Offenbar war der Pfarrer über diesen harten Vorschlag nicht begeistert, er kommentiert: «Ich als Vormund kann mich diesem Vorgehen natürlich nicht widersetzen, sondern muss ihm zustimmen, obwohl es mir für mein Mündel leidtut und ich die Möglichkeit einer seelischen Bedrückung desselben durch eine so frühe Internierung ins Burghölzli nicht ganz von der Hand weisen kann.»

Das Strafverfahren wurde sistiert. «Die bezüglichen Akten werden nun von der Kantonalen Justizdirektion dem Waisenamt übermittelt mit dem Ansuchen, die Versorgung der Psychopathin anzuordnen.»

Die Frau war soeben zwanzig geworden.⁵⁰⁸

Ein neues Menschengeschlecht

Sozialdemokratische Ideale

Der Grundzug unseres damaligen Wesens und Lebens war Gläubigkeit. So glaubten wir an den unaufhaltsamen Fortschritt der Menschheit. Wir glaubten an den Sieg der Naturwissenschaft und damit an die letzte Entschleierung der Natur.» So gesteht der Dichter Gerhart Hauptmann in seinen Memoiren.⁵⁰⁹ Er gehörte zu einer jungen Szene von sozial und auch sozialdemokratisch eingestellten Idealisten, deren Gedankengut sich nicht zuletzt von der Zürcher Psychiatrie nährte.

Viele europäische Sozialdemokraten suchten ihr Utopia des Sozialismus wissenschaftlich zu begründen. Daher saugten sie Darwins Evolutionstheorien begierig ein. Der junge Karl Kautsky – Hauptverfasser des Erfurter Programms der Sozialdemokratie von 1891 – war überzeugter Darwinist.⁵¹⁰

Kautsky beschäftigt sich in seiner Publikation «Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft» mit der «Entartung».⁵¹¹ Er verkündet: «So wird der Sozialismus der Menschheit nicht nur reichliches materielles Wohleben, nicht bloss Musse, sondern auch Gesundheit und Kraft bringen und die Krankheit als Massenerscheinung ausrotten.» Und Kautsky prophezeit: «Ein neues Geschlecht wird entstehen, stark, schön und lebensfreudig, wie die Helden der griechischen Heroenzeit, wie die germanischen Recken der Völkerwanderung.»⁵¹²

Die sozialistische Utopie erstrebte eine in jeder Beziehung gesunde Gemeinschaft. Der gesunde Arbeiter, die gesunde Frau, die gesunde Familie würden die Grundlagen dazu schaffen. Die Sozial-

politik könne schon zu kapitalistischen Zeiten helfen, deren Keime zu züchten. Eine wissenschaftliche Untersuchung unserer Tage stellt fest, dass in der österreichischen Sozialdemokratie – die in der europäischen Sozialdemokratie eine führende Stellung einnahm – Fürsorgepolitik teilweise als «Aufzuchtshygiene» verstanden und Sozialpolitik als «rassehygienisches Gesellschaftsmodell» entworfen wurde.⁵¹³

Die Diskussionen um den Grossestadtsumpf nährten die sozialpolitischen Bestrebungen. Denn die Urbanisierung verstärkte bei der aufklärerischen Linken die Angst, das Proletariat könnte in städtischen Ballungen gleichsam in einen mittelalterlichen Zustand zurückfallen. Der Begriff «Lumpenproletariat» entstammte dieser Befürchtung: Mit ihm war ein Milieu gemeint, in dem man hemmungslos Kinder zeugt und Alkohol trinkt. Allerdings waren die Vorstellungen vom städtischen Dasein oft verruchter als die Realität.

Gerhart Hauptmann hatte in Zürich nicht nur einen Bruder, der an der Universität zum Kreis um August Forel gehörte, sondern auch einen intimen Freund: Alfred Ploetz. Dieser war Berliner und studierte zur Zeit der Sozialistengesetze im Schweizer Exil.⁵¹⁴ Als Genetiker gründete Ploetz 1904 ein «Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie», worin rassenhygienische Fragen diskutiert wurden.

Die Redaktion dieses Archivs liess beispielsweise 1909 ein Werk des österreichischen Mediziners Julius Tandler rezensieren, der in späteren Jahren ebenfalls Sozialdemokrat wurde. Tandler hatte in Rumänien eine Sekte entdeckt, die sich Skopzen, die «Verschnittenen», nannten. Ihre Mitglieder kastrierten sich aus religiösen Gründen, und Tandler stellte fest, dass deren Geschlechtslust dennoch rege blieb. Es sei also möglich – auf moderne Weise mittels Röntgenstrahlen –, Kastrationen so auszuführen, dass die sekundären Geschlechtsmerkmale nicht beeinträchtigt und der Patient weder in seinem Körper noch in seiner Persönlichkeit geschädigt werde.

* Carl Hauptmann (1858-1921), der in Jena in Naturwissenschaften promoviert hatte, studierte nach 1885 einige Jahre Philosophie in Zürich und stiess zum Kreis um August Forel. Gerhart Hauptmann (1862-1946) verbrachte den Sommer 1888 in Zürich.

Das «Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie» frohlockte: «Damit ist das Problem einer praktisch möglichen Kastration zu Zwecken der Ausschaltung rassenschädlicher Individuen einer Lösung näher gerückt.»⁵¹⁵

Die Schweiz war keine sozialdemokratische Provinz. Vielfältige Emigrantenzusammenhänge verbanden sie mit der internationalen Arbeiterbewegung und ihren Diskussionen. Karl Kautsky kam 1880 nach Zürich und verkehrte hier mit den Prominenten der sozialdemokratischen Bewegung.

Der Gedanke der Höherentwicklung der menschlichen Rasse war auch niedergelegt im schweizerischen sozialdemokratischen Parteiprogramm von 1904, das die Überwindung der wirtschaftlich begründeten bürgerlichen Ehe zugunsten der Liebesehe forderte und dabei verkündete: «Aus diesen Ehen wird ein gesünderes und stärkeres Geschlecht hervorgehen.»⁵¹⁶

Forel kannte einige dieser sozialistischen Menschenverbesserer persönlich, und die eugenischen Ideen waren denn wohl auch der wichtigste Grund, warum er sich Sozialdemokrat zu nennen begann. In seinem berühmten Vortrag über «Malthusianismus oder Eugenik» verlangte Forel nichts weniger als «eine vernünftige wissenschaftliche (keine dogmatische) Sozialdemokratie», um «das eugenische Problem zu lösen.»⁵¹⁷

Von der Hygienebewegung liess sich namentlich Pfarrer Paul Pflüger anstecken, der im Aussersihl amtete, dem dichtesten städtischen Gebilde in der Schweiz.

Pflüger war in den 1910er Jahren als Mitglied der Stadtregierung für Sozialpolitik zuständig. In dieser Eigenschaft war er Präsident des Waisenamtes und der Armenpflege.

Geboren wurde er im brasilianischen Rio Novo als Sohn eines Missionars. Seine Eltern erzogen ihn nach eigener Darstellung in einem «religiös-pietistischen» und einem «sittlich-ernsten, ja rigorosen Geiste»,⁵¹⁸ und er rang sich erst allmählich zu freieren Auffassungen durch. Wiederholt erwägte er den Plan, «einen Bund von Männern und Frauen ins Leben zu rufen, die moderne Weltanschauung mit



Stadtrat Paul Pflüger, zuständig für das Sozialwesen

sittlich ernster Lebensführung verbinden.»⁵¹⁹ Er trat dem «Kantonal Zürcherischen Männerverein zur Hebung der Sittlichkeit» bei und kämpfte dort gegen die Prostitution. Pflüger war auch Gründungsmitglied des 1896 gegründeten Ethischen Vereins der Schweiz.⁵²⁰ In die Stadtregierung wurde er 1910 gewählt, das Vormundschafts- und Armenwesen leitete er bis 1919. Er besass in diesem Bereich eine fast unkontrollierte Machtfülle, war doch das Waisenamt eine formell selbständige Organisation, die niemandem Rechenschaft ablegen hatte ausser den Betroffenen.⁵²¹ Und wenn diese rekurrierten, wurden die Anschauungen des Waisenamtes in der Regel von den Rekursinstanzen fraglos gedeckt.⁵²²



Zum I. Mai – Aus dem kommunistischen «Kämpfer»

Der sozialdemokratische Prediger und Politiker, der später auch Nationalrat wurde, verfasste 1910 die Broschüre «Einführung in die soziale Frage», in der er die sozialistische Familienpolitik in den Dienst der Rassenhygiene stellte. Sicher, die Menschen sollten in Freiheit leben, das wollte auch der sozialdemokratische Pfarrer, aber

sie sollten dies als bessere Menschen tun. Sein Freiheitsideal enthielt drückende Verpflichtungen. Vielleicht ahnte es Pflüger nicht: Die Menschen, die seine Utopie bewältigen konnten, würden vor Lustlosigkeit graue Gesichter tragen.

Nicht jeder war fürs Paradies geeignet: «Zur Verhütung einer Entartung der menschlichen Rasse ist in erster Linie erforderlich, dass minderwertige Eltern keine beziehungsweise möglichst wenig Kinder in die Welt setzen», predigte Pflüger.⁵²³

Von der sozialen Revolution erhoffte er sich nicht nur die Beseitigung materiellen Elends, sondern auch die Veredelung des Menschengeschlechts. Pflüger verkündete: «Die grössten Fortschritte in der Veredlung der Rasse werden auf jeden Fall erzielt durch die Überwindung des Kapitalismus.»⁵²⁴ Warum haben die arbeitenden Menschen in der Kunst des sozialistischen Realismus Muskeln wie der Gott Apollo und Brüste wie die Göttin Demeter? Weil sie göttergleich werden, wenn sie erst die Kapitalisten und alle Minderwertigen ins Hadesfeuer geworfen haben.

Schreibers Geist

Familiengärten und Freizeit

In den Kolonnen des sozialen Fortschritts marschierte auch die Familiengartenbewegung mit ihrer Ideologie von Luft, Licht, Gesundheit und Arbeit, geleitet von Schreibers Geist.

Psychiatrische Anstalten, Abstinenzbewegung, Sittlichkeitsvereine, Amtsvormundschaft – das Instrumentarium der gesellschaftlichen Disziplinierung und Orientierung wurde immer weiter ausgebaut. In diesem Drama treten in wechselnden Rollen die immer gleichen Figuren auf, bald als Theoretiker, als Leiter, als Förderer, als Mitglieder: August Forel, Eugen Bleuler, Paul Pflüger. Eine Zürcher Szene von Sozialhygienikern entstand, zu der auch der Strafrechtler Emil Zürcher und der Gerichtsmediziner Heinrich Zangger zu rechnen sind.

Die Idee der Amtsvormundschaft wurde aus Leipzig eingeführt, wie Pflüger berichtet.⁵²⁵ Als 1908 in Zürich der erste Amtsvormund eingesetzt wurde, bedeutete dies jedenfalls einen wichtigen Schritt im Aufbau einer staatlichen Fürsorgepolitik.

Aus Leipzig kam auch eine andere Idee der Sozialhygiene: der Familiengarten. Pflüger selbst gilt als Begründer der schweizerischen Familiengartenbewegung. «Die moderne Familiengartenbewegung, wie sie besonders in Deutschland in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht hat, stellt sich in Reih und Glied mit der sozialen Bewegung», so der Politiker in einem Aufsatz über Familiengärten. «Die Kleingärten sind in erster Linie zum Tummelplatz für unsere Arbeit Jugend bestimmt. Sie haben aber auch eine

hygienische wie eine moralische und wirtschaftliche Bedeutung für die Erwachsenen.»⁵²⁶

Licht und Luft bedeuteten für die in Mietskasernen eingezwängten Familien im Aussersihl Befreiung. Doch die Bewegung, die diese Ideale auf ihre Fahnen geschrieben hatte, mochte die gesunden Errungenschaften nur denen zukommen lassen, die sie verdienten. Die Menschen sollten atmen dürfen und wandern und turnen, aber nicht übermütig werden dabei.

August Forel, in der Rolle eines Pädagogen der Nation, formulierte streng: «Man muss ferner aus seinem Leben die Genussucht (nicht den Genuss!) verbannen.»⁵²⁷ Er führte auch aus, was er unter gesundem Genuss verstand: «Ein mir gut bekannter, von Geburt an abstinenter junger Mann hat zwischen 16 und 18 Jahren ganz allein mit seinem Fahrrad grosse Reisen durch Europa unternommen und z. B. einmal 1300 Kilometer in drei Wochen zurückgelegt, hierbei allerdings fünf Tage in einer grossen Stadt bei Freunden unentgeltlich gelebt». Und er unterstreicht: «Das nenne ich gesunden und wirklichen Lebensgenuss.»⁵²⁸

Selbstverständlich versuchte der Psychiater Forel, die neuen Ideen über Bewegung, Licht und Luft auch in die Irrenpolitik einzubringen: «... das Fahrrad ist ein vorzügliches Heilmittel für Psychopathen. Das gleiche gilt vom Holzhacken, von der Landwirtschaft, vom Gärtnern, vom Schreiner, vom Rudern, vom Reiten, von der Jagd u. dgl. m.»⁵²⁹ Noch besser als Ausflüge aufs Land ist das Leben auf dem Land: «Schwachsinnige Menschen sind in der Schule und in den Städten unglücklich. (...) Auf das Land gebracht und von Kindesbeinen an unter einer guten Leitung an harte und einfache Arbeit gewöhnt, werden sie umgekehrt oft glücklich.»⁵³⁰

Forel schwärmte für Gartenstädte und für Landerziehungsheime. Letzteres übrigens mit einer eigenartigen Begründung. Die Wichtigkeit des Systems der Landerziehungsheime liege darin, dass «der massgebende Ton der kleinen, nachahmenden Schafherde ein möglichst altruistischer, edler und arbeitsamer wird.»⁵³¹ Dass also die

Menschheit, da sie schon eine dumme Schafherde ist, wenigstens in hohen Tönen blökt.

Bleuler folgte auch hierin dem Meister: «Land- oder Gartenarbeit ist natürlich am geeignetsten, namentlich auch deshalb, weil die Kranken die allgemein als ‚gesund‘ geltende Beschäftigung gerne als kurmässige betrachten (...). Für Mädchen ist natürlich auch Hausarbeit unter geeigneter Leitung zu empfehlen.»⁵³²

Schreibers Geist! Zwar war der Leipziger Pädagoge Moritz Schreber nicht direkt der Begründer der Schrebergärten – solche entstanden in Leipzig seinerzeit aus andern Quellen. Schreber hat sich für das Turnen eingesetzt und dieses geradezu zur Staatsangelegenheit erklärt.⁵³³ Die älteste Tochter erzählt: «Unser Vater liebte ein frisches, straffes und kräftiges Leben als Kern der Gesundheit und Lebensfähigkeit. Bewegung in frischer, freier Luft, Baden, Schwimmen, Turnen u.a. waren ihm Lebensbedürfnis.» Ja er liess sogar noch in den ersten Jahren seiner Ehe im Winter zuweilen das Eis aufhacken und badete eine Minute in dem eiskalten Wasser.⁵³⁴

Doch Schreber gehört in diesen Zusammenhang, seines Sohnes wegen. Dieser Sohn wurde – darin liegt mehr eine hübsche Ironie als eine historische Botschaft – zum häufigst zitierten Patienten der Psychiatriegeschichte.⁵³⁵ Er begann zuerst eine erfolgreiche Laufbahn als Justizbeamter im Königreich Sachsen, verlor einen Wahlkampf um ein Mandat im Reichstag und wurde schliesslich wiederholt in psychiatrische Kliniken aufgenommen, da er an Wahnvorstellungen litt. Er glaubte, er werde von Gott und von verstorbenen Seelen verfolgt, und er müsse sich in eine Frau verwandeln, um von Gott geschwängert zu werden.

Sein Verfolgungswahn wurde immer wieder mit dem starken Vater in Zusammenhang gebracht, dessen pädagogischer Verfolgung der Junge ausgesetzt gewesen sei. Dass solche direkten Einwirkungen bestanden, wird in der Fachliteratur bestritten. Wenn sie existierten, enthielten sie eine Erklärung für die relativ grosse Zahl Geisteskranker in Zürich: das Wirken von Schreibers Geist.

Wandertrieb

Psychiatrische Vagantenforschung

In der Herberge «Zur Heimat» verkehrten Landstreicher. So wurden jene genannt, die keine feste Arbeit hatten und im Land umherzogen. Eine Lebensweise, die nach Eugen Bleuler «nur von krankhaften oder kranken Individuen gewählt wird». ⁵³⁶ Die Psychiatrie interessierte sich für sie.

Schon 1896 hatte ein Burghölzliarzt in der Gesellschaft der Schweizer Ärzte einen Vortrag gehalten über eine Untersuchung des Direktors der Irrenanstalt Waldhaus bei Chur, Josef Jörger. Dieser hatte die Stammbäume jensischer Familien erforscht, und die Zürcher Psychiater folgten seinem Tun mit Interesse: «Es ist geradezu erschreckend zu sehen, wie nahezu sämtliche Mitglieder dieser Familie (gemeint ist die sogenannte Familie Zero, ww) zu Vagabunden, Dieben, Prostituierten und sonstigen Schädlingen geworden sind.» So kommentiert August Forel. ⁵³⁷

Bleuler will es selbst wissen. Er lässt einen seiner Dissertanden eine Untersuchung am lebendigen Schädling erstellen. Sie erscheint 1916 unter dem Titel «Vaganten (Arbeitswanderer, Wanderarbeiter, Arbeitsmeider) einer Herberge zur Heimat in der Schweiz.» ⁵³⁸ Ihr Autor, Moritz Tramer, hat mit allen Regeln der schwarzen Kunst der Sozialforschung gearbeitet.

Tramer hat mit dem Herbergsvater vereinbart, «dass er mir einzelne Vaganten unter der Angabe, es sei ein Herr da, der sich für Arbeitslose interessiere, in sein als Untersuchungszimmer dienendes Büro heraufbringe.» Zuerst werden die Leute, die man ohnehin für lügnerisch hält, belogen: «Diese Angabe war notwendig, um die

misstrauische Furcht der Exploranden, es handle sich um einen ‚Geheimen‘, der sie ausspionieren wolle, nicht aufkommen zu lassen.» Dass es sich nicht um einen geheimen Polizeifahnder, sondern um einen verdeckten Menschenforscher der Psychiatrie handeln könnte, darauf würden sie tatsächlich nie kommen. «Die Auswahl nahm der Herbergsvater bei Gelegenheit der Ausgabe der Schlafmarken vor». Und zwar sollen es nur Schweizer sein. «Unter ihnen wieder wurden jene ausgelesen, die dem Herbergsvater kraft seiner langjährigen Erfahrung im Sinne des ‚Abnormen‘ auffielen.» Jeder «Kunde», wie Tramer seine Forschungsobjekte nennt – in der Gaunerspache ist ein «Kunde» ein Landstreicher –, erhält fünfzig Rappen Entschädigung, was offenbar Vertrauen wecken soll.⁵³⁹

Dieses stellt sich denn auch bei einigen ein: «Vielfach war das Vertrauen zu mir so stark geworden, dass ich während der Untersuchung die nötigen Notizen machen konnte; mehrfach aber war das ausgeschlossen, da ich sonst Gefahr lief, nichts zu erfahren.» Die Ahnungslosen werden zugleich im flüchtigen Licht medizinisch untersucht: «Was die Reflexe anbelangt, so konnte ich die der Pupillen wenigstens auf Lichteinfall prüfen, ohne dass es der Untersuchte merkte».⁵⁴⁰ Damit wird – jedenfalls nach heutiger Auffassung – die körperliche Selbstbestimmung verletzt.

Auch die Behörden liefern Personendaten. Begleitend zu Tramer Interviews werden «von der Direktion der kantonalen Irrenheilanstalt Burghölzli Zürich ausgehend, Zirkulare an die Gemeindebehörden der einzelnen untersuchten Vaganten versandt». Diese enthalten Fragen nach Vorstrafen, Heimforderungen und Anstaltsinternierungen mit Wann und Warum. Die Gemeinden machen mit: Auf 105 verschickte Fragebogen laufen 79 «grösstenteils zufriedenstellende» Antworten ein.⁵⁴¹

106 «Vaganten» werden in der Herberge «Zur Heimat» an 98 Untersuchungsabenden ausgeforscht. Das wichtigste Ergebnis ist für Tramer die Erkenntnis: «Das Handwerksburschenwandern allein machte keinen zum Landstreicher.»⁵⁴² Es gibt den «Wandertrieb» wirklich! Der Dissertand Tramer hat es vermutet: «Unter Wander-

trieb im engeren Sinne verstehe ich den Drang zum Wandern, der übermächtig und unbewusst kommt und sich durchsetzt.» Dieser findet sich in der Erzählung eines Herbergsbewohners anschaulich geschildert: «Zuerst geht Expl, auf die Walz ohne rechten Grund. Dann heiratet er und wird sesshaft. Später erwacht der alte Trieb wieder und wird befriedigt. Der Alkoholismus hat wohl zum Verschwinden der Hemmungen beigetragen.»⁵⁴³

Der Wandertrieb ist vermutlich erblich: «Unter den 106 Fällen habe ich bei 78 mehr oder weniger ausführliche und ebenso sichere Auskunft über diesen Punkt».⁵⁴⁴ Ein Explorand hat klar gesagt, bei ihm sei es «Veranlagung», die er vom Vater ererbt habe.⁵⁴⁵

Der eifrige Forscher ist schliesslich in der Lage, seine Kunden medizinisch einzuordnen: «Gefunden wurden: Imbezille und Debile, Dementia praecox, Manie und Melancholie, Hypomanie, psychopathische Persönlichkeiten als da sind: Haltlose, Erregbare, Triebmenschen, Gesellschaftsfeinde, Leichtsinrige, stumpfe Affekttypen, Depressive, Energiearme u.a., Alkoholismus chronicus, Neurasthenie, einige ‚Organische‘, ‚Epilepsie‘.»⁵⁴⁶

Tramer streicht im ersten Satz seiner Dissertation das Bahnbrechende der Arbeit gebührend heraus: «Untersuchungen über Vaganten sind, soweit mir bekannt, für die Schweiz noch nicht angestellt worden.»⁵⁴⁷ Dabei gab es Jörgers frühere Arbeiten über Stammbäume. Es ist kaum anzunehmen, dass Tramer diese bewusst übergangen hat. Vielmehr zeigt sich in seiner Äusserung, dass man damals keinen Begriff von einer Volksgruppe der Jenischen hatte, oder dass man die Jenischen als Volk nicht wahrnehmen durfte.

Der eine betrieb Erbllichkeitsforschung, der andere erforschte «Vagantität» – wie der Fachbegriff für nichtsesshafte Lebensweise lautete – und ein Dritter sexuelle Haltlosigkeit. So näherten sich die Psychiater von verschiedenen Seiten her denselben Menschen und präsentierten sie als verschiedenartiges «Material».

chen Leuten künftig umzugehen sei: «Soweit sie gefährlich sind – und auch solche haben wir kennengelernt –, sollten sie interniert werden. Sind sie es aber nicht, dann sollten sie aus den ihre letzten Kräfte aufreibenden Bedingungen des Landstrassenlebens herausgenommen und ihnen ... Arbeitsmöglichkeit unter entsprechendem Schutz und evtl, ärztlicher Aufsicht zuteilwerden. Insbesondere für die leichteren Fälle müssen wir das fordern (...). Selbst wenn sich das Lauflassen besser rentieren würde, müssten wir auf dieser Forderung bestehen, um ihre Fortpflanzung möglichst einzuschränken.»⁵⁴⁸ Das war ein Programm für die Säuberung der Landstrasse, zehn Jahre bevor schweizerische Hilfswerke die Aktion «Kinder der Landstrasse» in Szene setzten, die den Vaganten den Nachwuchs raubte.

Tramer schliesst: «Meinem geschätzten Lehrer, Herrn Professor Bleuler, danke ich für die Anregung zu dieser Arbeit, ihre materielle Unterstützung, das ihr stets entgegengebrachte Interesse sowie für die Kritik und Korrektur derselben.»⁵⁴⁹

Matrose auf dem Festland

Nun war er hier gelandet. In der Herberge «Zur Heimat» und sass einer Person gegenüber, die ihn ausfragte. Er wusste nicht, dass er in die medizinische Literatur eingehen würde. Als Nr. 77 auf der Liste der Exploranden.

Otto Kauters Vater war Schiffsmann. Er sei «versoffen». Nein, nicht nur im Schnaps, 52-jährig sei er vom Schiff gefallen. Die Mutter sei immer lustig gewesen, auch sie habe gern «ins Glas geguckt». Doch habe Otto sie in den letzten Jahren nicht mehr gesehen, er sei halt in allen 22 Kantonen der Schweiz gewesen.

Sei gewalzt, Tag und Nacht, «umhergeschossen wie eine Hornisse». In Leukerbad habe er bei Strassenarbeiten als Handlanger geschuftet, dann bei einem Bauern vorübergehend geholfen. Dann sei er fortgelaufen, sei «schinke» gegangen. «Schinke» bedeute auf «jämisch» dasselbe wie walzen.

Ausdrücklich findet sich hier ein Hinweis auf die jenische Sprache. Heutige Jenische sagen jedoch, dass die bei Tramer verschiedentlich zitierten Ausdrücke in ihrem Wortschatz nicht vorkämen, und auch ein kleines Wörterbuch des Jenischen führt die im Rapport genannten Ausdrücke nicht an.⁵⁵⁰ Eher stammen diese also aus der Gaunersprache.

Mit 26 Jahren habe er sich einer «Zigeunerbande» angeschlossen. Nach dem damaligen behördlichen Sprachgebrauch könnten das Sinti-Angehörige gewesen sein. Sie seien alle im selben Wagen gelegen, die Frau, mit der er zusammen gewesen sei, ihr Kind und dessen Grossvater. Er habe verzinnt, und «das Mensch» sei mit den Kesseln gelaufen. Dann sei er wieder ohne diese in Deutschland gewalzt. Er habe nie gearbeitet, ehe nicht die Zehen zu den «Träbern» – den Schuhen – herausgeguckt hätten, sei sechzig bis siebzig Kilometer im Tag gerannt. Wegen Strassenbettel habe er auch neun Tage in der «Kiste» – im Gefängnis – gehockt. Den «Gips'» oder «Göri» – das Geld – habe er jeweilen in einer Beiz versoffen. Dann habe er für zwei Jahre ins Zuchthaus nach Regensdorf müssen, weil er einen Italiener zusammengeschlagen habe. Nun sei er wieder draussen. In den letzten fünf Wochen habe er in keinem Bett geschlafen, immer draussen. Seine Schlafstelle, und zwar eine gute, habe er im Graben; sie seien dort zu viert. Ob er schon einmal traurig gewesen sei? – Noch nie. Er habe im Leben nie «brüelet» – nie geweint.⁵⁵¹

«Krank bin ich noch nie gewesen, solange ich gesund gelebt habe. Ich bin wie ein Vogel im Hanfsamen. Habe ich zu fressen, ist's gut, und wenn nicht, auch gut; gurgle ich mit kaltem Wasser.»

Soweit der Zusammenschnitt aus den Notizen Dr. Moritz Tramers. Diagnose des Forschers: «Impulsiv, ohne ethischen Halt. (...) gelegentlich Andeutung von Ideenflucht. Redet und renommiert gern; lügt. (...) Intelligenz herabgesetzt (Probe 12 x 13-26).»

Diagnose: «Chronisch-manischer Zustand. Debilität.»⁵⁵²

Von fahrenden Heilern

Ursprünge der Seelenheilkunde

Bleuler wäre gerne einer unter den Vagabunden gewesen,⁵⁵³ in der Tat bekämpfte er sie. Dass die Psychiatrie in der Welt der Vagabunden wurzelte, wusste er wohl nicht.

Die Psychiatrie war ein illegitimer Sprössling im Garten der Wissenschaft und wurde von der Hochschulmedizin skeptisch betrachtet. Vor allem Forel hatte um deren akademische Anerkennung gekämpft: «Es wäre sehr nötig, der Psychiatrie eine höhere Stellung an den Hochschulen zu verschaffen», hatte er mehr als einmal verlangt.⁵⁵⁴



Bader, Krämer mit dem Wundermittel Theriak

Die Anfänge der Psychiatrie gehen auf andere Quellen als jene der akademischen Medizin zurück. Sie Hegen eher bei den Badern

und den Teufelsbeschwörern der Jahrmärkte, welche mit Wässern Nervenkrankheiten zu lindern und mit Besprechungen böse Geister zu vertreiben suchten und allerhand Kunststücke kannten, um Seelenkrankheiten vom Liebeskummer bis zur Besessenheit zu befreien. «Für viele Patienten war der Jahrmarkt der wichtigste Ort, sich kurieren zu lassen», heisst es in einem Werk über den Arzt Paracelsus.⁵⁵⁵ Da gab es ‚wundertätige‘ Heilkräuter und andere Medizin zu kaufen, z.B. Theriak, ein legendäres Allheilmittel aus Schlangengift und anderem Zeug. Zigeuner bemächtigten sich dieses Markts.

Selbst operative Eingriffe wurden einstens nicht im verschwiegenen Operationssaal durchgeführt, sondern als grandioses öffentliches Spektakel. Auch die Chirurgen kommen von der Strasse.

Die Scherer und die Bader, die fahrenden Wundärzte, die Zahnbrecher und die Zauberer auf den öffentlichen Plätzen und in Kurhäusern bildeten den Humus, auf dem die medizinischen Praktiker wuchsen, die direkt mit Patienten arbeiteten und zu denen eben auch die Seelenheiler gehörten. Diese praktizierenden Heiler schlossen sich in Zünften und Vereinigungen zusammen, um zu universitären Würden aufzusteigen. Namentlich die zur Zunft der Schmiede gehörenden Scherer erwarben sich in schrittweiser Abgrenzung gegen die fahrenden Quacksalber und Knochenschlosser die Reputation seriöser Mediziner und erlangten das Monopol auf medizinisch-chirurgische Behandlung.⁵⁵⁶

Es erscheint als hübscher Zufall, dass deren Zusammenschluss zur akademischen Gesellschaft in Zürich in einem Haus erfolgte, das den Namen «Schwarzer Garten» trug.⁵⁵⁷ Denn so weit entfernt von den schwarzen Künsten der Zigeuner war die Medizin nicht. Eine Figur wie Paracelsus bildete ein Bindeglied, versuchte er doch, eine Brücke zu schlagen zwischen offizieller und irregulärer Medizin, zwischen den verschiedenen Ärzten auf den Jahrmärkten und denen der Universitäten. Zwischen der Volksmedizin und der Akademie.

In den Anfängen der modernen Psychiatrie hallen Magie und Volksmedizin nach. Frühe Psychiater wurden von Vertretern der offiziellen Medizin schlicht als Scharlatane angesehen, und sie verstanden sich selbst als eine Art Geistheiler: Franz Anton Mesmer, der Verkünder des ‚Lebensmagnetismus‘, Jean Martin Charcot, der Dompteur bei öffentlichen Hysterievorfürungen, und Ambroise Liébault, der Meister der hypnotischen Gesundwerdung.⁵⁵⁸

Eine Hypothese: Die Seelendoktoren der Jahrhundertwende – die veritablen Psychiater – wollten nichts mit der düsteren Vergangenheit der Ärztezunft zu tun haben, obwohl sie keine andere nachweisen konnten. Sie kämpften als jüngster Zweig der Medizin um akademische Anerkennung, und Fahrende erinnerten sie offenbar an ihre eigene Herkunft aus der Welt der Zaubersprüche und des Wasserbadgewerbes. Also mussten sie ihre gesellschaftliche Nützlichkeit beweisen, indem sie aufräumten mit den letzten Resten einer Medizin, die für sie unwissenschaftlich und von Aberglauben bestimmt war. Die Psychiater opferten ihre historische Zwillingshälfte, die Zigeuner. Ein Verhalten, das aus der Bibel schon von anderen Brüdern bekannt ist.

Mehr noch, sie trugen durch diese Ausgrenzung dazu bei, die Zigeuner endgültig als selbstbewusste Volksgruppe in der Schweiz zu konstituieren. Die Jenischen und Fahrenden, die zur traditionellen Bevölkerung der Schweiz gehörten – auch wenn sie sich durch Mobilität und Sprechweise darin abhoben –, wurden sich dank den polizeilich-psychiatrischen Ausgrenzungen ihrer Besonderheit erst richtig bewusst. Wenn die jenische Sprache sie kennzeichnen sollte – gut so: dann waren sie eben «Jenische». Wenn man sie Vaganten schalt – sei es: so waren sie eben Fahrende. Wenn man sie schliesslich mit den übrigen Zigeunern zusammenwarf – also denn. So wurden sie Zigeuner. Opfer der Psychiatrie und durch diese zum Bewusstsein einer Identität gezwungen.

Kellnerin mit Stöckelschuhen

Erika Buser war in der Sprache des Amtsvormundes «ein ziemlich schutzbedürftiges Mädchen». Sie könnte eine Jenische gewesen sein, denn der Amtsvormund versuchte «zu vermeiden, dass sie beliebig und ihren Launen entsprechend von einem Ort zum anderen im Lande herumziehen kann».⁵⁵⁹

Sicher war die Dreiundzwanzigjährige für beamtete Hüter der gesellschaftlichen Ordnung eine herausfordernde Erscheinung: «Mit ihrem Eintritt in das Büro verbreitet sich ein feiner Duft von Parfum, und sie selbst stolziert auf hohen Stöckelschuhen, mit fleischfarbenen Strümpfen und auch sonst fein angetan, herein.»

Wenn man mit ihr hingegen ins Gespräch komme, zeige sich «eine unglaubliche Geistesöde und Gefühlsblöde», wie der Amtsvormund notierte. Von der Fabrikarbeit war sie weggelaufen. «Sie habe eben mehr Lohn haben wollen» (Amtsvormund). Zudem «habe sie einen starken Zug nach ‚fort‘ in sich verspürt.» Wohin und warum, wisse sie nicht. «Sie könne es nie lange an einem Ort aushalten.»

«Mit sechzehn Jahren hat sie sich zum ersten Mal prostituiert, wie sie angibt aus Not.» (Amtsvormund)

«In religiöser Hinsicht ist sie absolut gleichgültig und meint allen Ernstes: Es sei noch lange Zeit genug, mit dem Herrgott ins Reine zu kommen.» (Amtsvormund)

«Zum Schluss verabschiedet sie sich noch mit dem Ausspruch, es sei ihr vollständig wurst, was man mit ihr mache, wenn sie nur bald wisse, was.»

Einige Monate zuvor war Erika Buser wegen verbotenen Besitz von Kokain zu einer Busse von 30 Franken verurteilt worden. «Seit längerer Zeit verkehrt sie in Kokainistenkreisen und nimmt auch erhebliche Quanten Kokain ein.»

Der Amtsvormund schloss seine Aufzeichnungen mit den Worten: «Diese Tatsachenreihe erfüllt den Begriff des lasterhaften Lebenswandels. Erika Buser hat bewiesen, dass sie nicht gewillt ist, sich der Gesellschaft anzupassen und auf sittlich einwandfreie Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen.»

Der Bezirksrat folgte dieser Beurteilung: «Erika Buser ist eine notorische Dirne und Kokainistin.» Beschluss: Sie wird «gemäss Art. 370 ZGB wegen lasterhaften Lebenswandels entmündigt.»

Als das Mündel sich dann noch anheischig machte zu heiraten, war es genug.

Nicht nur war der Auserwählte «aller Wahrscheinlichkeit nach auch kein besonders wertvoller Mensch» (Amtsvormund). «Aber abgesehen davon, scheint mir die ganze Art des Mädchens die denkbar geringste Gewähr für eine gute Erbqualität der Kinder und für eine richtige Erziehung derselben zu geben.» Der Vormund beantragte, sie in ihre Heimatgemeinde zurückzuspeditieren.

Der Polizist, der dies ausführen musste, berichtete, «auf dem Wege zum Bahnhof hätten sie unglaublich viele Leute, auch flotte Herren gegrüsst, und beinahe jeder dritte Laufbursche hätte sie geduzt». Kommentar des Amtsvormundes: «Sehr bezeichnend!»⁵⁶⁰

Paragraf 370

Das Zivilgesetzbuch

/11s neues Instrument im Arztkoffer der Sozialhygiene diente das Zivilgesetzbuch. Es gab den psychiatrischen und fürsorgerischen Bestrebungen die gesetzliche Grundlage, deren sie bisher ermangelten, und sicherte eine «rationelle Behandlung des der Fürsorge Bedürftigen», wie eine Dissertandin seinerzeit formulierte.⁵⁰¹

Die gleiche Autorin – aus dem Schülerkreis des Gerichtsmediziners Zangger – betonte die staatstragende Bedeutung der Fürsorge: «Die Fürsorge ist einerseits eine Konsequenz des Mitleids von Mensch zu Mensch, andererseits als Staatsfunktion eine Schutzmassregel des Staates, der mehr oder weniger intensiv empfindet, dass die Vermehrung und Anhäufung Minderentwickelter und Minderbegüterter seine Existenz gefährdet.» Zur Veranschaulichung erwähnte sie martialisch: «Der Staat der Spartaner hat auch als erster in grossem Umfang sich gegen den Nachwuchs minderwertigen Menschenmaterials zur Wehr gesetzt, indem er die verkrüppelten Kinder umbrachte.»⁵⁶²

Das Zivilgesetzbuch wird von der Bundesversammlung 1907 verabschiedet, doch dauerte es noch einige Jahre, bis auch die entsprechenden Ausführungsbestimmungen erarbeitet sind. Die sozialpolitisch entscheidenden Regelungen betreffen Eheverbote, Bevormundung und Kinds Wegnahme:

Art. 97: Um eine Ehe eingehen zu können, müssen die Verlobten urteilsfähig sein. Geisteskranke sind in keinem Fall ehefähig.

Art. 284: Ist ein Kind in seinem leiblichen oder geistigen Wohl dauernd gefährdet oder ist es verwahrlost, so soll die Vormund-

schaftsbehörde es den Eltern wegnehmen und in angemessener Weise in einer Familie oder Anstalt unterbringen.

Art. 369: Unter Vormundschaft gehört jede mündige Person, die infolge von Geisteskrankheit oder Geistesschwäche ihre Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag, zu ihrem Schutz dauernd des Beistandes und der Fürsorge bedarf oder die Sicherheit anderer gefährdet.

Art. 370: Unter Vormundschaft gehört jede mündige Person, die durch Verschwendung, Trunksucht, lasterhaften Lebenswandel oder durch die Art und Weise ihrer Vermögensverwaltung sich oder ihre Familie der Gefahr eines Notstandes oder der Verarmung aussetzt, zu ihrem Schutze dauernd des Beistandes und der Fürsorge bedarf oder die Sicherheit anderer gefährdet.⁵⁰³

Die Entmündigung wegen Verschwendung, Trunksucht und lasterhaften Lebenswandels setzt nur gerade die Anhörung der Betroffenen voraus.⁵⁰⁴ Für die Entmündigung wegen Geisteskrankheit braucht es ein psychiatrisches Gutachten.⁵⁰⁵

Das klingt nicht unvernünftig. Das Problem ist nur, was unter Geisteskrankheit, Gefährdung des geistigen Wohls oder moralischem Defekt zu verstehen sei. Auf dieses Problem war schon der Entwurf für ein schweizerisches Irrengesetz gestossen. Wenn diese Begriffe extensiv ausgelegt wurden, mussten sie in der Praxis jede Willkür rechtfertigen. Die Zürcher Psychiatrie nutzte die Spielräume. «Der Begriff der Geisteskrankheit im Eherecht darf also nicht zu eng gefasst werden»,⁵⁶⁶ meinte Eugen Bleuler. Er hatte schon früher argumentiert, es gebe «latente Schizophrenien».⁵⁶⁷ Nun betonte er, ein Schizophrener sei auch nach scheinbarer Heilung nicht heiratsfähig, «denn gerade in der Beziehung, worauf es hier ankommt, im alltäglichen Verkehr mit dem Nächsten, machen sich die schizophrenen Eigentümlichkeiten latent Kranker am unangenehmsten bemerkbar.» Im Zivilgesetz erfasst seien «auch chronischer Alkoholismus, Morphinismus und selbstverständlich, obgleich sie nicht mehr ausdrücklich genannt ist, Geistesschwäche (Imbezillität und Debilität), sobald sie das Verständnis für die Aufgaben und die Pflichten

der Ehe erheblich vermindert». Bleuler unterstrich, dass auch die diffuseste aller damals diagnostizierten Geisteskrankheiten, die «blosse moralische Idiotie», unter die neuen Bestimmungen falle.⁵⁶⁸

Alle durften sie nicht mehr heiraten: Weder ein Dichter Jarry noch ein Morphinist Glauser, weder eine vergeblich ermahnte uneheliche Mutter noch ein Schnapsler, weder ein Fahrender noch eine Hausfrau, die mit dem kargen Fürsorgegeld nicht zurande kam. Man hatte sogar beantragt, «hereditäre» – erbliche – Belastung als Ehehindernis in das Gesetz aufzunehmen, was aber angesichts der wissenschaftlichen Unklarheiten in dieser Materie abgelehnt wurde.



Richter

Bleuler selbst empfand dieses zivilgesetzliche Eheverbot als derart «scharfe Formulierung», dass er sich fragte, ob die Praxis ihm gerecht werden könne: «Währenddem die Gesetze sonst das Beste-

hende zu sanktionieren pflegen und oft hinter den Bedürfnissen herhinken, werden wir hier noch Schwierigkeiten haben, den Intentionen des Gesetzes in der Praxis zu folgen».⁵⁰⁹

Doch dies waren keine Ausnahmeparagraphen: «Der Geist, der sich im Eherecht ausdrückt, durchweht das ganze Gesetz», urteilte Bleuler. Dieser Geist war von «rassenhygienischen» Absichten geprägt. Bleuler lobte denn auch das neue ZGB über den grünen Klee: «Inwieweit unsere sozialen, moralischen und intellektuellen Fähigkeiten dem Gesetze gewachsen sein werden, möchte ich noch nicht abschätzen; ... aber das Ziel ist grosser Anstrengungen wert, das Ziel der Regulierung des inneren Lebens und der Erziehung zu einem vom Gefühl der Zusammengehörigkeit durchdrungenen Volke.»⁵⁷⁰

Und dieses Volk schien das Gesetz zu befürworten.

Das Zivilgesetzbuch war von der Bundesversammlung verabschiedet worden, ohne dass ihm Opposition erwuchs; keine Seite hatte den Versuch unternommen, das Referendum zu ergreifen. Daraus lässt sich eine Legitimation für die Tätigkeit der Irrenärzte und Fürsorgebehörden ablesen. Daraus lässt sich auch umgekehrt schliessen, dass der ideelle Einfluss dieser modernen Zweige von Wissenschaft und Staat auf die Bevölkerung entmündigend war. Andere Stimmen, die es unter den Fachleuten durchaus gab, waren in der Öffentlichkeit erfolgreich zum Schweigen gebracht worden. Der Chor der Irrenärzte duldete keine Disharmonien.

In gewisser Weise war das Zivilgesetzbuch für die Irrenärzte ein tauglicher Ersatz für jenes andere Werk, das sie einst angestrebt hatten: das Irrengesetz. Zwar definierte es nicht, wer als geisteskrank zu betrachten war, doch erlaubte es, sie alle institutionell zu erfassen.

Der Artikel 370 sollte zum Schlüsselparagrafen werden – er öffnete der Willkür Tür und Tor. Von ihm war nahezu jedermann wegen Unzucht oder liederlichen Lebenswandels bedroht.

Ein Standardprotokoll des Waisenamtes nach Inkrafttreten des ZGB lautete wie folgt: «Frau Katharina Hauser, deren Tochter Esther unter staatliche Vormundschaft gestellt wurde, ist auf heute vor

Waisenamt geladen worden, um ihr wegen ihres unsittlichen Lebenswandels eine ernsthafte Verwarnung zu erteilen; sie bestreitet indessen entschieden, jemals mit Herren verkehrt zu haben. Sie gibt einzig zu, über die Fastnacht mehrere Maskeraden mitgemacht zu haben, ohne dass dabei etwas Unschickliches unterlaufen sei. Der Frau Hauser wurde vom Vorsitzenden die Bevormundung angedroht für den Fall, als neue Klagen über sie eingehen sollten.»⁵⁷¹

Der Paragraf bedrohte auch die Männer. «Franz Müller sei immer ein schwer erziehbarer Mensch gewesen», wusste das Waisenamt auf Grund der Berichte des Vormundes. Er verübte Diebstähle, geriet in Strafuntersuchung und musste schliesslich wegen einer Geschlechtskrankheit behandelt werden. Zweimal schickte man ihn ins Burgölzli zur Untersuchung. Direktor Bleuler hatte eine klare Meinung: «Nach unserer Beobachtung handelt es sich um einen in der Anlage schwachen Menschen, und zwar ist er intellektuell ungenügend entwickelt, d. h. leicht schwachsinnig, nebenbei aber auch moralisch minderwertig. Der letztere Defekt ist der wesentliche. Achtungsvoll die Direktion.» Das Tagblatt veröffentlichte kurz darauf den Beschluss des Waisenamtes: «Im Sinne von Art. 370 ZGB entmündigt.»⁵⁷²



Ausbruch aus der Anstalt –
Aus der Boulevardzeitung «Die Wahrheit»

Die streitbare Dirne

Eva Hübscher führte, so das Waisenamt, «ein Dirnen- und Vagantenleben». Ihr Leumund war durch mehr als ein Dutzend gerichtlicher Bestrafungen beschmutzt. So wurde sie nach bekanntem Muster entmündigt. Paragraf 370 ZGB.

Das Leben der Behörden war mit dem Zivilgesetzbuch wesentlich leichter geworden. Eigentlich wollte man Frau Hübscher zuerst aufgrund des kantonalen Strafgesetzbuches versorgen,⁵⁷³ doch war dies nicht möglich, weil dazu ein frischer Nachweis der Anlockung zur Unzucht an öffentlichen Orten hätte geliefert werden müssen, der aber nicht beigebracht werden konnte. So griff man zum weit gefassten Paragrafen 370, der sich als Keule gegen alles eignete.

Ihr Mann wurde gleich mit entmündigt, ging doch aus den Akten hervor, dass er «nichts oder nur sehr wenig arbeitet, dafür stets in den bekanntesten Spelunken des Niederdorfs sich herumtreibt und tatsächlich den unmoralischen Lebenswandel seiner Frau zu seinem Vorteil ausnützt.»

Möglicherweise verdiente Frau Hübscher den Lebensunterhalt wirklich durch Prostitution: Im Verlauf von sechs Jahren war sie in Deutschland wegen gewerbmässiger Unzucht und Diebstahls dreizehnmal polizeilich und gerichtlich bestraft worden, von einem Tag Haft bis zu neun Monaten Arbeitshaus. In Bern war sie wegen Strichganges wiederholt polizeilich eingebracht und abgeschoben worden. In Zürich wurde ihr die Niederlassung entzogen. Sie umging die Wegweisung durch Heirat mit einem Stadtbürger, wodurch sie das Bürgerrecht erwarb. Die Polizei beobachtete sie weiter: Frau Hübscher «treibt sich in den Animierkneipen des Niederdorfs herum und gibt da, so wie auch auf den Strassen, durch ihr liederliches Verhalten Anlass zu Ärgernis.»

Die 43jährige Bayerin muss eine kämpferische Dame gewesen sein. Und das Waisenamt hätte wissen können, dass sie sich mit Händen und Füßen gegen dessen Verdikt wehren würde. Die Frau erhob Einspruch gegen den Entmündigungsbeschluss. Im Gegensatz zu ihrem Mann übrigens. So musste der Entmündigungsprozess durchgeführt werden, den das Waisenamt im Allgemeinen zu vermeiden versuchte.

Das Amt liess beim Polizeiinspektorat neue Erkundigungen «über den Lebenswandel der Frau Hübscher einziehen» und bat, «sich speziell darüber zu verwissern, ob Frau Hübscher wiederum als Dirne ihren Unterhalt verdient.»

Eva Hübscher liess sich durch einen Anwalt vertreten. Doch die erste Appellationskammer des Obergerichtes bestätigte den Entmündigungsbeschluss. Da noch kein Jahr seit Inkrafttreten des neuen Zivilgesetzbuches verstrichen war, dürften die Behörden das Verfahren als eine Art Musterprozess in Sachen Prostituiertenbekämpfung mit Paragraf 370 verstanden haben.

Eva Hübscher wurde trotz ihrer Widerstände versorgt, sie kam in die Heil- und Pflgeanstalt Rheinau, gab aber den Kampf nicht auf Sie entwich aus der Rheinau, hielt sich eine Zeitlang in Deutschland auf und kehrte dann nach Zürich zurück. Nun wollte sie auch der Vormundschaft ledig werden. Denn sie hatte sich mittlerweile scheiden lassen und wünschte wieder zu heiraten.

Doch die Fürsorgebehörden gaben die Beute nicht so leicht frei. Der Vormund wies darauf hin, dass Frau Hübscher «als leicht imbezill» zu betrachten sei. «Sie zeigt noch heute die in ihrem früheren Gewerbe (Prostitution) eigene psychische Orientierung.» Sie pflegte den Mund nicht zu halten.

Doch drei Jahre lang bewegte sich Eva Hübscher in Freiheit, ohne dass Negatives von ihr bekannt geworden wäre. Da endlich beantragte der Vormund, sie aus der Vormundschaft zu entlassen.

1918 meldete das Amtsblatt ihre Trauung mit einem neuen Ehemann.

Ihr geschiedener Mann beging neue Diebstähle und wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Er endete, wie die Einträge der folgenden Jahre zeigen, als Berufsverbrecher.⁵⁷⁴

Toleriert

Sieg der Dirnen

/xn den Dirnen bissen sich die Sozialhygieniker die Zähne aus. Immer wieder stiessen sie auf den Widerstand der Frauen, die von Berufs wegen auf die Strassen gingen. Diese wussten den Zwiespalt auszunützen zwischen den Sittlichkeitsvereinen, die gegen jede Prostitution kämpften, und den andern, die sie nur staatlich reglementieren wollten.

So erheben fünf Frauen durch ihren Rechtsanwalt – derselbe, der auch Frau Hübscher verteidigt hat – Einspruch beim Stadtrat, weil sie wegen Anlockung zur Unzucht gemäss Strafgesetzbuch gebüsst worden sind. Sie haben ihre Dienste in den damals beliebten «Zigarrenläden» angeboten, deren Glimmstengel offenbar für die Männerwelt verschiedenartige Genüsse symbolisieren.

Die rekurrierenden Frauen bestreiten nicht, dass sie sich in den Zigarrenläden gewerbsmässig prostituiert haben. Sie argumentieren nur, dass diese Läden «kein öffentlicher Ort» sind und dass das kantonale Strafgesetz bloss die Prostitution «an öffentlichen Orten» verbietet. Der Stadtrat lehnt den Rekurs ab.⁵⁷⁵

Nun soll das Zivilgesetzbuch eine Handhabe gegen die Prostitution geben. Man versucht, die Dirnen zu bevormunden und in Irrenanstalten zu stecken, bis selbst die Anstaltsleitungen sich gegen die unerwünschten Zuweisungen wehren.⁵⁷⁶

* «Frauenspersonen, welche sich an öffentlichen Orten zur Unzucht anbieten oder dazu anlocken, werden durch Entscheid der Gemeindepolizeibehörde mit Haft bis zu acht Tagen bestraft.» Strafgesetz Kanton Zürich, Paragraf 180, Absatz i.

Die Sittenhüter kommen nicht durch. Im Hin und Her gewinnt die «Reglementierung» – die polizeilich und medizinisch kontrollierte Duldung – gegenüber der «Abolution» – der vollständigen Unterdrückung der Prostitution.⁵⁷⁷ Die Prostituierten sind schlicht zu stark, um sich verbieten zu lassen. Oder die Nachfrage nach ihren Dienstleistungen ist zu breit, als dass auf diese Branche verzichtet werden kann.

1921 werden in Zürich drei «Desinfektionsanstalten» eingerichtet, die Geschlechtskranke behandeln. Die Zeit der Grenzbesetzung hat zum Stimmungsumschwung beigetragen, sieht sich doch die Armeeführung gezwungen, das Problem der Geschlechtskrankheiten offiziell zur Kenntnis zu nehmen und Einrichtungen zur Beratung und Heilung zu empfehlen.⁵⁷⁸

Doch damit ist das Kapitel nicht abgeschlossen.



Tänzerin

Kann auch die gewerbsmässig angebotene Sexualität nicht mehr verfolgt werden, so richtet sich die sittliche Empörung um so erbitterter gegen die private Unmoral. Die des unmoralischen Privatlebens bezichtigten Frauen sind ohnehin schutzloser als die Prostituierten. Sie besitzen keine Macht, weder eigenes Einkommen, noch Zuhälter oder den Kontakt zu Berufskolleginnen.

Schlimmer: Sie dienen im Gegensatz zu den Prostituierten nicht einem gesellschaftlichen Bedürfnis. Sie betreiben Sex für sich selbst, aus Lust, aus Not, aus Bedarf, als Spiel. Das richtet sich sowohl gegen die auf öffentliche Disziplin gegründete Gesellschaft wie gegen die Anspruchsmacht der Männer. Von nun an gelten den Sittlichkeitsvereinen und Moralaposteln diese Frauen als die besonders Unverschämten.

Die feminine «Unmoral» wird aufgespalten – in die dienenden Dirnen und die wildernden Weiber.

Die glückliche Kindsmutter

Mit 24 Jahren hatte das Dienstmädchen Helene Raggenbass das erste uneheliche Kind geboren, den Werner. Drei Jahre später folgte diesem eine ebenfalls uneheliche Tochter. Das Waisenamt nahm Kenntnis vom Geschehen: «Aus einem Bericht der Amtsvormundschaft geht hervor, dass Helene Raggenbass eine äusserst willensschwache Person ist, die einen ausschweifenden Geschlechtsverkehr unterhält. Ist es nicht mit diesem, so ist es mit jenem Manne. Sie hat auch schon zweimal unehelich geboren, und es sollten deshalb behördlicherseits geeignete Vorkehren zu ihrem Schutze getroffen werden.»

«Dem Bezirksrat wird beantragt» – Helene Raggenbass zu entmündigen. Die übliche Geschichte, wäre da nicht eine amtliche Drohung: «Der Mündelin wird Anstaltsversorgung und Sterilisation in Aussicht gestellt, wenn sie je wieder ausserehelich Männern zum Geschlechtsverkehr sich hingebet.» Unterzeichnet vom Sekretär des Waisenamtes der Stadt Zürich, Zwingli.

Unter dem Druck dieser Drohungen bestätigte Helene Raggenbass, dass sie freiwillig bereit sei, sich unter Vormundschaft zu stellen. Der Vater des unehelich geborenen Sohnes, ein Metzger, befand sich in deutschem Kriegsdienst. Das zweite Kind war jung verstorben.

Ein, zwei Jahre später trifft der Amtsvormund sein Mündel auf der Strasse. Erfreut sich, wie es prächtig gedeiht: «Sie hat jetzt Kunden zum Waschen und Putzen, verdiene aber nicht so viel, wie sie gemeint habe. Werner sieht frisch und munter aus, und K.M. (Kindsmutter, ww) freut sich herzlich, ihn jetzt bei sich haben zu können.»

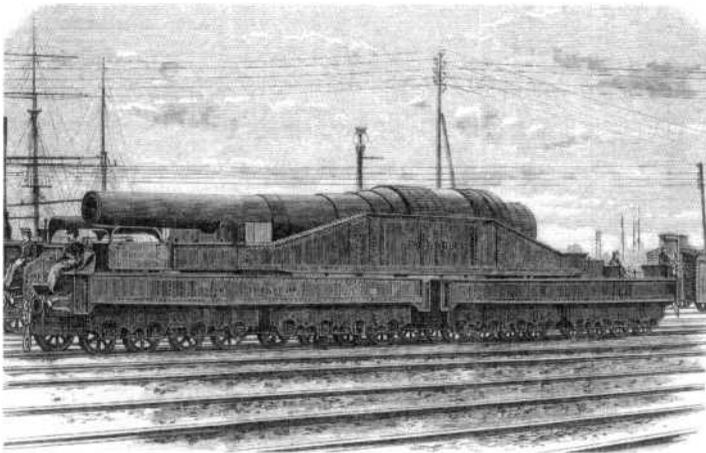
Auch im folgenden Jahr darf der Amtsvormund mit Befriedigung feststellen: «Das Betragen in sittlicher Hinsicht ist gut. Helene hängt mit rührender Liebe an ihrem ausserehelichen Knaben Werner.»

Die Drohung hat ihren Zweck erfüllt. Ein gefallener Engel ist zur fürsorglichen Mutter geworden.⁵⁷⁹

Dada

Von einer schizophrenen Zeit

Es war Krieg. Er machte die Leute verrückt. Nicht nur die Politiker. Auch die Unpolitischen. Erna Marcks war – gestützt auf ein Gutachten der Irrenheilanstalt Burghölzli – entmündigt worden; nun focht sie den Entscheid an: «Ihr krankhafter Zustand sei eine Folge des plötzlich ausbrechenden europäischen Krieges und der damit entstandenen Angst um ihr im Kriegsland angelegtes Vermögen gewesen.»⁵⁸⁰



Kruppsches Eisenbahngeschütz

Der Aufbruch der Dadaisten stellte eine Antwort auf den Irrsinn des Krieges dar. Doch sie hatten noch einen Funken Glauben. Das Cabaret, das sie in Zürich gründeten, benannten sie nach Voltaire,

dem aufklärerischen Heroen der Vernunft. Früher oder später mussten sich die Wege der Dadaisten und der Psychiater kreuzen. Sie taten es in der Gestalt des Patienten Friedrich Glauser.

In seinen Erinnerungen schildert der Dichter des «Wachtmeister Studer» eine Szene aus der grausig-schönen Dadazeit. Im «Cabaret Voltaire» wurde «Das Katzenklavier» gespielt: «Jede einzelne der sieben Personen hatte ihren Part zu lesen, der aus Mundgeräuschen bestand, in die dann plötzlich Worte hineinplatzten. Der Musik ging es nicht besser als der Sprache. Ein Komponist liess im rechten Winkel zum Klavier, das er bearbeitete, ein Harmonium stellen. Und während er auf dem Klavier heruntollte, liess er den rechten Unterarm auf allen erreichbaren Tasten des Harmoniums liegen und trat angestrengt mit dem Fusse den einen Blasbalg. Es war eine Erinnerung an das Katzenklavier Philipps II. von Spanien, das de Coster in seinem ‚Thyl Ulenspiegel‘ schildert.»⁵⁸¹

Glauser war Morphinist und geriet in die Fänge der Psychiatrie. In Genf stellte man ihm die Diagnose: «Dementia praecox und konstitutionelle Psychopathie. Complication: Morphomanie».⁵⁸² Er wechselte zwischen Anstalt und Freiheit hin und her. Auf abenteuerliche Weise gelangte er ins Burghölzli: Er hatte im Tessin einen Entzug versucht, brach von dort nach Zürich auf, wurde – angeblich irrtümlich – eines Velodiebstahls in Bellinzona beschuldigt, erlitt eine Nervenkrise, unternahm einen Selbstmordversuch, wurde per Bahn nach Luzern transportiert, spritzte sich dort Morphium, war dem Abersbeln nahe und gelangte über weitere Stationen ins Burghölzli, wo er psychiatrisch begutachtet wurde.⁵⁸³

Der gemeint hatte, mit Dada der Vernunft den Weg zu trommeln, sah sich der Vernunft als Internierungsmacht gegenüber.

Glauser hat als Kind solcher Zeiten den Unterschied zwischen gesund und krank, zwischen Verbrechen und Normalen nie begriffen: «Wir brauchen nicht einmal die Psychoanalyse zu mobilisieren, um

ehrllich sagen zu dürfen, dass wir alle, mehr oder weniger, Verbrecher sind. In unseren Träumen, in unseren Phantasien. Um daneben bescheiden zuzugeben, wir wüssten nicht, warum es uns gelungen ist, die, sagen wir einfach, Hemmungen aufzubringen, um ehrlich zu bleiben.»⁵⁸⁴

Die einen kamen in die Anstalt, die anderen nicht.

Glauser fand, die Fremdenlegion sei, abgesehen von der militärischen Prinzipienfrage, einem Aufenthalt in einem Schweizer Irrenhaus oder einer Korrekptionsanstalt «hundertmal vorzuziehen».⁵⁸⁵

Ein Jahrzehnt später, wieder in einer Anstalt, diesmal in Münsingen, verfasst er ein Gedicht über das Leben in der Irrenheilanstalt:

*Manchmal da sitzt man da mit leeren Händen
Dann sind die Bäume tot und ihre Blätter schwarz
Die Stunden tropfen langsam ab, wie Harz
Dann möchte man sein Herz zum Schneider schicken um's zu wenden.*

*Ständig vergisst die Sonne ihren Kreis zu enden
Man ruft die Nacht, und ist die Nacht dann da
Glotzen die Sterne, die bisweilen man doch tröstlich sah
Mit bösen Augen, so, als ob auch sie nicht Frieden fänden.*

*Natürlich ist dann Neumond, und die Seelen alter Leute
Die freundlich waren, riechen ranzig und nach Tran
Und wie ein alter Teppich, staubig und erstickend ist das Heute.*

*Hat man noch Sehnsucht? Ja, vielleicht nach einem Kahn
Der müsste dann durch schwarzes Wasser ziehn ins Nachtgeläute
Zum Wächter der Schwelle hin, zum stummen, bunten Mann.⁵⁸⁶*

Die Unschweizerischen

Wenn ein gefallener Engel zur fürsorglichen Mutter wurde, konnten die Behörden zärtlich werden. Wenn er aber weiter auf der Schattenseite der Welt flattern wollte, griffen sie zur Fliegenklatsche.

Es gab ein ganzes Arsenal fürsorglicher Gewalt; sie steigerte sich von der Drohung bis zur Körperverletzung.

Die Geschwister Pfister waren schlecht geartet. Als ihr Vater starb, war den Kindern ein Vormund beigelegt worden.

«Ich habe nicht gewusst, dass Du ein derartig leichtsinniges Mädchen bist, wie ich es jetzt zu meinem grossen Bedauern erfahren muss», schrieb ein besorgter Vormund an Irene Pfister. Der Grund seines Entsetzens: «Ein Mädchen, das mit einem Burschen zusammenschläft, das von einem erlaubten Ausgang (Bundesfeier) nicht rechtzeitig zurückkehrt, sondern sich ebenfalls wieder mit Burschen zusammen tut, das gehört versorgt.» Denn eine solche Person war jedenfalls keine Patriotin.

Wegen ihres Betragens und kleiner Diebereien war die unmündige Irene ins Burghölzli gekommen, wo sie sich ebenfalls schlecht verhielt: «Das Verhältnis zwischen Irene Pfister und der Wärterin war in der Anstalt ein durchaus ungehöriges», schrieb Eugen Bleuler.

Zuerst ein lesbisches Verhältnis mit einer Wärterin, dann der Absturz an einer Bundesfeier! «Jetzt schon kann ich Dir sagen, dass das Dein Untergang bedeutet», weissagte der Vormund.

Immer wieder zeigte er sich enttäuscht von seiner Mündelin: «Ich habe gewiss keine Freude daran, wenn ich für Dich wieder ein Heim suchen muss. Warum handelst Du mir gegenüber so, dass Du Dir sagen musst, der Vormund wird unzufrieden mit mir sein müssen? Glaubst Du, der liebe Gott sei zufrieden mit Dir? Ich meine es herzlich gut mit Dir, wenn Du schon immer eine andere Meinung hast.»

Irenes Schwester Aloisia erlebte ähnliche Schwierigkeiten mit Fürsorgeverantwortlichen. Ein Hausvater in einem Mädchenheim, in das sie eingewiesen worden war, zeigte sich ebenfalls am Rande seiner erzieherischen Möglichkeiten. Sie hatte ihn beschuldigt, einer Heiminsassin die Monatsbinde gewechselt zu haben, weshalb Aloisia erst einmal von der Konfirmation ausgeschlossen wurde. «Mit der Entwicklung zur Geschlechtsreife trat nun je länger je mehr die Tatsache hervor, dass diese Unsauberkeit tiefer liegt und ihr ganzes Wesen beherrscht», schrieb der ernervte Heimvater.

Der Psychiater Tramer, der mit seiner Vagantenuntersuchung brilliert hatte, nahm sich im Auftrag der Amtsvormundschaft des Mädchens Aloisia an. Er diagnostizierte «Nymphomane Erregungszustände», die er mit Sedrobrotabletten (»täglich imal abends») zu bekämpfen suchte.

Gleichzeitig legte er ihr nahe, sich doch sterilisieren zu lassen. Er meinte: «Aloisia ist nicht so hochgradig schwachsinnig, dass sie als geisteskrank erklärt werden müsste. Dagegen sollte sie sterilisiert werden.»

Das Mädchen zögerte und antwortete: «Ich bin zur Sterilisation bereit, sofern auch Jürg Blaser einverstanden.» Das war ein Bauernknecht und ihr Geliebter, der ihr die Heirat versprochen hatte. Doch zog er nun auf Anraten der Ärzte seine Einwilligung zur Heirat zurück.

Offenbar entfiel damit auch der Anlass zur Sterilisierung. Jedenfalls ist in den späteren Aktenstücken nicht mehr davon die Rede.

Da war noch Bruder Heinz. Nicht besser geraten als die Schwestern. Die Behörden empfahlen ihm die Auswanderung. Der Amtsvormund organisierte den Kontakt zur Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation, damit Heinz nach Kanada verreise. Er wird wohl in Kanada der bessere Patriot geworden sein, als er es in der Schweiz war.⁵⁸⁷

Gefährliche Eierstöcke

Sterilisierung und Kastration

Ich gestehe hier ganz offen, dass ich an einem psychisch kranken Scheusal, das in meiner Anstalt sich befand und wegen Schmerzen im Samenstrang die Kastration selbst verlangte, diese Operation vornehmen Hess (...). Ich Hess auch ein hysterisches vierzehnjähriges Mädchen kastrieren, deren Mutter und Grossmutter Kuppelrinnen und Dirnen waren und die sich bereits aus Vergnügen jedem Knaben auf der Strasse hingab».⁵⁸⁸

Forel war auch in den Fragen von Sterilisation und Kastration ein Pionier.

Die ersten Unfruchtbarmachungen aus eugenischen Gründen in der Schweiz soll er im Jahr 1892 vorgenommen haben, will man der wissenschaftlichen Literatur glauben. Wie es zu dieser Datierung kommt, ist unklar. Die genaue Quelle scheint niemand mehr zu kennen: Rufer zitiert Dörner, Dörner zitiert Schulte, Schulte macht keinen Vermerk.⁵⁸⁹ So sprudeln die Quellen der Wissenschaft.

Möglicherweise fanden Unfruchtbarmachungen schon vor 1892 statt: «Ohne die Werke Galtons zu kennen, hatte ich bereits (1885

* Die früheste Quelle für diese Jahreszahl ist offenbar der Aufsatz von Stavros Zurukzoglu, «Die Probleme der Eugenik unter besonderer Berücksichtigung der Verhütung erbkranken Nachwuchses», in: Verhütung erbkranken Nachwuchses (Hrsg. St. Zurukzoglu), Basel 1938, S. 7-57. Der Privatdozent für Hygiene und Bakteriologie an der Universität Bern schreibt darin schon 1938, ebenfalls ohne Nachweis: «Für den Gedanken der Sterilisation trat in der Schweiz schon vor etwa 50 Jahren August Forel ein. 1886 hat er aus mehr individuell-medizinischen Gründen die Kastration einer schwer psychopathischen Frau zur Ausschaltung sexuell bedingter hysterischer Erregungszustände vorgeschlagen, und 1892 liess er eine Kastration zur Verhinderung der Vererbung einer Geisteskrankheit ausführen.» (S. 47).

und später) eine wenigstens negative künstliche Zuchtwahl empfohlen und sogar, in einigen Fällen, unter medizinischen Vorwänden, in Wirklichkeit aber, um scheussliche Entartete an ihrer Vermehrung zu hindern, angewendet», schreibt Forel in seinem «Kulturprogramm» für die Vereinigung aller Staaten der Erde 1914.⁵⁹⁰ Eine «negative künstliche Zuchtwahl» ist eine Aufzucht durch Ausmerzungen.

Forel rühmt sich, gleichzeitig wie Francis Galton, der als Begründer der Eugenik gilt, dieselben Ideen entwickelt und in die Praxis umgesetzt zu haben. Mehr noch, er gesteht gerne ein, «unter medizinischen Vorwänden» eugenische Massnahmen angewandt zu haben. Es war ein erklärter Missbrauch der Medizin und ein Verstoß gegen den Eid des Hippokrates, der versprach, seine Künste nur «zum Nutzen der Kranken einzusetzen, Schädigung und Unrecht aber auszuschliessen».⁵⁹¹

Treuherzig erläutert Forel: «Damals war es Mode, Hysterische therapeutisch zu kastrieren, und ich nahm diese Mode als Vorwand für mein Vorgehen, das in Wirklichkeit nur einen sozialen Zweck hatte.»⁵⁹² Der «soziale Zweck» ist die Ausmerzungen Minderwertiger. Das dürfte Mitte der achtziger Jahre gewesen sein.⁵⁹³

Später propagiert Forel Unfruchtbarmachungen immer offener: «Heute findet keine natürliche Zuchtwahl mehr statt durch Kampf und Ausrottung unter den Menschen zum Siege der Besten. Daher ist es unabweislich, dass wir eine künstliche Zuchtwahl auf Grund der gewonnenen Einsichten anwenden müssen. Die künstliche Sterilisierung wird die Minderwertigen vermindern.»⁵⁹⁴

Forel weiter: «Es unterliegt für mich keinem Zweifel, dass man dazu kommen sollte, zur Kastration, die sich ja schmerzlos und ohne direkte Gefahr beim Manne wie beim Weibe ausführen lässt, ... in den schlimmsten Fällen Zuflucht zu nehmen.»⁵⁹⁵ Und: «Nach meiner Ansicht sind solche Operationen bei allen Individuen angezeigt, deren psychopathologischer Zustand in diesem Gebiet derart ist, dass sie ganz unfähig sind, ihren bezüglichen Impulsen zu widerstehen

oder die Ermahnungen der Vernunft zu begreifen, denn so wird man ihnen oft ihre Freiheit lassen können, die sonst z. B. durch Internierung in geschlossenen Anstalten beschränkt werden müsste, was für sie tatsächlich viel schlimmer ist.»⁵⁹⁶

Kastration und Sterilisation wurden fast unterschiedslos als Mittel der Sozialpolitik empfohlen, obwohl sie als Operation und in ihren Auswirkungen sehr unterschiedlich sind. Die Sterilisation «stört den Sexualverkehr absolut nicht, so dass sie bei allen möglichen schweren Krankheiten und Verbrechen, wo eine definitive Sterilisierung angezeigt ist, sich ungemein empfiehlt.»⁵⁹⁷ «Man kann bei Männern das Vas deferens (den Samengang) durch eine sehr einfache Prozedur unterbinden oder in der Weise auseinanderziehen, dass eine Befruchtung für immer verunmöglicht wird, ohne dass deshalb Beischlaf und Sexualgefühl irgendwie gestört werden. Das gleiche kann bei Frauen durch Unterbinden oder Auseinanderziehen der Muttertrompeten geschehen.»⁵⁹⁸ Ganz anders dagegen die Kastration: «Man nennt Kastration die Entfernung der Geschlechtsdrüsen und Eunuchen oder Kastraten die Personen, welche diese Operation durchgemacht haben.»⁵⁹⁹ Bei Kastrationen von Frauen wurden einseitig oder beidseitig die Eierstöcke entfernt; der Ausdruck Kastration wird heute für diese Operation nicht mehr verwendet.

In seinem Lehrbuch verkündete Bleuler: «Bei Neigung zu sexuellen Exzessen kann man durch Sterilisation oder Kastration die dauernde Internierung umgehen. Doch richte man sich mit diesem Rat nach den Anschauungen des Milieus und beachte die gesetzlichen Formen»⁶⁰⁰ – worunter theoretisch die Einwilligung der Beteiligten verstanden wurde.

Nach dem heutigen Strafrecht (Artikel 122) gelten Sterilisation und Kastration gegen den Willen Betroffener als Körperverletzung. Und die derzeitigen ethisch-medizinischen Richtlinien der Schweizerischen Akademie der medizinischen Wissenschaften bestimmen: «Vermag ein geistig Behinderter die Tragweite des Eingriffs zu be-

urteilen, so kann er allein darüber entscheiden, ob der Eingriff ausgeführt werden soll (...). Bei Urteilsunfähigkeit ist der Eingriff unzulässig, weil es sich um ein höchst persönliches Recht handelt, welches nicht durch einen gesetzlichen Vertreter ausgeübt werden kann.»⁶⁰¹

Die Ärzte kümmerten sich damals kaum um die Fragen der Persönlichkeitsrechte. Die erforderliche Einwilligung der Beteiligten liess sich notfalls mit etwas Druck erhalten. «Wir können armen Psychopathen und erblich Belasteten, dummen und schlechten Menschen, sogar Krüppeln, eine kinderlose Ehe gestatten, indem wir von ihnen nur verlangen, dass sie auf die eine oder die andere der angegebenen Arten für die Sterilität ihres sexuellen Verkehrs sorgen. Besonders mit einer operativen Tubendislokation kann in solchen Fällen definitiv geholfen werden.»⁶⁰² Gedroht wurde mit Eheverbot.

Auch härterer Widerstand konnte gebrochen werden: «Bei schlimmeren Fällen, wenn der Arzt die Überzeugung gewinnt, dass der Kranke sich entweder nicht halten kann oder nicht halten will oder gar bereits Ausschreitungen, vielleicht sogar Verbrechen vorgekommen sind, wird er (der Arzt, ww) am besten tun, folgendermassen zu verfahren. Er erklärt dem Kranken, er könne die Mitverantwortung einer derartigen Sachlage nicht übernehmen und fordere von ihm, sich sofort in eine Irrenanstalt aufnehmen zu lassen, ansonst er gezwungen wäre, ihn gerichtlich anzuzeigen. Die Gesellschaft sei von ihm in einer Weise gefährdet, die die Grenze des Zulässigen überschreite. Wenn aber der Kranke sich einer rationellen Behandlung und Sicherstellung unterziehe, wolle er dafür sorgen, dass die Sache keine weiteren gerichtlichen Folgen habe. Man kann je nach den Fällen schärfer oder weniger scharf vorgehen.»⁶⁰³

Falls alles nichts nutzte, wurde die sofortige Anstaltsversorgung in Aussicht gestellt. Das ist das ABC psychiatrischer Erpressung.

Cecilia Weber

Auf Grund der Vorschriften zur Archivbenützung von Stadt und Kanton Zürich muss ihr richtiger Name verschwiegen werden. Dabei wäre schon die Namensnennung eine Art Rehabilitation. Denn die Frau wurde Opfer von Fürsorge und Psychiatrie. Soll sie auch noch dem Vergessen anheimfallen? Dass sie nicht namentlich erwähnt werden darf wird mit dem Schutz der Angehörigen und Nachkommen begründet. Sie war kinderlos und wurde kastriert. Hier sei ihr der Name Cecilia Weber gegeben.

Dass Cecilia Weber 1911 kastriert wurde, war «in erster Linie eine dringliche soziale Forderung, denn die ganze Familie ist eine höchst minderwertige», so der Burghölzliarzt Emil Oberholzer in seiner Abhandlung über «Kastration und Sterilisation von Geisteskranken in der Schweiz».⁶⁰⁴ Es handelte sich um einen der ersten Fälle in der Schweiz, bei denen die Operation erklärermassen aus sozialer Indikation ausgeführt wurde, ohne Vorschiebung medizinischer Gründe. Trotz der Anonymisierung in der Dissertation Oberholzers liess sich unter den vielen Laufmetern Vormundschaftsakten im Stadtarchiv die Akte der Cecilia Weber finden.⁶⁰⁵

Die Achtzehnjährige galt den Behörden als «schwachsinnig und mannssüchtig». Die Patientin war «von Jugend auf intellektuell zurückgeblieben, eben noch fähig, in der Spezialklasse mitzukommen», schreibt Oberholzer. Im Rechnen und Aufsatz war sie am schlechtesten. «Nicht besser als ihr Intellekt ist ihr Charakter entwickelt.» Man habe nicht unterscheiden können, was «Unvermögen, Verstocktheit und Lügenhaftigkeit» war. Schlimmeres wird ihr nicht vorgeworfen.

Wenn nicht die Geschichte mit dem Lumpensammler gewesen wäre. Der Bezirksrat schreibt: «Cecilia war noch als Schulmädchen von dem Lumpensammler Müller während eineinhalb Jahren missbraucht worden.» Bei Oberholzer liest sich dies anders: «Die Patientin hatte schon vor dem 13. Jahre mit einem Lumpensammler M. anhaltend geschlechtlichen Verkehr getrieben und war seitdem ‚mannstoll‘.» Müller wurde 1907 «des wiederholten Missbrauchs des Mädchens» schuldig gesprochen und zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Bestraft wurde auch das Mädchen: Die mindeijährige Cecilia erhielt einen Amtsvormund zugeteilt und kam in die Anstalt «Zum Guten Hirten» in Altstätten. Oberholzer berichtet: «Nach den allerdings gefärbten Angaben der Mutter war

sie seit dem sexuellen Umgang mit M. ab und zu ‚verwirrt‘, störrischer und jähzorniger als früher, düster und mürrisch geworden, arbeitete nicht mehr und lief davon, wenn sie männliche Personen sah.» Sie sei auch in der Anstalt «faul, trotzig, störrisch, böswillig und lügenhaft» gewesen und wurde schliesslich «so unerträglich, dass man sie bisweilen von den anderen Insassen trennen musste.» Was tun? «Im Januar 1910 wurde sie als (unverbesserlich der Armenpflege wieder zugeführt und kam dann in eine Erziehungsanstalt für katholische Mädchen in Richterswil, wo sie Ende März entwich.»

Sie landete schliesslich im Burghölzli, obwohl der Vormund zögerte: «Wenn es auch fatal ist, ein so junges Mädchen im Irrenhaus unterbringen zu müssen, so bleibt eben im vorliegenden Fall doch kein anderer Ausweg offen.» Die Armenpflege hatte über das weitere Schicksal der jungen Frau zu befinden. Sie beriet ausführlich und kam zu folgendem Schluss: «Das Mädchen ist derart schwachsinnig, dass es im Sinne von Art. 28, Abs. 3 des Bundesgesetzes betreffend Civilstand und Ehe von der Eingehung einer Ehe ausgeschlossen werden muss. Diese Gesetzesbestimmung verfolgt offensichtlich den Zweck, die Gesellschaft vor einer zum Vorneherein degenerierten Nachkommenschaft zu bewahren.»

Die Armenpflege wollte es nicht bei dieser Überlegung bewenden lassen: «Wenn nun aber die eheliche Nachkommenschaft bei diesem Mädchen ausgeschlossen sein soll, so ist eine aussereheliche Nachkommenschaft, die in sozialer Beziehung noch weit mehr gefährdet ist, um so kräftiger zu unterdrücken.»

Sie folgerte, ohne von irgendeinem Gesetzgeber dazu gedrängt zu sein: «Bei dieser Auffassung hat nun die Armenpflege die bestimmte Pflicht, bei der Cecilia Weber entweder durch die dauernde Internierung in einer Anstalt oder durch die Kastrationsoperation die Fortpflanzungsfähigkeit entweder zu unterdrücken oder zu beseitigen.»

Da die Anstaltsversorgung Jahre dauern würde, suchte man nach einer anderen Lösung: «Diese Art der Versorgung bildet indes für das Mädchen eine derartige persönliche Beschränkung, dass es als vorteilhafter und humaner erscheint, durch eine Kastrationsoperation seine Zeugungsfähigkeit zu beseitigen und dadurch seine Bewegungsfreiheit so zu erweitern.» Mit anderen Worten: «Der Verlust der Zeugungsfähigkeit, die es nicht zu taxieren vermag, kommt dem Mädchen kaum zum Bewusstsein, während der Verlust der Bewegungsfreiheit für dasselbe ausserordentlich drückend ist.»

Also stellte die Armenpflege das Gesuch, die Kastration, eventuell die Sterilisation zu veranlassen, der Beschluss wurde mit 4 zu 2 Stimmen gefällt. Die Armenpflege stützte sich dabei auf ein Gutachten des Stadtarzthilfsleiters, dem sich ein Obergutachten von Professor Eugen Bleuler anschloss. Die Unfruchtbarmachung war das Geschenk, das die Behörden der Frau in Hinblick auf die absehbare Mündigkeit überreichen wollten. So würde sie, ohne die Umwelt zu gefährden, ins Erwachsenenleben entlassen werden können.

Der Vizepräsident der Armenpflege, Pfarrer Rudolf Finsler, leistete Widerstand und beantragte, die Kastration zu unterlassen. Zwar konnte er das Menschliche des Entscheids anerkennen, sinngemäss argumentierte er wie folgt: Vom Standpunkt allgemein menschlichen Fühlens aus lasse sich die Operation in Fällen wie dem vorliegenden sehr wohl rechtfertigen. Schaden bringe der Eingriff der betreffenden Person nach Ansicht kompetenter Fachleute nicht, dagegen bewahre er die Gesellschaft vor minderwertiger Nachkommenschaft und verhüte dadurch unter allen Umständen unendlich viel Elend. Indes hatte Finsler juristische Bedenken: Das Recht auf Integrität der Persönlichkeit komme jedem menschlichen Lebewesen zu, es sei höchst persönlich und unveräusserlich. Ausnahmen hievon seien in unseren Gesetzen nicht statuiert. Aus Art. 28 Abs. 3 des Bundesgesetzes betreffend Zivilstand und Ehe dürfe, auch wenn schwerwiegende öffentliche Interessen dafürsprächen, eine Berechtigung zur Unfruchtbarmachung derjenigen Personen, denen der Eheabschluss wegen mangelnder geistiger Gesundheit versagt sei, nicht abgeleitet werden.

Auch die Eltern der Cecilia sperrten sich, sie zeigten eine geradezu «renitente Haltung gegenüber den städtischen Behörden», wie der Amtsvormund unwirsch feststellte. Der Vater, von Beruf Maler, hatte sogar beim kantonalen Justizdirektor Haab vorgesprochen, was den Bezirksrat besonders in Rage brachte. Immerhin erfuhr dieser dabei, dass der Regierungsrat «kein grundsätzlicher Gegner der erwähnten Eingriffe» sei, «wo ein dringendes Bedürfnis hierfür nachgewiesen werden könne». Nur müsse alles rechtens zugehen, wozu in diesem Fall auch die Einwilligung des Vaters Weber gehöre.

So konnte die Sterilisation vorläufig nicht durchgeführt werden.

* Das «Bundesgesetz betreffend Feststellung und Beurkundung des Civilstandes und die Ehe» von 1875 legt in Artikel 28 die Ehehindernisse fest. «Die Eingehung der Ehe ist untersagt: (...) Absatz 3: Geisteskranken und Blödsinnigen».

Der Vater schrieb auch ans Burghölzli, wo Cecilia zur Abklärung interniert war: «Möchte Sie höflichst ersuchen um nähere Auskunft von unserem Kind Cecilia. Wie lange muss das arme Kind noch in der Irrenanstalt bleiben, und wir zu Hause könnten sie so notwendig brauchen?» Auch beklagte er sich, dass man die Tochter nicht besuchen dürfe: «Meine Frau wurde sogar abgewiesen letzten Sonntag in der Irrenanstalt; als eigene Mutter darf sie ihr eigenes Kind nicht mehr besuchen.» Er schloss mit den Worten: «Unser Kind ist nicht geisteskrank, habe mit Herr Pfarrer Vogt gesprochen, zudem noch bei andern höheren Persönlichkeiten, wir verlangen unser Kind wieder nach Hause.»

Professor Bleuler begründete seine Haltung postwendend in einem Schreiben an den Amtsvormund: «... teilen wir Ihnen mit, dass wir deren Eltern bis jetzt meist nicht haben besuchen lassen, weil wir uns überzeugt haben, dass diese einen schlechten Einfluss auf die Patientin ausübten.» Er führte besonders an: «Der Vater ist Trinker; die Mutter hat die Handlungsweise des Mädchens beschönigt und dessen Umtriebe mit Männern lange abgeleugnet.»

Am 3. November 1911 nahm der Bezirksrat formell davon Kenntnis, dass die Justizdirektion gegen die Vornahme der Kastration bzw. Sterilisation der Cecilia Weber «nichts einzuwenden» hat. Offenbar war die Einwilligung des Vaters auf irgendeine Art erlangt worden, seine «Zustimmung» ist jedenfalls in den Akten erwähnt.

Die Operation allerdings war bereits vollzogen worden, wie einer Mitteilung des Arztes zu entnehmen ist: «Ich habe Ihrem Auftrage gemäss am 30. September dieses Jahres die Cecilia Weber von Zürich operativ sterilisiert. Da bei der Operation der erste Eierstock etwa aufs Zehnfache vergrössert war, habe ich denselben auch entfernt. Die Heilung war eine fieberlose, glatte, sodass Patientin schon am 9. Tage die Klinik Paracelsus verlassen konnte.» Aus der Sterilisation wurde eine Teil-Kastration.

Cecilia wurde formell aus dem Burghölzli entlassen, wo sie seit dem 13. August des Jahres 1910 einsass. Sie zog zu ihrer Familie und nahm Arbeit auf Dienststellen und in der Fabrik an.

Wieder kam es zu einem Ausflug in die schlechte Gesellschaft. Cecilia wurde von der Stadtpolizei verhaftet, weil sie, wie der Arrestationsrapport berichtet, «über die Fasnacht und daran anschliessend noch fast eine ganze Woche lang auf den Strassen in Aussersihl Zürich herumvagierte, sich in erschreckendem Masse der Strassenprostitution hingab und teilweise sogar im Freien nächtigte.» Wieder

kam sie ins Burghölzli. Wieder schrieb der Vater einen Brief mit der ebenso kategorischen wie philosophischen Feststellung: «Ein beschränkter Mensch gehört nicht ins Burghölzli!»

Er fügte bei: «Zudem ist unser Kind total verdorben worden durch die vielen Anstalten, hauptsächlich im Burghölzli.» Seine Tochter, die mittlerweile als Glätterin arbeite, müsse ihre Arbeit wieder aufnehmen können. Er schloss seinen Brief mit den Worten: «Sie ist jetzt 21 Jahre alt, ist soweit keine Verbrecherin.»

Die Behörden waren anderer Ansicht und teilten den Eltern der Cecilia mit, «dass es nach dem Vorgefallenen keineswegs tunlich wäre, das Mädchen jetzt einfach wieder laufen zu lassen.» Der Stadtarzt-Adjunkt stellte fest, dass die Frau eine Gonorrhö eingefangen habe.

Das Burghölzli verfasste ein Gutachten, wonach Cecilia Weber «an hochgradigem, angeborenem und unheilbarem Schwachsinn» leide.

Die Akte wurde der Vormundschaftsbehörde übergeben, welche die unlängst in die Mündigkeit entlassene Cecilia wieder entmündigte. Zur Begründung des Vorganges musste die Fasnachtsgeschichte etwas dramatisiert werden: «Da Cecilia Weber in trostloser Weise der Strassenprostitution ergeben ist, wird sie im Sinne von Art. 369 des ZGB entmündigt.» Der Beschluss des Bezirksrates datiert vom 19. März 1913. Eine Rücksichtnahme auf die Eltern erübrige sich: «Da die Eltern der Anordnung vormundschaftlicher Massnahmen gegenüber ihrer kranken Tochter stets sich widersetzt haben, rechtfertigt es sich in concreto, eine Ausnahme von Art. 383 ZGB zu machen» – das heisst, die junge Erwachsene wurde entgegen dem nach Gesetz üblicherweise vorgesehenem Verfahren nicht unter die Vormundschaft der Eltern gestellt.

Sie wurde in der Anstalt Ifrundweid in Oberwetzikon versorgt, wo sie zweimal ausriss. 1916fiel sie wieder der Polizei in die Hände. Wieder war sie acht Tage auswärts, schlief dabei auf Bänken in der Zürcher Gessnerallee und in der Platzspützenanlage im Freien. «Es kam sogar vor, dass sie in städtischen Anlagen mit Burschen geschlechtlich verkehrte.» Die Mitteilung an die Eltern war kurz: «Teile ich Ihnen hierdurch mit, dass Ihre Tochter Cecilia am 16. dieses Jahres wegen Vagantität polizeilich aufgegriffen wurde, nachdem sie sich vorher viele Tage unzüchttreibend in der Stadt herumgetrieben hatte.» Wieder landete sie im Burghölzli. Sie galt nun als der Prostitution und Vagantität ergeben.

Im Verhör sagte sie: «Meine Eltern sind schüli arm, wir sind 12 Kinder, das jüngste 6 Jahre alt.»

«Ich bin weg, weil man mich zu Hause nicht brauchen konnte. Ich habe nichts gelernt und wurde auch nie in den Hausgeschäften nachgenommen, weil ich neun Jahre fort war, versorgt.»

Sie bat den Vormund, von einer weiteren Versorgung abzusehen. Dieser konterte: «In Beantwortung Ihrer Zuschrift vom 25. April muss ich Sie darauf aufmerksam machen, dass Sie mit Drohungen bei mir gar nichts erreichen. Ich halte Sie gewiss nicht bloss etwa aus Eigensinn in der Pfrundweid versorgt, sondern weil ich an Hand der gemachten Erfahrungen zu der Überzeugung gekommen bin, dass es in Ihrem eigenen Interesse liegt, richtig versorgt und aufgehoben zu sein. Sie haben ja auch anlässlich Ihrer letzten Flucht wieder selbst erfahren, dass es Ihnen in der Freiheit einfach nicht möglich ist, sich richtig und anständig durchzubringen.»

Definitiv wurde Cecilia in der Anstalt Rheinau interniert. Sie mochte die fürsorgliche Hilfe nicht wertschätzen: «Gelegentlich ist Cecilia Weber derart störrisch und böse, dass sie in der Zelle verwahrt werden muss; im Übrigen arbeitete sie in der Anstaltswäscherei.» Der neue Amtsvormund Schiller schreibt: «Ihr Schwachsinn ist derart hochgradig, dass Cecilia als wirkliche Arbeitskraft im freien Konkurrenzkampf nicht mehr in Betracht fällt.»

Die Kastration, die vorgenommen worden war, um ihr ein Leben in Freiheit zu ermöglichen, schützte die Frau nicht vor einer jahrzehntelangen Anstaltskarriere. Während all der Zeit schrieb Cecilia Briefe aus den Anstalten, teils an die Eltern, dann – von diesen enttäuscht – an die Behörden, an den Anstaltsdirektor, an den neuen Amtsvormund Schiller und wieder an die Eltern. Gelegentlich legte sie den Briefen ein Kitschbildchen bei, eine schöne Frau, ein verliebtes Paar. Die Briefe seien hier in der originalen hilflos-poetischen Schreibweise zitiert:

1914:

«Ich bin schon drei mahl krank. Ich habe sehnten immer Unterliebschmerzen...»

«Es geht mir imer besehr. Man kan zuhvriten seihn das man kan schlafen ...»

«Es tut mir sehr leit das ich soh ein leben habe müssen vühren. Das komt nicht mehr vohr ...»

«Es tut eim soh belenten wen man siht wih die anern hinauskommen und unser ein muss in der Anstalt hoken bleiben wih soh ein Hund.»

1920:

«Ewig bleibe ich nicht hier, ich habe ein Recht auf Freiheit so gut wie andere;
Mama braucht gar nicht zu mir können, In meinen Herrzen ist etwas Bitteres ge-
gen Euch Menschen ...»

«Es Wäre gar Nicht schüli wen Tie Armenpflege mich Ein-mal Besuchen
würde; Paid nach Trei jähren.»

«Tie Armenpflege hat Halt kein Fehrbarnen mit Ten jungen Mädchen. Ich
Nehme kein Plat vors Maul. Man Seht die Anstalten anzüniten.»

1921:

«Der Cecilia gibt Es nicht zu das Man sie vür ein Schlechtes Mädchen an-
schaut...»

«Unsere Freülein Cecilia Weber hat Man noch Gar nie keine Freüte mögen
Günen. Das sie Ein-mal Könte ein Par dagen In urlaub zu Meinen lieben Eltern.»

«Cecilia Weber bleibt Absolut nicht Mehr in der Anstalt Reinau. Ich will
Meine jungen Jahren nicht in ter anstalt Zubringen.»

1922:

«Die Armenpflege hatt Absolut kein Recht Die Freülein Cecilia Weber viren
Halb jähren Ein zu Schbeeren nach Rheinau.»

«Die Cecilia kan Sehr gut Gletten und Gutt striken und Nähen. Also ich bitte
Sie Herrn Tokter ...» (Sie wünscht immer wieder, dass sie «eine schöne Stellen
zum Gletten» erhalte.)

«Es ist Absolut nicht Schön in Rheinau, Noch schöner Ist es Inn der Freiheit;
Woh man Alle Monaten kan Der zahl Tag einzien.»

«Rheinau ist Recht vür Eitere Leüten aber Nicht vür Junge Mädchen.»

«In Zürich ist Es viel Schöner bei den Lieben Eltern»

Damit schliessen die Akten.

Chirurgische Armenpflege

Soziale Indikation zur Sterilisierung

Die Sozialhygiene wird in ihren Auswüchsen zur chirurgischen Armenpflege.

Drei mit dem Burghölzli auf verschiedene Weise verbundene Mediziner orientieren detailliert über die eugenischen Vorgänge: Emil Oberholzer im Jahr 1912, Sigwart Frank 1925 und A.W. Hackfield 1933.⁶⁰⁶ Die beiden letzteren berichten auch über Fortschritte der vom jeweiligen Vorgänger ausgebreiteten Patientenfälle.

Oberholzer, vormals erster Assistenzarzt am Burghölzli, betont, dass «die Wichtigkeit und Zulässigkeit der Sterilisierungen» auf der 36. Jahresversammlung der schweizerischen Irrenärzte in Wil 1905 diskutiert worden seien und dass dabei «ohne Widerspruch die Wünschbarkeit der Sterilisierung von Geisteskranken aus sozialen Gründen und der gesetzlichen Regulierung der Materie» anerkannt worden sei. Forel selbst habe am neomalthusianischen Kongress in Den Haag im Juli 1910 «die gesetzliche Sterilisierung von Geisteskranken und Verbrechern wieder befürwortet, um dieselbe event, auch gegen deren Willen vorzunehmen.» Und Bleuler habe im gleichen Jahr die Frage in der Juristisch-psychiatrischen Vereinigung Zürich vorgetragen. «Eine prinzipielle Opposition war damals, auch von juristischer Seite, nicht vorhanden.»⁶⁰⁷

Seine eigene Untersuchung bezwecke, «an Hand eines reichhaltigen Materials die im Burghölzli und im kantonalen Asyl Wil mit der Sterilisierung von Geisteskranken gemachten Erfahrungen darzustel-

len, um dadurch der Frage nach der Verhütung der Fortpflanzung bei gewissen kranken und degenerierten Menschen auch bei uns festeren Boden zu geben und allgemeinere Anerkennung zu verschaffen.»⁶⁰⁸ Oberholzer bespricht insgesamt 19 Patientengeschichten, von denen 11 aus der Psychiatrischen Universitätsklinik am Burghölzli stammen;⁶⁰⁹ nicht bei allen besprochenen Patientengeschichten kommt es tatsächlich zur Sterilisation.

Sterilisiert wird eine Hilfsarbeiterin, die vergewaltigt worden ist, ihr Neugeborenes umgebracht hat und als imbezill eingestuft wird; sie gilt als «gutmütig».⁶¹⁰ Besser ergeht es einer Seidenweberin, die auf Grund einer Vergewaltigung ein Kind zur Welt bringt, dieses bei der Geburt ermordet und ebenfalls wegen Imbezillität ins Burghölzli eingewiesen wird. Sie zeigt keine Reue über ihre Tat, wird aber nicht sterilisiert, was Oberholzer kritisiert und bedauert.⁶¹¹

Bei einer dritten Patientin, wiederum einer Kindsmörderin, hat das Waisenamt der Heimatgemeinde das Gesuch um Entlassung aus dem Burghölzli gestellt. «Der innere Grund dazu war die Höhe der für die Pat. bezahlten Verpflegungstaxe.»⁶¹² Die Staatsanwaltschaft sperrt sich gegen eine Entlassung. Die Sterilisation der Frau wird ins Auge gefasst. Weil aber ihr Mann bereit ist, sich von ihr scheiden zu lassen, verzichtet man schliesslich auf die Unfruchtbarmachung, was Oberholzer im Interesse eines gesunden «Nachwuchses» erneut bedauert.⁶¹³

Immerhin gibt er zu bedenken: «Ob es prinzipiell zulässig ist, in solchen Fällen lediglich aus rein fiskalisch-ökonomischen Gründen zur Sterilisation zu greifen, um die Gemeinden zu entlasten und die Kranken produktiver arbeiten lassen zu können, ist wohl allgemein nicht zu entscheiden.» Die ökonomischen Überlegungen weisen in eine eindeutige Richtung: «Die Armenbehörden fangen jedoch an, das Vorgehen in ihrer Praxis anzuwenden».⁶¹⁴

Wo die Angst, sozialhygienische Gründe anzuführen, zu gross ist, werden im Einklang mit Forels Empfehlungen andere vorgeschoben. Etwa bei einem ledigen Dienstmädchen, das als geistig beschränkt

gilt: Patientin «hat breiten Mund, imbezille Querfalten auf der Stirn und kindische Sprache. Sie liest ganz schülerhaft, mit vielen Fehlern.»⁶¹⁵ Sie leidet bei der Mens offenbar unsäglich. So wird, wie Oberholzer betont «mit ihrem Einverständnis und dem ihrer Verwandten»⁶¹⁶ eine Operation zur Behandlung der Menstrualbeschwerden vorgenommen «und im Anschluss daran die Sterilisation durchgeführt».⁶¹⁷ Das Befinden der Patientin verbessert sich erheblich, doch muss sie knapp ein Jahr später wieder in die Klinik eintreten, weil die Mens wieder schmerzhaft auftritt, worauf ein Eierstock entfernt wird. Die dritte Aufnahme ins Burghölzli erfolgt dann «wegen eines akuten Erregungszustandes, in dem sie ihrer Herrschaft plötzlich Teller u.a.m. an den Kopf geworfen hatte.» Oberholzer gibt zu: «Auch hier wurden medizinische Gründe, die an sich einen operativen Eingriff nötig machten, benutzt, um die Pat. aus sozialen Gründen im weitesten Sinne von der Fortpflanzung auszuschliessen. Die Kastration genügte beiden Indikationen».⁶¹⁸

Solche Rücksichten sind nicht immer nötig. Bei einem Fall aus der Anstalt Wil bemerkt Oberholzer: «Den äusseren Anlass zur Kastration (!, ww) gab der ungehemmte Sexualtrieb» der Patientin. «Die Heimatgemeinde hatte an der Operation insofern ein besonderes Interesse, als ihr die beiden Kinder der Patientin zur Last fielen und eine neue uneheliche Schwängerung mit weiterer Belastung der Gemeinde über kurz oder lang wieder zu erwarten stand, wenn sie auf freien Fuss entlassen wurde.»⁶¹⁹

Sterilisation und gar Kastration als Mittel der Armenpflege stossen auf den Widerstand angesehenen Wissenschaftler, die Eugeniker wissen darum. Der einstige Assistenzarzt am Burghölzli Oberholzer verweist auf diese Gegnerschaft: «So verwirft z.B. Rochard aus sozialpolitischen Gründen jede Sterilisierung der Frau, und v. Tussenbroek sieht in der Sterilisation sogar einen Ausläufer früherer Barbarei (...). Auch deutsche Gynäkologen, Klein und Teilhaber, verwerfen die Sterilisation durch Tubendurchschneidung».⁶²⁰

Auch Angehörige leisten Widerstand. Oberholzer bedauert, dass es immer noch möglich ist, die Sterilisation mit rechtlichen Mitteln anzugreifen. «Hierher gehört auch die Möglichkeit der zivilrechtlichen Haftbarmachung von Seiten der Operierten oder ihrer Angehörigen. In einem unserer Fälle ist der Versuch gemacht worden, die ausgeführte Operation, da sie ungesetzlich und für das betreffende Individuum mit bleibendem Schaden verbunden sei, im Sinne einer Erpressung auszubeuten.»⁶²¹

Doch immer wieder rechtfertigt er den Eingriff mit dem Argument: «Die Wegnahme jedes einzelnen Kindes wäre grausamer, evd. schwer durchführbar und unsicher.»⁶²²

Meist kann der Widerstand dank mehr oder weniger massivem Druck überwunden werden. Man operiert buchstäblich am Rande der Legalität: «Es lag am Mangel legaler Handhabe, dass die Operation in mehreren Fällen des Burghölzli nicht zur Ausführung kam.» Manchmal wird die Legalität auch überschritten, Oberholzer gesteht freimütig: «In diesem Sinne üben wir auch jetzt einen gewissen Zwang aus, und de facto erfolgt die Entscheidung des Kranken unter dem mächtigen Einfluss jener Alternative nicht – wenigstens nicht immer – absolut zwanglos.»⁶²³

Zwang auszuüben ist auch für die Ärzte meist kein Vergnügen, weshalb sie andere Wege suchen: «Solange wir darauf angewiesen sind, die Sterilisierung bei voller Analogie von Fall zu Fall immer von neuem durch zeitraubende und häufig wenig aussichtsreiche Unterhandlungen durchzusetzen, wird es sich empfehlen, dazu so viel als möglich medizinische Indikationen zu benutzen und soziale, wo es immer nur geht, als medizinische aufzufassen.» Und er fügt in einer Anmerkung hinzu: «Es ist schliesslich eine medizinische Indikation, eine Epileptika z. B., die bisher nur epileptische Kinder geboren hat, zu sterilisieren.»⁶²⁴

Dennoch schliesst Oberholzer mit einer optimistischen Einschätzung: «Unsere Erfahrungen haben – und das ist das wichtigste Resultat – vor allem nichts ergeben, was die Sterilisierung von gewissen geisteskranken Menschen diskreditieren könnte.»⁶²⁵ Welches die

«gewissen» Geisteskranken sind, präzisiert er wie folgt: «In erster Linie sollte verhütet werden können, dass moralisch-defekte Menschen zur Fortpflanzung gelangen.»⁶²⁶ In einer Anmerkung verweist Oberholzer auf eigentliche «Verbrecherfamilien» wie die bis in alle Verästelungen ihres Stammbaumes durchleuchtete jensische Familie Zero.⁶²⁷



Von Paragrafen verfolgte Mediziner

Für Prostituierte empfiehlt Oberholzer ein radikaleres Rezept: Prostitution lasse sich «im Anschluss an die Tubensterilisation durch Uterusexstirpation und eine im Zusammenhang mit ihr erzielte genügende Verengerung der Vagina» verhindern, «so dass der sexuelle Verkehr aus anatomischen Gründen unmöglich wird».⁶²⁸ Der Kampf gegen die Unmoral nähert sich den Bräuchen der Klitorisbeschneidung.

Trotzdem werden die berufsmässig sich prostituierenden Frauen dem Anschein nach kaum je operiert. Sie wehren sich mittels Anwälten und als Berufsgruppe gegen jede Verfolgung.⁶²⁹

Erika Weber

Im gleichen Jahr, in dem Cecilia Weber kastriert wurde, beschlossen die Behörden, die ganze Familie Weber aufzulösen. Davon war schon 1899, 1900, 1904, 1908, 1909 und 1910 die Rede gewesen. Immer hatten sich die Eltern zu wehren gewusst.

Ehemann und Väter Weber galt zwar gemäss Zeugnis des Arbeitgebers als ein tüchtiger Maler. «Das gute Zeugnis des Arbeitgebers wollen wir nicht bestreiten», meinte der Bezirksrat. Aber der Mann sei «unsolid», das heisst, er trank. Dies sage auch seine Ehefrau.

Auch habe sich diese ihrerseits «als Erzieherin nicht bewährt.» Sie sei «keine richtige Hausfrau.» Für den Bezirksrat war klar: «Wenn rationeller gewirtschaftet würde, so wäre bei der ansehnlichen Armenunterstützung trotz der gewaltigen Kinderschar keine Notwendigkeit dafür vorhanden, dass die Frau, statt sich voll und ganz dem Haushalt zu widmen, noch eine Lohnwäscherei triebe.» Ein Vormund sagte es kürzer: «Roland Weber ist ein leichtfertiger Bursche, die Frau ist auch nicht viel wert.»

Entsprechend «bedenklich» sei denn auch das Resultat der Kindererziehung: «Die Kinder kommen unordentlich und unpünktlich zur Schule, sind ungezogen, z.T. lügnerisch, man merkt ihnen den Mangel an richtiger häuslicher Zucht und Ordnung an.»

Ungehörig: Die Kinder waren verschleht. «Besonders fällt allen Lehrern unangenehm auf, wie die Kinder ergiebig mit Leckerbissen für die Schule verproviantiert werden, wie sie auch statt einem üblichen ‚Znü nibrot‘ Geld und Schleckwaren mitbringen, wie sich die Kinder gelegentlich in der Schule über die Reichlichkeit der häuslichen Mahlzeiten aussprechen, die Teilnahme bei der Schüler-suppenverteilung ablehnen, weil es zu Hause (Bratengebe‘ etc.» Arme Kinder haben hartes Brot zu lieben. Die Familie Weber schien sich trotz Armut Genüsse zu leisten.

Die Urteile der Lehrerinnen und Lehrer entsprachen nicht ganz der bezirksrätlichen Darstellung. Jedenfalls berichtete Lehrerin Karrer über die Tochter Erika: «Erika Weber ist seit Frühjahr 1910 meine Schülerin. Ihre Arbeiten führt sie stets ordentlich und exakt aus; sie zählt zu den Schwächsten ihrer Klasse. Das Betragen des Kindes gibt zu keinen Klagen Anlass. Einigemal nahm das Mädchen zu Lügen Zuflucht, doch hatte man sofort den Eindruck, dies geschehe aus Angst. Von da an bediente sich das Kind immer der Wahrheit. Erika ist auch immer sauber gewaschen und ordentlich gekämmt.»

Lehrer Königs Urteil über den Bruder war etwas negativer: «Betr. Pünktlichkeit im Schulbesuch kann ich Ihnen über Fritz Weber mitteilen, dass derselbe besonders gegen Ende des letzten Schuljahres sehr unregelmässig zur Schule kam. Auch im neuen Schuljahr war es nicht besser. Es machte mir immer den Eindruck, als ob man in der Familie Weber nicht wisse, zu welcher Zeit die Kinder zur Schule müssen, obgleich der deutliche Stundenplan in ihren Händen war. Es ist sehr oft vorgekommen, dass Fritz Weber ein bis zwei Stunden zu spät oder zu früh, je nachdem er der einen oder der andern der beiden Abteilungen angehörte, zur Schule kam.» Als verkommen könne man Fritz indes nicht bezeichnen: «Was das Betragen anbetrifft, kann ich über Fritz Weber nicht klagen, er ist mir persönlich sympathisch, dagegen lässt die Reinlichkeit an Körper und Kleidern zu wünschen übrig.»

Der Bezirksrat aber beharrte: «Es darf nach allem ohne Übertreibung behauptet werden, dass die Kinder, in dem jetzigen Milieu belassen, besonders angesichts ihrer schwachen Begabung, der körperlichen und moralischen Verwahrlosung anheimfallen. Die gründlichste Sanierung bestände in einer vollständigen Auflösung der Familie.»

Man war menschlich genug, von einer solchen Radikallösung vorläufig abzu- sehen. Stattdessen ergab eine Milchmädchenrechnung: «Nimmt man den Eheleuten Weber vier Kinder ab, reicht der vorhandene Verdienst des Mannes bei richtiger Einteilung für den übrigbleibenden Teil der Familie.»

Die eigentliche Kalkulation dahinter war eine andere: Die Familie brauchte zu viel Armenunterstützung. «Die für die Familie gebrachten Geldopfer reichen in die Zehntausende», klagten die Behörden. Vielleicht liesse sich durch Kindswegnahmen in weiterer Zukunft sparen, indem die Kinder an anständigeren Orten aufwuchsen, wo sie nicht Gefahr liefen, selbst armengenössig zu werden.

Also beschloss man zu handeln. Angesichts der im Umgang mit dem Vormundschafts- und Armenwesen der Stadt Zürich geübten Eltern allerdings kein einfaches Unterfangen. Die Eltern legten sich wieder quer. Vater Weber reichte Rekurs gegen die Wegnahme der vier älteren Kinder ein. Das wurde ihm übel ausgelegt: «Gerade diese renitente Haltung gegenüber den städtischen Behörden lässt die Wegnahme der vier Kinder um so notwendiger erscheinen», fand der Bezirksrat und lehnte das Begehren des Vaters ab.

Nun verteidigen die Eltern ihre Kinder eben handfest.

Ein erster amtlicher Versuch, die Kinder aus der Höhle der Familie Weber herauszuholen, scheidert, wie ein Zettel ohne Unterschrift belegt: «Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass es mir unmöglich ist, Ihnen den Knaben Otto Weber heute überbringen zu lassen, da die Eltern der Wegnahme des Knaben so energischen Widerstand geleistet haben, dass vorerst der Erlass einer nochmaligen Verfügung des Vorstandes des Vormundschaftswesens der Stadt Zürich tunlich sein wird.»

Zweieinhalb Monate später dann ein erster Erfolg: «Zwei der vier Kinder konnten am 25. April 1912 von der Schule weggeholt und an die von der Armenpflege bestimmten Versorgungsorte gebracht werden.» Die übrigen zwei befinden sich weiterhin bei den Eltern, «die auch heute noch erklären, sie geben die Kinder unter keinen Umständen heraus und werden übrigens auch die bereits von der Armenpflege versorgten Kinder in nächster Zeit schon wieder von ihren Versorgungsstellen wegholen.» Zu diesen bereits versorgten Kindern gehört die kastrierte Cecilia.

Nach weiteren Auseinandersetzungen dreht die Armenpflege der Stadt Zürich der Familie den Geldhahn zu: «Die Armenpflege hat am 8. September 1913 beschlossen, es sei an die Familie des Roland Weber keine offene Unterstützung mehr zu verabreichen, ihr gegenüber aber die Bereitwilligkeit der Übernahme sämtlicher Kinder zur Versorgung zu erklären.» Dieser Beschluss stützt sich auf die «durch Information und Polizeibericht erhärtete Überzeugung, dass die Erziehung der Kinder namentlich in sittlicher Beziehung zu wünschen übrig lässt.»

Schliesslich wird den Eltern die Gewalt über sämtliche Kinder entzogen. Nach den älteren vier werden ihnen nach und nach auch die jüngeren weggenommen. Wieder lesen wir auf einem Zettel ohne Unterschrift und Nennung der Funktion des Schreibers: «Das Waisenamt der Stadt Zürich hat mit Rücksicht auf die fortgesetzt traurigen Verhältnisse in der Familie des Roland Weber, Maler von Zürich, mich beauftragt, den Eltern Weber sämtliche minderjährigen Kinder mit Ausnahme der beiden jüngsten wegzunehmen und durch Ihre Behörde versorgen zu lassen.»

Erika kommt in das Mädchenheim Heimgarten in Bülach, sie ist das viertjüngste von 14 lebenden Geschwistern und verschiedenlich in der Schule sitzen geblieben. Wie ihre Schwester Cecilia hätte siegerne Glättingelernt. Die Leiterin findet jedoch, dass das Mädchen «gewiss nicht über die nötigen Fähigkeiten verfüge, um den Beruf einer Glätterin wirklich zu lernen.» Erika sei eben «nicht

*nur geistig sehr schwach, sondern auch zeitweise ohne Ursache recht störrisch.»
Zudem zeigen sich Anfälle, die «epileptischer Natur» zu sein scheinen.*

Nun geht die Frau der Volljährigkeit entgegen. Darf man dieses «geistig sehr beschränkte», so der Vormund, «dazu gelegentlich schwer zu behandelnde Mädchen» in die nicht ummauerte Erwachsenenwelt entlassen? Der Vormund glaubt, man dürfe nicht, und beginnt zu handeln. Am 8. März 1917, kurz vor Erikas Volljährigkeit, teilt er dem Vorstand des Vormundschaftswesens, Stadtrat Pflüger, mit: «Gemäss unserer telefonischen Vereinbarung habe ich den Eltern Weber die Anregung unterbreitet, das Mädchen event, sterilisieren zu lassen, immerhin mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass nach dieser Richtung hin seitens der Behörde keinerlei Druck ausgeübt werde.»

In Hinblick auf die erreichte Volljährigkeit der Frau geht der Antrag des Waisenamtes, Erika wegen Geistesschwäche zu entmündigen, an den Bezirksrat.

Bei der Familie Weber ist Feuer im Dach. Wieder greift der Mann zum Schreibwerkzeug: «Umgehend mache ich Ihnen die Mitteilung, dass ich absolut nicht einverstanden bin, unsere Erika zu entmündigen. Das Kind hat nichts auf seinem Gewissen, folgedessen sind wir die Eltern von unserem Kind.»

Wieder setzt sich die behördliche Maschinerie in Gang. Eine bezirksrätliche Begutachtung der Erika Weber, die sich noch in der Anstalt befindet, wird in Auftrag gegeben, und erbringt die erwarteten Resultate: «Nach den gemachten Ausführungen bedarf es wohl kaum eines Nachweises, dass wir es bei dem Mädchen mit ausgesprochenem Schwachsinn zu tun haben», schreibt der Arzt. Er hat dies mittels des Intelligenztests herausgefunden, dessen Protokoll er beilegt:

Welcher Fluss fliesst aus dem See in Zürich:

weiss es nicht

Was für Bezirke im Kanton: unbekannt

Hauptstadt des Kantons:

richtig

Auf welche Bahnstation geht man von hier, wenn man nach Z. will:

richtig

Zwischenstationen von Bülach bis Zürich: wisse sie nicht

Wie viel Wochentage:

10. 8, nach Aufzählenlassen an den Fingern: 7

Wie viele Monate:

14. Nach Aufzählenlassen endlich: 12

(...) Woraus wird Brot gemacht:

aus Mehl

Woher das Mehl:

aus Mehlfabrik. Korn, Weizen, Roggenbrot, ganz unbestimmt

Wie viel Tage in einem Jahr:

unbekannt

Tag- und Monatsnamen sind ihr bekannt.

Wie viel Rappen sind 1 Fr.:

richtig

Wie viel Rappen auf ½ Fr.:

nach langem Besinnen richtig

Wie viel Geld sie auf ein Fünffrankenstück herausbekommt, wenn sie für

Fr. 2.30 etwas kauft:

weiss sie nicht auszurechnen

Mögen Erikas Kenntnisse für die Bewältigung des Alltags genügen – sie kennt Bahnstationen, Brot und Geld – für die Entlassung in die Freiheit reichen sie nach Ansicht der Behörden nicht aus.

Diese fassen die Sterilisierung ins Auge. Jahrelang wissen die Eltern Weber das zu verhindern. Bis sich die mittlerweile 24jährige Erika verliebt, verlobt und zu heiraten gedenkt.

Inzwischen hat sie eine Stelle als Küchenmädchen in einem alkoholfreien Restaurant annehmen dürfen. Die Inspektionsgehilfin der Amtsvormundschaft, die sie einmal von ihrem Arbeitsplatz abholte, berichtet: «Unterwegs sagt sie, dass sie übermorgen Verlobung feiern wolle. Ihr Geliebter wisse, dass sie unter Vormundschaft stehe. Von sich aus sagt sie, sie wolle keine Kinder, und auch ihr Geliebter hätte die Kinder nicht gern. Sie wäre mit Ster.-Operation einverstanden.»

Das will die Mutter nicht und redet es ihr wieder aus: Als die Inspektionsgehilfin Erika wieder trifft und fragt, wann nun geheiratet werde, erzählt diese: «Die Mutter wolle eben einfach nichts von der Sterilisation wissen. Der Vater teile die Ansicht der Mutter und habe schon geschimpft, dass ihnen so dreingepfuscht werde. Sie, Erika, möchte auch nichts von der Operation wissen, überhaupt nichts von einem Spital.»

Der Vormund ist dagegen, dass Erika heiratet: «An ihrer jetzigen Stelle konnte sie sich freilich während mehrerer Jahre halten, aber nur dank der weitgehendsten Nachsicht der Vorsteherin. Mein grösstes Bedenken gegen die Ausführung dieses Planes ist die Gefahr minderwertiger Nachkommenschaft. Dazu kommt, dass für Erika Weber zufolge eines Herzfehlers sowie sehr engen Körperbaus nach ärztlicher Ansicht jede Schwangerschaft lebensgefährlich werden könnte.»

Verhindere man ihre Heirat, «so würde sie einfach ein Kind auf die Welt stellen», droht Erika, aber die Monate verstreichen.

Widerwillig gibt der Vormund nach und erklärt seine Zustimmung zur Heirat. Nur eben: Sterilisation ist Voraussetzung: «Wider Erwarten hatte ihre Bekanntschaft mit Peter Stoop, seit mehreren Jahren Ausläufer bei einem Metzgermeister, doch Bestand. Das veranlasste mich schliesslich, meine Zustimmung zu einer allfälligen Eheschliessung in Aussicht zu stellen unter der Bedingung, dass sich Erika Weber vorgängig der Heirat der Sterilisationsoperation unterziehe.»

Anfang 1924 ist es endlich so weit: «Frau Weber (die Mutter) erklärt sich heute damit einverstanden, dass Erika sich einer Operation zwecks Sterilisation unterziehe, denn man sehe heute selbst ein, dass es nicht zu verantworten wäre, wenn Erika Kinder bekommen sollte. Es würde nur arme Tröpfe geben. Nur bezahlen tue man nichts. ‚Wer befehle, solle auch bezahlen‘, meint Frau Weber schnippisch. Sie unterschreibt die mitgebrachte Erklärung anstandslos.» Das Einverständnis des Mannes steht noch aus.

Drei Tage später wird Erika für eine Untersuchung zur Ärztin geschickt. Diese konstatiert einen starken Herzfehler, doch lasse sich die Sterilisation mittels Lokalanästhesie ausführen.

In der Zwischenzeit bringt die Mutter Weber die Erklärung ihres Einverständnisses mit der Sterilisierung zu Erikas Amtsvormund. Der Ehemann hat nicht unterschrieben: «Er verweigere die Unterschrift, habe aber wiederum gesagt, dass er nicht dagegen sei, nur gebe er es nicht schriftlich.»

Das reicht in den Augen der Behörden als Rechtsgrundlage.

Binahe wäre das Vorhaben in letzter Minute gescheitert. Erikas Chefin in der alkoholfreien Wirtschaft berichtet, «dass Erika, welcher man noch die letzten paar Tage frei gegeben habe, gestern weinend hergekommen sei und gesagt habe, sie hätte mit der Mutter ‚Krach‘ gehabt. Die Mutter habe sie auch dahin beeinflussen wollen, von Stoop wegzugehen und die Operation nicht vornehmen zu lassen.»

Erika wird im April 1924 in der Pflegerinnenschule operiert. «Sie hat die Operation gut überstanden, darf heute Nachmittag austreten», berichtet die Inspektorin. Nun darf Erika endlich auch heiraten.

Schon am 17. Mai desselben Jahres vermerkt der Vormundschaftsbericht: «Sowohl nach Angabe der Eheleute Stoop-Weber als auch nach dem Resultat meiner Erkundigungen hat sich bis jetzt das eheliche Verhältnis ganz ordentlich gestaltet. Die beiden Eheleute sind fleissig und bestrebt, wirtschaftlich vorwärts zu kommen.»

Endlich wird die Vormundschaft über Erika aufgehoben, unter Aktenvorlage an die Psychiatrische Universitätspoliklinik. Ein Jahr später meldet die Mutter: «Für die beiden müsse man jetzt keine Angst mehr haben, sie würden sich schon vorwärtsbringen. Gut sei, dass sie keine Kinder bekommen werden; sie, Frau Weber, habe die Sterilisation noch keine Minute bereut.»

1928 stirbt Erika im Alter von 31 Jahren.⁶³⁰

Eunuchen

Die Kastration von Männern

Wurde bei Frauen eher die Sterilisation vorgezogen, so bei den Männern die Kastration.

Der Dissertand Sigwart Frank berichtete Mitte der zwanziger Jahre über die neuen Erfahrungen mit Unfruchtbarmachungen. Er schilderte 43 Patientenschicksale. «Unter den 43 Fällen befinden sich 21 Männer, davon wurden 19 kastriert und 2 sterilisiert. Von den 22 Frauen wurden 10 kastriert und 12 sterilisiert.»⁶³¹ Die Patienten stammten zum Teil aus dem Burghölzli.

»Bei allen operativ kastrierten Männern«, so Frank, «fand eine mehr oder weniger ausgeprägte Umwandlung ihrer Persönlichkeit statt».⁶³² In fünf Fällen beobachtete er die «eunuchoiden Merkmale» wie Zunahme des Körpergewichts, bei drei Fällen stellte er Fettpolster besonders an Brüsten, Bauch und Hüften fest, bei vier Fällen zeigte sich Bartausfall.⁶³³

Ein «Reisender» – vermutlich die Berufsbezeichnung – erlitt folgende Veränderungen: «In seinem Wesen und seinen Bewegungen hat Pat. entschieden etwas Weibliches. (...) Körperlich hat er sehr stark zugenommen – er wiegt 95 kg. Er meidet seiner eunuchoiden, ans Weibliche erinnernden Körperformen wegen öffentliche Badeanstalten, weil er fürchtet, zu sehr aufzufallen.»⁶³⁴ Der Betroffene betonte wiederholt, wie leid es ihm tue, seiner Familie so Schwierigkeiten zu machen.

Als nicht recht erfolgreich betrachtete Frank die Operation eines «geschlechtlich überreizten» Mannes, der mehrere Kinder in den Wald gelockt hatte und beim Anblick von Arbeiterinnen auch in Un-

tersuchungshaft dauernd onanierte: Seine Potenz nahm nach der Operation «immer mehr ab, so dass er sie künstlich mit immer grösseren Alkoholdosen steigern musste, während die Libido unvermindert fortbestand. Dies brachte ihn wieder ins alte Fahrwasser zurück, weshalb er vier Jahre nach der Kastration wieder interniert werden musste. Er befriedigte sich durch sexuelle Phantasien, Onanieren am hängenden Glied, Onanie mit Gleichgeschlechtlichen und Analcoitus.»⁶³⁵

Unter den Patienten fanden sich oft Pädophile, die keine unschuldigen Personen waren. Doch seiner Männlichkeit beraubt wurde auch ein Epileptiker, «aus rassehygienischen Gründen» und angeblich «auf eigenes Begehren»,⁶³⁶ ohne dass ihm Sexualverbrechen oder Delikte gegen Leib und Leben vorgeworfen wurden. Der Griff zum Messer oder zum Röntgenapparat, so der Eindruck aufgrund der Akten, erfolgte manchmal rasch – und zumeist mit eugenischen Motiven, das heisst weniger zum Schutz der Gesellschaft als zur Verhütung einer minderwertigen Nachkommenschaft.

Wenn einer sich nach dem Eingriff ruhiger zeigte, ist kaum auszumachen, ob dies wegen der Kastration geschah. Oder trotz ihr. Als «moralisch defekter Psychopath», «schwer erziehbar» und «Vagant» wurde ein Mann 1914 operiert. Anfang dreissiger Jahre hiess es von ihm: «Seit 1921 selbständiger Arbeiter. Sozial geordnet, keinerlei Rückfalle.»⁶³⁷

Der Eingriff war nicht immer leicht. Ein nicht weiter bekannter Arzt schildert einen Fall, bei dem er selber die Röntgenkastration ausführte:

«Es handelt sich um einen 34jährigen Mann, der schon acht Kinder hat, geistig beschränkt, armengenössig und lebensuntüchtig ist. Er wird dem Chirurgen zur Kastration zugewiesen, da er seine zahlreichen Kinder nicht aufziehen kann und diese der Armenfürsorge zur Last fallen.»

Die Bestrahlungsprotokolle liefern folgende Daten: «Siemens-Halske Spezial-Tiefentherapieapparat mit Ölinduktor und Wechselstromanschluss (...). Er erhält am 8.6.21 pro Hoden von vorn je eine

Röntgendosis von 85% H E D einer mit 3 mm A1. gefilterten Strahlung bei einer parallelen Funkenstrecke (Spitze zu Spitze) von 35 cm und einem Fokus-Haut-Abstand von 22 cm. (Bestrahlungsdauer pro Feld 12 Minuten bei 2,5 MA.). Zwei Wochen später erhält er von der Rückseite nochmals dieselbe Dosis.»

Der behandelnde Arzt fährt in seinem Bericht fort: «Acht Tage darauf, also drei Wochen nach der ersten Bestrahlung, und eine Woche nach der zweiten finden sich noch massenhaft leicht bewegliche Spermatozoen.»⁶³⁸

So geht es weiter. 14 Tage nach der dritten Bestrahlung finden sich immer noch einige wenige unbewegliche Spermatozoen. Sogar nach zwei weiteren Bestrahlungen findet sich noch ein einzelnes unbewegliches Spermatozoon. Erst drei Wochen nach der letzten, fünften Bestrahlung sind keine Spermatozoen mehr zu entdecken und bleiben vorläufig auch nicht mehr nachweisbar.

Der Arzt schliesst zurückhaltend: «Der Mann dürfte also in der Tat (bis heute, Mitte Mai 1922) röntgensteril sein.»⁶³⁹



Psychiater

Schwester Zwerg, Vater Blödrian

Die moralische Idiotie

Die psychiatrischen und fürsorgerischen Massnahmen konzentrierten sich immer klarer auf die «moralische Idiotie». Zwar war der Begriff der «moral insanity» schon 1835 geschaffen worden – durch einen James Cowies –, doch gewann er erst im zwanzigsten Jahrhundert seine praktische Virulenz. Hans Wolfgang Maier hatte 1908 eine Dissertation über «moralische Idiotie» geschrieben, genehmigt auf Antrag von Bleuler.

Maier berichtet von mehreren gewalttätigen Sexualverbrechern. Er greift dabei auf Fälle aus gutem Haus zurück, offenbar um die Vertreter der Milieutheorie ins Abseits zu stellen. Denn wo kein übles Milieu ist, können nur Anlagen und Triebe schuld sein an einer geistigen Abnormität. Und diese wäre eine echte Krankheit. Es soll die Existenz einer moralischen Idiotie, einer angeborenen Verdorbenheit, nachgewiesen werden. Und von vornherein klar ist auch die Schlussfolgerung: «Im Interesse der Allgemeinheit müssen wir unbedingt die Eliminierung solcher Kranker aus der Gesellschaft durchsetzen.»⁶⁴⁰

Die Dissertation Maiers ist keine Fleissarbeit, eher mit fauler Hand geschrieben, ihr Inhalt arm an Substanz. Bloss vier Fälle hat Maier angeführt, bescheidene 29 Seiten genügen für den Dokortitel! Anlässlich des Berufungsverfahrens an der Universität Zürich wurde Maiers wissenschaftliche Qualifikation durch Fakultätsmitglieder denn auch angezweifelt.⁶⁴¹

Maier argumentiert grob: «In früheren Zeiten wusste man sich radikaler gegen diese schädlichsten Glieder der menschlichen Gesellschaft zu schützen: Man tötete sie, schmiedete sie an die Galeeren,

oder sie gingen nach zwangsweiser oder freiwilliger Expatriierung in fremden Ländern zugrunde. Die Tötung wäre auch heute noch das Vernünftigste und für alle Teile Schonendste, wenn nicht der hier durchaus unangebrachte Begriff der Strafe stets damit verbunden wäre und Gründe der allgemeinen Moral gebieterisch dagegen sprächen.»⁶⁴²

Die Schrift ist eher ein Pamphlet. Sie hatte praktische Konsequenzen, als Maier zum Direktor des Burghölzli aufstieg. Seine Thesen wurden Lehrmeinung, soweit nicht die herrschende Lehrmeinung schon seine Thesen vorgeformt hatte. Jedenfalls finden sich identische Auffassungen in Bleulers – später erschienenem – Lehrbuch, wo es etwa heisst: «Der moralische Defekt ist in der Regel angeboren und auch angeerbt (...). In leichteren Fällen kann er sich in geeignetem Milieu noch einigermassen bessern, doch kaum mehr nach dem zwanzigsten Jahr.»⁶⁴³

Das war die theoretische Grundlage für die Aktionen von Hilfswerken wie Pro Juventute, die seit 1926 eine ganze Volksgruppe, die Jenischen, systematisch zu vernichten versuchten.⁶⁴⁴ Die individuellen Beurteilungen, die aus der Theorie über die moralische Idiotie erwachsen, wurden immer unappetitlicher, wie Impressionen aus einer Dissertation, angefertigt unter der Obhut des Professors Maier, zeigen. Da werden die Patienten wie folgt kategorisiert:

W. R., geboren 1875, Moral. Irresein, Debil. / Vater Trinker, Lump. Mutter gesund.

W. D., geboren 1906, Erethische* Idiotie / Grossvater mütterlicherseits f, Hirnerweichung. Keine sonstigen Geisteskrankheiten.

P. K., geboren 1899, Imbeziilität mit moral. Def. / Mutterschwester in Rheinau, 1 Schwester Zwerg.

S. W., geboren 1906, Idiotie / Vater Blödrian, keine Geisteskrankheit.»⁶⁴⁵

* «erethisch» bedeutet erregt, streitsüchtig.

Aufstieg der Tellerwäscher

Die Erblichkeitstheorie in Schwierigkeiten

So wenig als eine Ente aus einem Hühnerei entstehen kann, so wenig kann ein Musiker aus unmusikalisch angelegten Keimen oder ein genialer Mensch aus konjugierten Keimen mit dummen Anlagen entstehen», hatte Forel in seinem populären Werk über die soziale Hygiene geschrieben. «Alles vererbt sich: Phantasie, Gewissen, Sinn für Kunst, Bosheit, Intrigensucht, starke oder schwache Triebe gerade-sogut wie rote oder schwarze Haare oder wie eine krumme Nase.»⁶⁴⁶

Alles vererbt sich! Just dieser Lehr- und Glaubenssatz der Zürcher Psychiatrie geriet ins Wanken. Der Assistenzarzt Otto Diem hatte beabsichtigt, die erbliche Belastung von Geistesgesunden und Geisteskranken zu vergleichen.⁶⁴⁷ Er schreibt: «Die vorhegende Arbeit wurde begonnen unter dem Eindrücke der herrschenden Erblichkeitslehre.» Doch geschah ihm Unerwartetes: «Im Verlaufe der Jahre und mit steigender Zahl meiner Erhebungen kam ich allmählich zu einer ganz pessimistischen Auffassung über den voraussichtlichen Wert meiner Arbeit; die Gesunden waren ja so überaus häufig belastet, es bestand wohl kaum ein Unterschied in der Belastung Gesunder und Kranker», so zweifelt der Forscher.⁶⁴⁸ Seine Befürchtungen sieht er durch die Statistik bestätigt: «Die erbliche Belastung der Geistesgesunden ist nur wenig kleiner als diejenige der Geisteskranken, sofern die bisher übliche statische Vergleichsmethode der Gesamtbelastung angewendet wird.» Einfach gesagt: Auch die Eltern von Gesunden tranken Schnaps, und auch deren Grosseltern hatten schon uneheliche Kinder. Es brauchte viel Interpretationslust, um doch

noch Unterschiede zu finden; Diem unterzog sich, möglicherweise unter dem Druck der herrschenden Lehrmeinung, dieser Übung: «Dagegen ergeben sich wesentliche Unterschiede, wenn man auf die Art und den Grad der Belastung eingeht.»⁶⁴⁹

Gleichzeitig wurde am Burghölzli eine weitere Studie zum Thema Erbllichkeit erarbeitet. Sie scheint in Angriff genommen worden zu sein – ohne dass der Zusammenhang im Text hergestellt wird –, um Diems seit längerer Zeit gehegte Zweifel zu widerlegen. «Über die hereditären Verhältnisse bei Verbrechen» lautet ihr Titel.⁶⁵⁰

Ihr Verfasser trompetet die Botschaft den Skeptikern in die Ohren: «Die Summe der Erbllichkeitsfaktoren ist bei Verbrechern wesentlich grösser als bei Gesunden und Geisteskranken.» Der Autor weiss Genaueres: «Die Heredität der Verbrecher übertrifft diejenige der Gesunden am bedeutendsten beim Alkoholismus und ganz besonders bei der Kriminalität einschliesslich abnormer Charaktere.»⁶⁵¹ Und er glaubt, dass sich selbst die Neigung zur unehelichen Zeugung vererbe.⁶⁵²

Zweifel und Behauptungswille wogen hin und her. Auch Forel schaltet sich in den Streit ein, hat er doch selbst schon einmal eine ähnliche Studie in Auftrag gegeben.⁶⁵³ Nun zitiert er deren Resultate wieder in seinem Werk über die Sozialhygiene: Zwar finde man ‚je nach den Statistiken‘ eine erbliche Belastung bei Verwandten von Geisteskranken in vierzig bis achtzig Prozent der Fälle. Doch beruhen diese Statistiken meistens auf so ungenauen und unsicheren Angaben, «dass damit wenig anzufangen» sei. Es gebe jedenfalls «auch bei den Normalen» eine «starke erbliche Belastung, besonders in Form von Nerven- und Geistesstörungen in den Seitenlinien.»⁶⁵⁴

Die Wissenschaft der Vererbung ist immer noch nicht über ihre Anfänge hinausgekommen. Gar manches bleibt Hypothese.

Selbst Sigwart Frank – Verfasser jener früher erwähnten Studie über Kastration und Sterilisation⁶⁵⁵ – ist zurückhaltend: «Der Umkreis der Erkrankungen und krankhaften Zustände, bei denen heute schon mit erheblicher Wahrscheinlichkeit gesagt werden kann, dass

die Vererbung der Erkrankung an die Deszendenten zu erwarten ist, ist gering.»⁶⁵⁶

Allein der spätere Burghölzli-Direktor Maier verkündet in seiner Dissertation über die moralische Idiotie unbeirrt: «Die direkte Heredität ist entschieden eine Hauptursache des krankhaften Zustandes.»⁶⁵⁷ Er stützt sich auf die vier untersuchten Fälle.

Wenn die Erblichkeitstheorie sich im Laufe der Jahrzehnte abschwächte, so hatte dies vermutlich nicht viel mit, Erkenntnissen der Erblichkeitsforscher zu tun. Eher waren wissenschaftsfremde gesellschaftliche Veränderungen dafür verantwortlich. Die Vermutung sei gewagt: Der Aufschwung Amerikas könnte dazu beigetragen haben, das Interesse an Erblichkeitstheorien auszutrocknen, verkündete doch die amerikanische Tellerwäscherideologie, dass jeder es von der Strasse weg zum Millionär und zum angesehenen Mitglied der Gesellschaft bringen könne. In der Gesellschaft auf dem neuen Kontinent spielte Erblichkeit keine Rolle mehr. War nicht der betrügerische schweizerische Konkursit Suter in den USA ein reicher Farmer und General geworden? Wenn unter den Millionären der neuen Welt sich einstige Sozialfälle und Verbrecher fanden, die aus Westeuropa abgeschoben worden waren, widerlegten sie aufs anschaulichste jede Theorie, die behauptete, dass aus einem Vaganten nur ein Vagant werden könne. General Suters späterer Rückfall in die Gosse bewies dasselbe in umgekehrter Richtung: Die Gesellschaft war mobil, und der Einzelne konnte seine Stellung und seine Person darin verändern.

Solche kulturhistorischen Zusammenhänge sind selber schwer beweisbar. Mit dem stürmischen Aufstieg im zwanzigsten Jahrhundert erhielten die Menschen jedenfalls die Wahl zwischen zwei Leitbildern: Selfmademan oder vererbte Persönlichkeit; die heftigen Krisen bestätigten die Wandelbarkeit von gesellschaftlichen Verhältnissen und individuellem Verhalten. Der amerikanische Traum scheint die Träume der Erbtheoretiker untergraben zu haben. Vererben wollte man nur noch Millionen.

Der kleine Italiener

«Im Einverständnis mit meinem Ehegatten David Bernasconi, Hafnermeister», schrieb eine verzweifelte Mutter, «ersuche ich Sie, dem Knaben Moritz einen Beistand zu geben, der die Aufgabe hätte, ihn angemessen zu versorgen. Moritz ist sehr unfolgsam, sehr störrisch und hat an der Arbeit keine Freude. Ich fürchte, dass er geistig nicht normal ist.»

Das Waisenamt bestellte dem Jungen einen Amtsvormund und regte an, ihn in der Psychiatrischen Universitätspoliklinik am Burghölzli auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen.⁶⁵⁸

Das wurde getan, und der Befund bestätigte alle Befürchtungen der enervierten Mutter. «Es finden sich bei Moritz Bernasconi äussere Zeichen einer angeborenen oder früh erworbenen Geistesschwäche diejenigen einer mehr oder weniger fortschreitenden Geisteskrankheit der *Dementia praecox*.»

Der 18jährige Moritz blieb in Anstalten – die Akten geben keine klare Auskunft, wo. Er wurde erneut auf seinen Geisteszustand untersucht, nachdem er den zwanzigsten Geburtstag gefeiert und damit die Mündigkeit erreicht hatte. Klinikleiter Maier sah schwarz: «... beehren wir uns, Ihnen mitzuteilen, dass Moritz an unheilbarer Geisteskrankheit leidet fortschreitende Verblödung, Hebephrenie, angeborener Schwachsinn, Imbezillität).»

Maier hatte unter anderem Folgendes festgestellt: «Patient ist körperlich mehrere Jahre zurück und zeigt Zeichen krankhafter, nervöser Erregbarkeit wie gesteigerte Sehnenreflexe, gestörte Herzätigkeit. Rechnen geht schlecht. Er gibt an, Brotverträger oder so etwas werden zu wollen. Er klagt über Kopfweh, weshalb er so lange im Bett bleibe, sowie über zuckende Empfindungen im Rücken, in den Leisten und Beinen. In sein eigenes Verhalten ist er völlig einsichtslos. Irgendeine Zuneigung zu den Eltern oder anderen Personen ist nicht zu entdecken; auch der Hass gegen den Vater ist nicht sehr tief.» – Nicht einmal richtig hassen konnte er. Dann eben Maiers Schluss: «Es finden sich Zeichen einer angeborenen oder früh erworbenen Geistesschwäche und einer fortschreitenden *Dementia praecox*.»

Ein schwerer Fall. Da gibt es kein Hinaus.

Unter dem Eindruck dieser Diagnose unterschreibt der eben mündig Gewordene: «Ich erkläre mich damit einverstanden, dass ich nach Art. 369 des schwei-

* Hebephrenie: Der Begriff bezeichnete Zustände Jugendlicher, deren Gefühle flach und unangemessen wirken und deren Fähigkeit zur Kontaktaufnahme und Bindung gestört scheinen. Dies galt als Form der Schizophrenie.

zerischen Zivilgesetzes wegen Geisteskrankheit entmündigt werde und der Amtsvormund Dr. Grob zu meinem Vormund bestellt wird. Vorgelesen und bestätigt. Zürich, 11. Mai 1918.» Nach den bisher erlebten Patientenfällen heisst das: Er nimmt damit Abschied von der Welt.

Seltsam war allenfalls dies: Einem, dem soeben Verblödung, Hebephrenie, Schwachsinn und Imbezillität nachgewiesen worden ist, wird dennoch die Urteilsfähigkeit zugetraut, die Richtigkeit dieser Diagnose anzuerkennen.

So schlimm schien es tatsächlich nicht zu stehen um den jungen Mann. Der Amtsvormund sprach von «Anfangsstadium» der Krankheit, was es erlaube, von einer dauernden Anstaltsversorgung abzusehen. Er brachte Moritz bei einem Landwirt unter, wo er bald durchbrannte. Dann war der Junge in einem ländlichen Heim anzutreffen, nachher in der väterlichen Hafnerei, dann in verschiedenen Baugeschäften. «Die mit seiner Krankheit zusammenhängenden üblen Eigenschaften Jähzorn, Störrigkeit, Unfähigkeit zu geregelter Arbeit, Naschsucht) mussten dabei in Kauf genommen werden», schrieb der Vormund.

Dieser wollte die Fehler nicht allein auf Seiten seines Mündels sehen: «Die Sachlage ist immerhin für das Mündel und seine Angehörigen insofern besser geworden, als die Angehörigen, besonders auch der Vater nun einige Einsicht in seinen krankhaften Zustand haben und fähiger geworden sind, sich zu ihm richtig und vernünftig zu stellen», berichtete er. Der Vormund – der als Nichtmediziner keine Diagnosen zu stellen hat – ergänzte: «Der Gesundheitszustand des Mündels ist im Übrigen gut.»

Nur sozial ging es abwärts. Ein Jahr später warf der Amtsvormund seinem Schützling «Verkehr mit mindeijährigen Mädchen vor», wobei seine eigene Hand den Schreibmaschineneintrag «minderjährigen» durch «minderwertigen» überschrieb. Er beklagte sich, «dass Moritz faul und frech war und den Lohn in Zigaretten und anderen Artikeln aufgehen liess.» Selbst der Vormund fand nun, das Mündel gehöre in eine Anstalt.

Moritz wurde versorgt. Er brannte wiederholt durch. Bei seiner letzten Flucht fand man ihn hinter einem Baum in der Nähe der Anstalt versteckt. Weinend klagte er, er habe es wie ein Hund, er sei doch kein Verbrecher, und der Vater habe ihn aus dem Haus gewiesen. Das erregte das Mitleid des Vormundes, der den Wunsch des Mündels schliesslich guthiess, «sich ein Zimmer zu mieten und sich durch eigene Arbeit durchzuschlagen».

So konnte Moritz nun versuchen, selbständig zu überleben. Er hatte für einige Monate Arbeit, bis zum Herbst, als er wegen Streiks arbeitslos wurde. Hin und wieder werden Abstürze vermeldet, einige Ausflüge, zudem wird eine Gonorrhö festgestellt.

Nach einigen Jahren kündigt der junge Moritz Bernasconi beim Zivilstandsbeamten eine Eheschliessung an. Der Zivilstandsbeamte bittet die Vormundschaftsbehörden, von einer Einsprache abzusehen, und verweist dabei auf ein neues Gutachten des Oberarztes der Pflegeanstalt Rheinau, aus dem hervorgehe, dass Moritz Bernasconi «urteilsfähig und infolgedessen auch ehefähig sei».

Dies, obwohl dem jungen Mann von keinem geringeren als dem Burghölzliarzt Maier eine «unheilbare Geisteskrankheit» attestiert worden ist, wenn auch «im Anfangsstadium».

Das neue Gutachten aus der Rheinau liegt bei den Akten. Der begutachtende Psychiater – es erscheint als kleine Sensation – behauptet in höflichen Worten nichts weniger, als dass Dr. Maier ein Fehlgutachten abgegeben habe: «Moritz Bernasconi wurde im Februar 1915, in einem Alter von 18 Jahren, als schizophran beurteilt, weil er in der Schule teilnahmslos, gegen die Eltern lieblos, in der Lehre faul, unstet und unzuverlässig, bei der ärztlichen Untersuchung völlig einsichtslos in sein Verhalten war. Diese Züge können wohl Symptome einer Schizophrenie sein, sind aber ebenso gut auf anderer Basis möglich. Die Entwicklung des Expl, in den folgenden zehn Jahren bis heute spricht durchaus gegen eine schizophrene Erkrankung.»

Es sei eine ganz andere Erklärung für Moritz Bernasconis Zustand wahrscheinlich, wenn man sich nur ein wenig um die sozialen Hintergründe kümmere. So hätten Erkundigungen ergeben, dass Vater Bernasconi «seine Kinder jämmerlich geschlagen» habe; es sei «ein Wunder», dass Expl, überhaupt noch lebe nach all den Misshandlungen. «Der Vater selber meint, der Knabe sei von den Frauen verzogen worden und habe reichlich Prügel verdient für seine Untaten.»

Der Psychiater führt weiter aus: «Wir finden innere und äussere Faktoren, welche das Wesen des Expl, restlos erklären, ohne dass wir auf eine Geisteskrankheit rekurrieren.»

«Der Vater strafte mit Prügeln oder Entzug des Essens; Expl, erzählt, er habe hie und da mit der Schwester im Hemd im Zimmer stehen müssen; der Vater sei mit einem Bengel dabeigesessen; wenn eines ein Glied rührte, habe er dreingeschlagen.»

«Expl. soll sich einmal zu einer Frau geäußert haben: wenn er stark genug sei, werde er seinen Vater, der ihn immer schlage, töten.»

«Die Intelligenzprüfung hat bei uns ein verhältnismässig ordentliches Resultat ergeben, so dass wir von dem Bestehen eines erheblichen intellektuellen Schwachsinn nicht sprechen können.»

Kurz, dem Gutachten aus Rheinau zufolge ist Bernasconi nicht geisteskrank und war es nie. Nur ein wenig zurückgeblieben. Wegen einem äusserst harten Vater.

Der Vormund übernimmt die Ansicht des neuen Gutachters und stellt den Antrag, die Vormundschaft aufzuheben. So geschieht es. Die Mündigerklärung von Moritz Bernasconi erfolgt mit dem Hinweis: «Ein erneutes psychiatrisches Gutachten stellt fest, dass die Gründe, die zur Errichtung der Vormundschaft geführt haben, nicht mehr bestehen.» Die unheilbare Geisteskrankheit ist verschwunden.

Moritz Bernasconi wird noch eine Zeitlang beobachtet. 1927 heisst es: «Im Grossen und Ganzen war er ausgeglichener und hielt er sich besser als früher.» Moritz arbeitet bald beim Vater, bald als Handlanger und Hilfsarbeiter auf Baustellen. «Etwelche Schwierigkeiten hatte man immer etwa mit ihm: er war weiterhin nicht sehr arbeitsfreudig und gab sich gerne den Volksfreuden wie Kino, Tanz usw. hin.»

Damit verschwindet Moritz aus den Akten.

1936 tritt eine neue Wende ein. Die Vormundschaftsbehörde erhält einen Bericht von einem Nachbarn, unterschrieben und mit Absenderadresse versehen. Dieser denunziert das «liederliche Leben» der Frau Bernasconi, der Mutter von Moritz: «Seitdem sie nun einen zweiten Zimmerherrn hat, geht sie sogar auch mit diesem in Kino, Konzert, Wirtschaften, raucht Zigaretten wie ein Strandräuber, vernachlässigt die Familie. Dem Zimmerherrn gibt sie sogar Spiegeleier, währenddem ihr Gemahl sich mit Kaffeebrocken begnügen muss. Ihrem Mann teilt sie alle möglichen Namen aus wie: Gauner, Fötzel, Hurehund und drgl.»

Der Nachbar steuert ohne Umwege sein Ziel an. Man solle Frau Bernasconi ausweisen: «Wenn sich eine Schweizerin so benähme wie die Bernasconi, so hätte man ihr schon längst die Kinder weggenommen und zudem noch sie irgendwo versenkt. So ein Lumpentier, wie die Bernasconi eins ist.»

Der «Erkundungsdienst» im Wohlfahrtsamt bestätigt, «die Verhältnisse der Familie Bernasconi seien wirklich recht unerfreuliche».

Das «Heimschaffungsverfahren» wird eingeleitet, nicht nur für die Ehefrau, auch für den Ehemann und gestrengen Vater. Am 12. November 1936 reisen sie aus.

Ihr einst «unheilbar geisteskranker» Sohn Moritz darf bleiben.⁶⁵⁹

Ein Italiener der zweiten Generation ist ansässig geworden.

Ausforsten

Die Eugenik

So wie Bauer Kleinjogg den Wald ausforstete, schlugen die Mediziner ins Gehölz. Von Kleinjoggs gesundem Tun berichtet der Chronist: «Zu diesem End» – um nämlich einen gesunden Wald zu erreichen – «reutet er sorgfältig alles Unkraut in seinen Wäldern aus, verdünnert von Zeit zu Zeit das junge Holz und schneidet die jungen Äste bis nahe an die Krone weg, welches das Wachstum des Holzes in schöne gerade Stämme nicht wenig befördert. Jedermann verwirft zwar dieses Aufstutzen der Bäume als dem Gehölze schädlich; er lässt sich aber davon nicht irre machen.»⁶⁶⁰ Kleinjoggs Art, die Tannen zu stutzen, wurde ‚Scheiteln‘ oder ‚Lichten‘ des Waldes genannt, und er sah sich bei dieser Praxis mit Widerständen auch aus dem Schosse der Naturforschenden Gesellschaft konfrontiert.

Kleinjogg hatte seine Argumente. Im einzigen authentischen Schriftstück, in welchem er sich selbst äusserte, meint er zum Stutzen oder Stücken der Bäume: «Meine Meinung über den Holtznutzen ist disse: erstlich je jünger man die kleinen Dendli aufsübert oder stückt, je grösseren nutzen man könnte haben (...). Ja, wenn man mit dem Stücken furfahren wurdi und so het man allweg Holtz zur Gnüge für alle Menschen, worzu man es nöthig heti (...) so heten wir im Zürichgebiet ein Land, wie es an eim ohhrt heisst, dass Milch und Honig fleusst.»⁶⁶¹

Auch am sozialen Körper wurde gescheitelt und gestutzt. Im Laufe der zwanziger Jahre wurden dem Burghölzli immer mehr Menschen überwiesen, die nicht organisch krank waren. Die Zahl der wegen Geisteskrankheit Entmündigten in der Stadt Zürich verdop-

pelte sich zwischen 1919 und 1933/ 62 während die Wohnbevölkerung um einen Viertel zunahm. Und auch die Zahl der Sterilisationen stieg: Wurden 1926 in der Psychiatrischen Poliklinik – einer Annexanstalt des Burghölzli – 67 Frauen sterilisiert, waren es 1927 schon 122.⁶⁶³

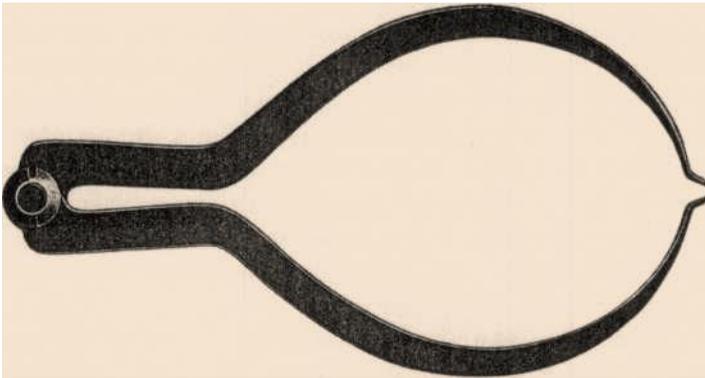
Bleuler begrüßte solche Prävention: «Schwerer Belastete sollten sich nicht fortpflanzen. Man hat ‚soziale Sterilisation‘ vorgeschlagen; andere haben ‚den Eingriff‘ in die Menschenrechte‘ perhorresziert (verteufelt, ww) und unnützlich gefunden. Viele Kranke und Degenerierte wären aber selbst sehr einverstanden mit der Operation», schreibt Bleuler und ergänzt: «Übrigens ist die Idee ausdehnungsfähig.» Und er dehnte die Idee aus: «Ich würde einmal zwangsmässig bei den unheilbaren Verbrechern und auf Grund der Freiwilligkeit bei anderen schwereren Psychopathen anfangen und dann allmählich die allgemeinen Anschauungen und die Gesetzgebung nach Massgabe der Erfahrungen umgestalten. Aber wenn wir nichts tun, als die geistigen und körperlichen Krüppel fortpflanzungsfähig zu machen und die tüchtigen Stämme ihrer Kinderzahl beschränken müssen, weil man so viel für die Erhaltung der anderen zu tun hat, wenn man überhaupt die natürliche Auslese unterdrückt, muss es ohne neue Massregeln mit unserem Geschlecht rückwärts gehen.»⁶⁶⁴

Alle «psychopathischen Persönlichkeiten» kamen zur Ausscheidung in Betracht, zu ihnen zählte Bleuler jede Ausprägung von «Triebmenschen»: die «Verschwender» wie die «Wanderer», die «Verschrobenen», die «Lügner und Schwindler» und jede Art «Gesellschaftsfeinde».⁶⁶⁵ Es war nicht mehr weit zur Pathologisierung der politischen Gegner.

Zu Recht fragte ein Autor, der sich mit Sterilisationsgesetzgebung beschäftigte: «Völkerpsychologisch wäre interessant zu untersuchen,

* Übersetzung: Meine Meinung über den Holznutzen ist folgende: Je jünger man erstens die kleinen Tannen säubert oder ausstockt, desto grösseren Nutzen könnte man erreichen (...). Ja, wenn man fortwährend ausstocken würde, hätte man wohl für alle Menschen Holz zur Genüge, für jeden Bedarf (...) und wir besässen im Zürichbiet ein Land, in dem, wie es an einer Stelle heisst, Milch und Honig fliesst.

warum gerade die beiden ältesten Demokratien der Welt – die Vereinigten Staaten von Amerika und die Schweiz – gesetzgeberisch so einschneidend in das persönliche Leben eingreifen.»⁶⁶⁶ Vielleicht weil beide Staatswesen durch Verdrängung nomadischer Lebensweisen und autochthoner Sitten entstanden waren und sich nun vor der Wiederkehr des Verdrängten fürchteten. Als entartet galten häufig Eigenschaften, die den an den Rand geschobenen Bevölkerungsgruppen zugeschrieben wurden. So ist es denn kein Zufall, dass die Gründungsjahre des schweizerischen Bundesstaates vom intensiven Kampf gegen die «Heimadösen», die Fahrenden geprägt waren.⁶⁶⁷ Und die USA wurden auf einem Boden erbaut, der von der indianischen Urbevölkerung hatte gereinigt werden müssen.



Tasterzirkel für die Schädelvermessung

Die Psychiater August Forel und Eugen Bleuler hatten begonnen, den neuen Menschen zu modellieren. Sie waren zu Hohepriestern der Eugenik geworden. Ihre Wirkungen reichten bis in den Nationalsozialismus und den Krieg hinein.

Der neue Mensch war allerdings kein höheres Wesen: «Ich wiederhole es, wir bezwecken keineswegs, eine neue menschliche Rasse, einen Übermenschen zu schaffen, sondern nur die defekten Untermenschen allmählich durch die Entfernung der Ursachen der

Blastophthorie (Keimverderbnis, ww) und durch willkürliche Sterilität der Träger schlechter Keime zu beseitigen und dafür bessere, sozialere, gesündere und glücklichere Menschen zu einer immer grösseren Vermehrung zu veranlassen.» So schrieb Forel, und er fuhr fort: «Wie sehr hat sich nicht die Qualität der Hunde gehoben, seitdem man sich bemüht, gute Rassen zu züchten und die schlechten zu beseitigen.»⁶⁶⁸

Nein, Forel wollte keine Genies; diese waren ihm vielmehr suspekt: «Wir müssen die Menschheit in ungefähr zwei Hälften teilen: eine obere, sozial brauchbarere, gesündere oder glücklichere und eine untere, sozial unbrauchbarere, weniger gesunde oder unglücklichere. Ziehen wir zwischen beiden eine mittlere Durchschnittslinie, so können wir folgenden Satz aufstellen: Wer selbst ... unzweideutig zur oberen Hälfte gehört, hat die Pflicht, sich kräftig zu vermehren; wer ebenso unzweideutig zur unteren Hälfte gehört, besonders wer mit Bezug auf körperliche Gebrechen, Geistesstörung, Verbrechen und Nervenkrankheit ein verfehlter, unglücklicher und sozial schädlicher Mensch ist, sollte gehalten sein resp. es als soziale Pflicht betrachten, unter allen Bedingungen die Erzeugung von Kindern zu vermeiden».⁶⁶⁹

Zeugt Kinder, wenn Ihr «schlichte, aber gesunde, brave, solide, arbeitsame und mit gesundem Menschenverstand begabte Bauern und Arbeiter) seid,⁶⁷⁰ forderten die Sozialhygieniker. Das war die Vorwegnahme des Arbeiter- und Bauernstaates aus eugenischem Geist.

So wurde zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts versucht, in der Küche der Wissenschaft den gesunden Menschen zu brauen. Es war ein blasphemisches Unternehmen, wie es Johann Wolfgang von Goethe im zweiten Teil seiner Faust-Tragödie dargestellt hat.

Wagner am Herde:

«Schon in der innersten Phiole

erglüht es wie lebendige Kohle,

Ja wie der herrlichste Karfunkel

Verstrahlend Blitze durch das Dunkel:

*Ein helles, weisses Licht erscheint!
O dass ich's diesmal nicht verliere! –
Ach Gott! Was rasselt an der Türe?»*

*Mephistopheles, eintretend.
«Willkommen! es ist gut gemeint.»*

*Wagner, ängstlich:
«Willkommen zu dem Stern der Stunde!»
Leise: «Doch haltet Wort und Atem fest im Munde!
Ein herrlich Werk ist gleich zustand gebracht.»*

*Mephistopheles, leiser:
«Was gibt es denn?»*

*Wagner, leiser:
«Es wird ein Mensch gemacht.»*



Homunculus – Karikatur aus dem «Nebelspalter»

III. HIN ZUM LICHT

Forels und Bleulers letzte Jahre

Sehnsüchte

Forels Alterswerk

Nach seinem Rücktritt vom Direktorsposten kehrte Forel in seine Waadtländer Heimat zurück. Die alten Wolken zogen wieder auf. Ein Freund, dem er sich durch eine Art «Lebensparallelsmus»⁶⁷¹ verbunden gefühlt hatte, erlitt einen Schlaganfall, Forel empfand es als bedrohlich für sich selbst. Sein Sohn Eduard verstarb an einer Embolie. Forel geriet infolge dieser Schläge in einen «Dämmerzustand» und fiel mehr und mehr in seinen «Jugendpessimus» zurück.⁶⁷²

Er war am Ende seiner Kräfte: «... ich fühlte, dass es bei mir überall zu krachen begann. In der Anstalt selbst begann ich die vielen Meyer, Kunz und Keller, die immer wieder kamen, miteinander zu verwechseln.»⁶⁷³ Forel fühlte sich «übermüdet», «abgespannt und abgehetzt». Die modernen Unternehmenswissenschaften würden von «Burnout» sprechen. «Seit einiger Zeit hatte sich bei mir die Harnsäure wieder gezeigt. Ich bekam nun richtige Gichtanfälle in den Fingern.»⁶⁷⁴

Am 26. Oktober 1897 hatte der erst Fünfzigjährige sein Entlassungsgesuch eingereicht.

Nicht dass der Rücktritt im Zusammenhang mit den Anschuldigungen gegen ihn erfolgt wäre, gewiss nicht. Einen solchen Triumph hätte er seinen Gegnern ohnehin nie gegönnt. «Der Hauptgrund, der mich jetzt zu diesem Schritt führt, ist gesundheitlicher Natur», so schreibt er mit schneller, fast hastiger Handschrift in seinem Entlassungsgesuch. Dann folgt ein Bandwurmsatz, der schon durch die Form die Zerfahrenheit spiegelt, in der sich Forel befand: «Ich bemerke ausdrücklich, dass die traurigen, jeder tatsächlichen Begrün-

derung entbehrenden Angriffe auf unsere Anstalt und speziell auf meine Amtsführung von einer Seite, bei welcher nach meiner Ansicht ebenso sehr das Querulantum und die pathologische Selbstüberhebung wie die Schlechtigkeit, gepaart mit der Unwissenheit (diese beiden Kategorien von Begriffen schliessen einander durchaus nicht aus) die Beweggründe bilden, dass diese Angriffe, sage ich, meinen Schritt nicht im mindesten hervorgerufen oder auch nur begünstigt haben. Sie haben denselben im Gegenteil verschoben».⁶⁷⁵

Wenn nicht der äussere Druck, dann eine innere Sehnsucht.

In den Jahren vor dem Rücktrittsentschluss hatte der Burghölzlidirektor immer häufiger und immer längere Urlaube eingegeben. Er sei erfüllt gewesen von einer «langjährigen Sehnsucht» nach dem «echten Urwald», bekannte Forel im Rückblick auf sein Leben.⁶⁷⁶ Im Jahr vor dem Rücktritt hatte er sich die Verwirklichung dieses Traums ein erstes Mal geleistet.

Er unternahm eine Erholungsreise nach Kolumbien und erlebte da die wilde Wildnis. Er besucht Kreolen, die eine Katzenmusik für den Gast veranstalten und begegnet Indianern, die aus der Pfeife Koka lecken.

Die Landschaft, das eindrucklichste Erlebnis auf dieser Reise, schwemmt verschüttete lyrische Stimmungen in Forel hoch. Der Reisende erzählt von der Bootsfahrt an einer Flussmündung: «Das Fahrzeug ... fuhr unendlich langsam durch die wunderschöne Lagune hindurch. (...) Auf beiden Seiten schwirrten und sangen wunderbare Vögel. Ferner sah man ... eigenartige Fische, die, einzig ihren Schwanz als Triebkraft gebrauchend, auf der Oberfläche gleichsam dahinfliegen, obwohl sie keine Flugflossen besaßen.»⁶⁷⁷

Diese Kolumbienreise war eine Begegnung mit der realexistierenden Alternative zur westlichen Zivilisation, auch was den Charakter der Menschen betraf. Forel war davon abgestossen, aber auch fasziniert. Den Gegensatz der Kulturen erfuhr er besonders deutlich in ei-

ner Irrenanstalt, in der sowohl Farbige wie Weisse einsassen. Die Mentalität konnte unterschiedlicher nicht sein: «Die meisten Neger sind heiter, die meisten Engländer dagegen melancholisch-geisteskrank.»⁶⁷⁸ Die «Negen' lächelten noch in der Verwirrung. Entweder war das ein höherer Grad von Krankheit oder aber ein höherer Grad von Glück, das auch durch Krankheit nicht getrübt werden konnte.

Auf Reisen in die Ferne festigte sich in Forel die Ahnung von anderen Welten, anderen Möglichkeiten, anderen Wirklichkeiten. Die Kopfwelt war nicht die einzige Wahrheit, Hirnforschung nicht die einzige Wissenschaft.

1912, wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel: Ein Hirnschlag trifft ihn.

Forel hätte keinen Herzanfall erleiden können, das Gehirn war seine zentrale Stelle. Das Gehirn! Er hatte es geahnt. Ein zentrales Erlebnis auf der Kolumbienreise war der Sturz mit einem Ochsen gewesen. Forel hatte sofort befürchtet, sein Gehirn sei zermalmt. Zum Glück war dem nicht so.⁶⁷⁹

Er war eben daran, seiner Sekretärin einen Vortrag zu diktieren. «Als ich das Diktat begann, fand ich meine Ausdrücke nicht recht (...). Ich wurde halb verzweifelt, suchte selbst im Wörterbuch nach mir sonst geläufigen Ausdrücken, und unterdessen vergass ich das, was ich sagen wollte. (...) Das Diktat fiel natürlich danach aus. Einige Worte liess ich sogar weg.»⁶⁸⁰

Danach spürt er ein anhaltendes «Ameisenkriechen» im rechten Arm. Als er Tage darauf seinen Vortrag trotzdem hält, verstärken sich die Sprachstörungen: «Ich suchte nach meinen Ausdrücken, wurde unklar und unsicher im Reden und dadurch erregt und verstimmt. (...) Ich spürte, es müsse etwas in meinem Kopf passiert sein.»⁶⁸¹

Was er ein Leben lang gefürchtet hatte, war eingetreten. War da nicht seit je eine Gedächtnisschwäche, die Schwierigkeit etwa, sechs Vierzeiler auswendig zu lernen?⁶⁸² Diese erhielt im Rückblick eine besondere Bedeutung. Waren da nicht die seltsamen Gefühle im Me-

dizinstudium, als er jeweils geglaubt hatte, die Symptome der Krankheit, von der die Rede war, an sich selber wahrzunehmen?⁶⁸³ Ihm stand auch stets das Bild der Grossmutter mütterlicherseits vor Augen: «Durch den Tod ihres Mannes verlor sie jeden Halt. Sie geriet unter den Einfluss katholischer Priester, trat zur katholischen Religion über und musste schliesslich geisteskrank in die Irrenanstalt versetzt werden.»⁶⁸⁴

Eine Geisteskranke in der Verwandtschaft war für einen Wissenschaftler, der sich mit Vererbungslehre beschäftigte, eine Quelle steter Irritation.

Das Ameisenkriechen im rechten Arm hörte nicht mehr auf, die Sprachstörungen blieben, die Hörschwierigkeiten nahmen zu, die Sehfähigkeit des rechten Auges schwand.

Einige Jahre später erschoss sich einer seiner engsten Freunde, Richard Semon in München, da er sich einbildete, «senil zu werden».⁶⁸⁵

Trotz allem Unglück wuchs Forels wissenschaftliche Aktivität ins Uferlose. Mit einer Rastlosigkeit ohnegleichen baute er seine Ameisensammlung aus, die zu einer der international bedeutendsten wurde. In alle Richtungen trieb er Studien voran. Ihn beschäftigten in diesen späten Jahren wie eh und je «die Alkoholfrage» und «die Pädagogik, das heisst die ganze Frage der Schulerziehung, der Erziehung überhaupt» und «die wichtige sexuelle Frage». Nicht genug damit; drei weitere Themen beschäftigten ihn: die «Frauenfrage», dann «die Frage der internationalen Sprache» und zudem «die menschlichen Rassenfragen».⁶⁸⁶

Von einer Idee war er geradezu besessen: der Idee einer «Mneme» – was das Gedächtnis der Materie sein sollte. Die «Mneme» war eng mit dem Problem der Vererbung verbunden. Forel entwickelte die Theorie, dass sich erworbene Eigenschaften vererben könnten, wenn sie verändernd in das Kernprotoplasma der Keimzellen einwirkten.⁶⁸⁷ Solche abnormen Einwirkungen auf die Keimzellen oder eben auf die Mneme nannte er «blastophthorisch».

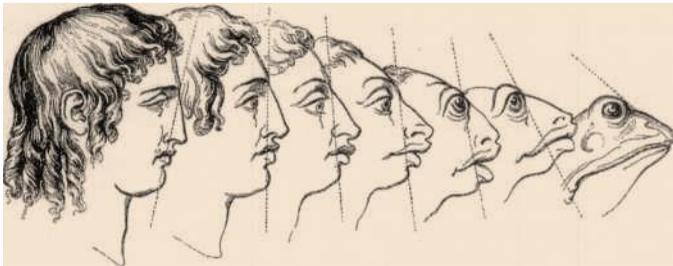
Die Störung der Mneme war verantwortlich für den allmählichen Niedergang der zivilisierten Rasse. Die «Keimverderbnis» Ursache

aller sozialen Übel. Diese eine Theorie erklärte letztlich alles.

Es fällt auf, dass eine ganze Reihe grosser Wissenschaftler jener Zeit im Alter sich nach der grossen Einheitstheorie sehnten. Albert Einstein suchte nach einer Art Weltformel – der «Einheitlichen Feldtheorie» –, die das Mystische, das diese Welt im Innersten zusammenhält, in wissenschaftliche Kategorien fassen sollte. Der Sexualforscher Wilhelm Reich strebte danach, die Entstehung allen Lebens aufzudecken – und den genauen Übergang vom Unbelebten zum Belebten mit Experimenten nachzuvollziehen, die heute belächelt werden.

«Der Mensch sucht – in ihm irgendwie adäquater Weise – ein vereinfachtes und übersichtliches Bild der Welt zu gestalten und so die Welt des Erlebens zu überwinden, indem er sie bis zu seinem gewissen Grad durch dies Bild zu ersetzen strebt.» Das schrieb in kritischer Selbsterkenntnis Albert Einstein.⁶⁸⁸

Forels Theorie war ein mystischer Einheitsentwurf. Angelegt nach der Entwicklungstheorie Darwins, aber ins Negative gewendet: Er verkündete statt einem Aufstieg der Tüchtigen eine Ausbreitung der Schwächlinge. Die fortschreitende Degeneration der Menschheit. Jene Wissenschaft, die sich mit dem Abstieg der Menschheit aufgrund von Keimschädigungen befasste, nannte Forel in düsterem Humor «Kakogenik».⁶⁸⁹



Vom Menschen zum Frosch – Nach einer Zeichnung von 1844

Und trotzdem: Der Schlaganfall scheint Forel auch befreit zu haben. Er wurde offener, internationaler, friedlicher. Oder schwärmerischer. «Im Monat Juli 1916 entschloss ich mich endlich, aktiver Sozialist zu werden.»⁶⁹⁰ Sein Sozialismus war aus dem Leiden geboren und letztlich religiös geprägt. Man müsse «für das Wohl der ganzen Menschheit schwere Leiden ertragen», meditiert Forel, «und ein ehrlicher Sozialismus macht den Anfang dazu.»⁶⁹¹

Wenn das Abendland untergeht – wie dies mit dem Kulturphilosophen Oswald Spengler nun viele dachten –, wollte Forel durch sein Leiden dagegen angekämpft haben.

Für den 1. Mai – den Tag der Arbeiterbewegung – des Jahres 1916 verfasste er einen Aufruf, den er als sein «geistiges Testament» bezeichnet. Der Text ist gleichsam mit ausholender Geste präsentiert und für den Vortrag auf einem grossen Platz geeignet. Aufwühlen soll vor allem seine Schlusspassage: «Ich glaube, dass bald nur noch eine internationale, sozialistische Revolution helfen kann, und wünsche von ganzer Seele eine solche.» Pathetisch fährt Forel fort: «Die Menschheit muss jene drei Drachen, die sie erwürgen – Kapitalismus, Militarismus und Alkoholismus – töten, oder sie geht an allen Dreien zugrunde, das heisst, sie schreitet rückwärts, statt vorwärts.» Dann die grosse Vision: «Durch deren Bewältigung aber könnte sie (die Menschheit, ww) mit Hilfe der Eugenik der Besten, der Sterilisation der Schlechteren, ferner mit Hilfe von sozialer Bildung und Erziehung einer wohldisziplinierten Friedensarmee aller Männer und Frauen ... allmählich einen stetigen Aufstieg zur sozialen Wohlfahrt auf Grund eines supranationalen Friedens beginnen.»⁶⁹²

Die Neigung der Sonnenblume

Bleulers Alterswerk

Die Alterswerke der beiden Zürcher Psychiater zu lesen, kann trunken machen wie die Lektüre eines mystischen Textes des Mittelalters. Solche Texte betören, weil sie das Ziel nie erreichen. Die Gedanken kreisen um eine Mitte, die letztlich unfassbar bleibt. Der Leser oder die Leserin bewegen sich mit und geraten in den Zustand des tanzenden Derwishes.

Als Siebzigjähriger hatte Bleuler 1927 die Leitung des Burghölzli abgegeben. Der Psychiater Medard Boss erinnert sich an ihn: «Wie es erstrangigen Naturwissenschaftlern oft zu geschehen pflegt, war auch der alternde Eugen Bleuler in zunehmendem Masse von einem Drang nach philosophischer Besinnung ergriffen worden.»⁶⁹³ Bleuler geht einen ähnlichen Weg wie Forel. Wieder auf seine Weise. Etwas holziger. Weniger mit grosser Geste verkündet. Grüblerisch errungen und notiert. Er sucht die Kraft, welche die Bewegungen des Denkens und die Instinkte und all die Energien hinter diesen Kräften lenkt. Und er gerät dabei in immer komplexere Sphären. Bleuler spinnt sich in einen Alterskokon ein.

In diplomatischer Sprache, die die Texte über seinen Vater immer wieder prägt, schreibt Manfred Bleuler: «Von der Mitte seiner Sechzigjahre an wandte sich Bleuler (Eugen Bleuler, ww) von der klinischen Problematik eher ab und rang von da an bis zu seinem Tode vor allem um eine Klärung des Wesens des Psychischen.»⁶⁹⁴

Bleuler beschäftigte sich nicht mehr direkt mit den früheren psychiatrischen Fragestellungen. Er modifizierte sein Lehrbuch in Einzelheiten, doch dem Werk über die Schizophrenie folgte kein bedeutender Nachtrag. Er arbeitete hingegen weiter an jenen philosophischen Gedanken, die er in seinem grossen Werk über die «Naturgeschichte der Seele» formuliert hatte, das 1921 erschienen war. Die zweite Auflage, elf Jahre später, war gespickt mit Argumenten gegen die Einwände, die auf Bleuler einprasselten. Er stellte ein Vorwort voran, das ausdrücklich «Antwort auf Angriffe heisst». ⁶⁹⁵ Darin wetterte er gegen die «philosophischen Heteristen», welche die Identität von Hirnfunktion und Psyche ablehnten. ⁶⁹⁶ Er schrieb neue Aufsätze zum immergleichen Thema in Erwiderung an seine Gegner. ⁶⁹⁷ Der Widerstand veranlasste ihn, sich nur tiefer in die Materie einzulassen.

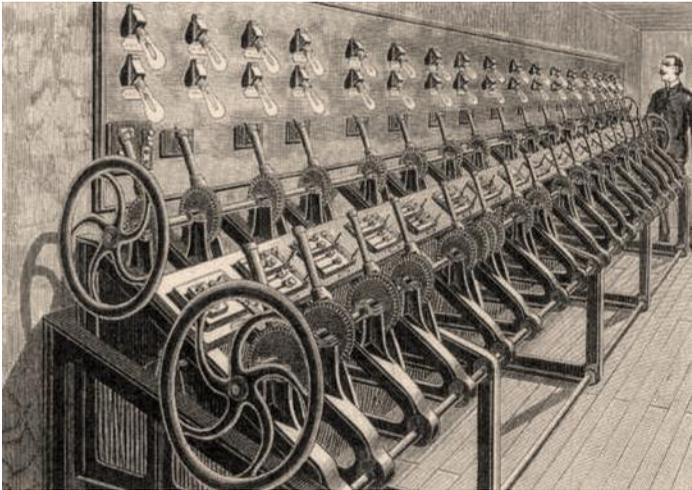
Er verhedderte sich dabei. Nicht nur in der Argumentation. Schon die Schreibweise war zerfahren, wie Bleuler selbst klagte: «Die Art der Entstehung unter mehreren verschiedenen Gesichtspunkten, das Fertigen denken mancher Einzelheiten erst während des Schreibens sind Ursachen, die ich nicht beseitigen kann, wenn ich mit meiner verfügbaren Zeit vor dem Tode an eine Art Ende kommen will.» ⁶⁹⁸

Was er noch beweisen will, ist die alte These, dass die Psyche eine «Hirnfunktion» sei. ⁶⁹⁹ Nun will er zeigen, wie die inneren Vermittlungen zwischen Hirn und Psyche funktionieren. Dazu erfindet er den Begriff «Psychokym», das «den psychischen Energiestrom» bezeichnet. ⁷⁰⁰

Das «Psychokym» ist das entscheidende Agens. Es ist umweht vom alten Geheimnis, zugleich Materie zu sein und doch unsichtbar. Letztlich ist es ein neuer Mythos, inspiriert von der Elektrizität, die ebenfalls in jenen Jahren aufkam.

Unweit vom Burghölzli hatte der Unternehmer Zellweger eine «Lufttelegraphen»-Werkstätte gegründet, so benannt, weil der Strom mittels Drähten durch die Luft geleitet wurde. Schon das Wort brachte eine knisternde Stimmung zum Ausdruck. Bald wurde alles Mögli-

che mit Strom gespeist: Nicht nur das Licht in Zimmern und auf Strassen, nicht nur Telefonapparate und Motoren. Unter den Patenten der Firma Zellweger fanden sich ein elektrischer Wecker, ein elektrischer Türöffner, der von der Wohnung aus betrieben werden konnte, ein Blitzschutzapparat, eine Fahrtregistrieranlage für Fahrzeuge, eine Kaffeemühle mit elektrischem Antrieb. Die Elektrifizierung des Burghölzli wurde 1920 abgeschlossen.



Anlage für die elektrische Beleuchtung der Opéra in Paris

Auf eine vertrackte Weise glich auch das Gehirn einer Kaffeemühle, einer Fahrtregistrieranlage, einem Elektromotor. Es war so zweckmässig eingerichtet, dass sich eine weitere Frage stellte, die die Wissenschaft nicht beantworten konnte. Die Frage nach dem Wozu. Die heutige Naturwissenschaft wisse in ihrer «Psychophobie» mit der Zweckmässigkeit nichts anzufangen; «sie kennt nur Kausalität, nicht Finalität», stellte Bleuler fest. Andere Wissenschaften glaubten, in den Bewegungen der Planetensysteme oder in chemischen Vorgängen ein «Telos» zu finden, nicht so Medizin und Natur-

wissenschaft: «Mir scheint es nun», so Bleuler weiter, «dass eine biologische Wissenschaft, die mit dem wohl wichtigsten Charakteristikum des Lebendigen und dem ganzen leitenden Prinzip desselben auf so gespanntem Fusse steht, einen bedenklichen Defekt aufweise.»⁷⁰¹

Die grosse Frage nach dem Wozu. Sie bewirkte die entscheidende Wende in Bleulers spätem Denken. Er fragte immer weniger nach den Konstruktionsplänen, sondern nach dem Sinn. So liquidierte sich die Naturwissenschaft selber. Die Seele kam durch die Hintertür zurück.

Wozu streckt sich die Sonnenblume dem Lichte entgegen? Bleuler antwortet theoretisch, sicher in der Meinung, er bewege sich auf dem Boden der strengen Naturwissenschaft. Er reflektiert über ein «Klumpchen Substanz», das dazu tendiert, sich nach der Wärme zu bewegen. Nur der Leser denkt dabei zur Veranschaulichung an eine Sonnenblume. Bleuler spricht von Tendenz, der Leser denkt an Sehnsucht und Subjektivität. Bleuler versucht, die Bewegung in Schaltungsschritte aufzuteilen wie damals bei der Erfindung des Zeppelins. «Nun ist die Wärme in der Natur oft von Licht begleitet; wenn die Substanz zur Wärme geht, kommt sie auch ins Helle. Durch Gleichzeitigkeitsassoziation wird die Empfindung des Hellen mit der des Wanderns nach der Wärmeempfindung verbunden, so dass bei neuerlichem Wärmebedürfnis die Bewegung nach der Helligkeit automatisch ausgelöst wird.» Nach weiteren Ausführungen bekräftigt er: Die Wanderung nach dem Licht wird so von selbst zu einer «zweckhaften Handlung». Mehr noch, sie ist ein Verlangen: «Stellen wir uns vor, die Bewegung der Substanz nach dem Licht sei bewusst, d. h., sie ‚nehme sich selbst wahr‘, ... so haben wir in elementarster Form in der Tendenz nach Wärme ein ‚Wollen‘, in der substituierenden Assoziation Licht-Wärme eine ‚Überlegung‘, und in der Bewegung nach der Wärme eine ‚Handlung‘.»⁷⁰² Die Sonnenblume sehnt sich zum Licht.

«Zweck wird also nicht von aussen an das Lebendige herangetragen, sondern er ist diesem immanent.»⁷⁰³ Diesem Streben in der Na-

tur gibt Bleuler einen Namen, die «biische Zweckhaftigkeit». Der gestelzte Ausdruck «biisch» ist abgeleitet vom griechischen Wort für Leben.

Die Fachwelt bleibt skeptisch gegenüber Bleulers Versuch, Seele und Körper zu vereinen. Ein Kritiker nennt Bleulers Argumentation kurzerhand «eine spekulative Verdunkelung des Problems.»⁷⁰⁴

Der Forel-Biograph und einstige Oberarzt Klaesi schreibt diplomatisch: Bleuler habe es unternommen, «seine reichen Forschungsergebnisse aus ihrer diesseitigen Beschränktheit zu lösen und zu einem allumfassenden naturphilosophischen Weltbild mit bindender und erbauender Kraft zu fügen.» Und er kommentiert trocken: «Aber es blieb ihm die Wirkung auf die Gemüter versagt.»⁷⁰⁵

Eugen Bleuler bleibt in den letzten Jahren vor seinem Tod dem Grundprinzip des geistigen Lebens auf der Spur. Wer ihm nicht folgen mag, kann nicht mit Verständnis rechnen, nicht einmal mehr mit Argumenten. Bleuler tut die Zweifler ab mit der Feststellung: «Die Grundlage der philosophischen Systeme sind eben Glaubens- und Gefühlssachen.»⁷⁰⁶

Sagt ein darwinistischer Wissenschaftler.

Eugen Bleuler beginnt zu ahnen, dass die Welt mit wissenschaftlichen Begriffen nicht erklärbar ist. Dass die realexistierende Seele nicht zufrieden ist, wenn die Bedingungen ihrer Existenz dargelegt sind. Dass das Bedürfnis nach Sinn durch die Forschung nach dem Wie nicht abgedeckt ist. Bleuler bekommt – so belehrend und gestelzt er all seine Überlegungen und Empfindungen immer noch ausdrückt – im Alter eine menschliche Statur.

Zwischen Himmel und Erde

Religiöse Ahnungen

Bleuler mochte Begriff um Begriff erfinden, um die Vorgänge im Gehirn zu fassen: «Psychokym» und «Psychoide», «Neurokym», «Biismus», «Mnemismus» und gar «Ergie»⁷⁰⁷ (die alles Streben des Menschen umfasst); da blieb immer ein unbegreifbarer Rest. Das Land des Unerklärten zog sich am Horizont stets weiter zurück wie eine Luftspiegelung in der Wüste. Bleuler dürstete.

Er fragt sich, was darüber bestimmt, «ob ein Keim ein Seeigel oder ein Mensch werde». Und er antwortet: «Das wird nicht von der Materie, der Trägerin der Engramme, bestimmt, wenn auch natürlich die Gene zur Entwicklung eines Seeigels anderer Stoffkombinationen bedürfen als zur Menschbildung.»⁷⁰⁸

Und wer bestimmt denn, was aus einem Keim wird? Antwort: Die «geschlechtliche Zuchtwahl»!

Auch die «geschlechtliche Zuchtwahl» erklärt vieles nicht, so «die Farben und Formen der Blumen und vieler Tiere». Warum einem etwas gefällt, «ist durch die Annahme der geschlechtlichen Zuchtwahl um keinen Schritt der Lösung näher gebracht worden».⁷⁰⁹

Die Theorie muss ein neues Versatzstück, einen neuen Begriff bemühen, um die Lücke zu füllen. Die «Idee»?

«Kann nicht in der Produktion und im Empfinden von Schönerm irgend etwas Allgemeines zum Ausdruck kommen, das der ganzen Welt oder wenigstens der organischen Welt angehört und das wir in unserem menschlichen Denken etwa mit dem Begriff der ‚Idee‘ andeuten könnten»,⁷¹⁰ fragt Bleuler.

Immer intensiver ahnt er ein Geheimnis in der Natur. Walter von Wyss meint in seiner kurzen Schrift über Bleuler, die Lektüre von Bleulers Spätwerken erwecke den Eindruck, «als hätte der Forscher sein letztes Wort nicht gesprochen und als wären ihm zuletzt doch Zweifel aufgestiegen in dem Sinne, wie er sich selbst ausdrückt, ‚dass es Dinge gibt, die sich nicht in unsere Weltvorstellung einreihen lassen’.»⁷¹¹

Allmählich beginnt Bleuler zu akzeptieren, was er früher verdammt hatte. Dass Menschen religiöse Interpretationen suchen. In seiner Rektoratsrede zur Stiftungsfeier der Universität Zürich 1925 reflektiert er coram publico: «Nun redet man aber davon, dass es unmöglich zwei Wahrheiten geben könne, eine des Glaubens, eine des Wissens. Ich sehe nicht ein, warum nicht; es gibt auch eine physische und eine psychische Realität, die jede in ganz anderem Sinne ihren Wahrheitswert hat.»⁷¹²

Da ist ein religiöses Streben des Menschen: «Auf gleiche Weise kommen wir auch anderen Bedürfnissen entgegen, denen nach Seligkeit, nach einem väterlichen Gott, darnach, eine Bestimmung im Weltganzen zu haben. Die Lösungen sind nicht beweisbar, man kann sie ‚nur‘ glauben (...). Wir müssen voraussetzen, dass Glaubensinhalte, die die ganze Menschheit durch alle Zeitalter immer wieder schafft und erhält, einen auch in biischem Sinne realen Inhalt haben, so gut wie die ethischen Vorschriften.»⁷¹³

Überraschend gibt es nun nicht nur den Religionstrieb, den Bleuler früher für nichtexistent erklärt hat, jener hat sogar einen realen Inhalt. Rektor Bleuler mutet seinen akademischen Kollegen einiges an unakademischen Gedankengängen zu. Die Psyche mag sterben, etwas anderes kann dennoch bleiben: «... die Psyche stirbt mit dem Gehirn. Logisch ist damit das ewige Leben nicht ausgeschlossen, denn das Gehirn kann am Jüngsten Tage wieder aufgebaut werden.»⁷¹⁴

Noch einmal sei an den Unternehmer Zellweger erinnert, denn auch dieser wurde zum Mystiker. Gerade durch die Beschäftigung mit Elektrizität. Es ist überliefert, dass er Alltagsgeschehnisse gerne

in Zusammenhang mit kosmischen Ereignissen sah, dass er die guten und die schlechten Tage schon am Morgen zu erkennen glaubte und sich durch solche Empfindungen dazu bestimmen liess, etwas Geplantes zu unternehmen oder sein zu lassen. Er hatte gelernt, mit der unsichtbaren Kraft der Elektrizität zu arbeiten und dadurch auch auf andere unsichtbare Kräfte zwischen Himmel und Erde zu achten, und er verstand sich selbst als Zauberer.⁷¹⁵

Ähnlich findet Bleuler auf der Suche nach den objektiven Grundlagen des Denkens wieder zum Subjektiven zurück. So sagt er: «...was wir ‚sehen‘, sind Neurokymchwankungen und nicht Dinge».⁷¹⁶ Und er beginnt in logischer Konsequenz an der Aussenwelt irre zu werden: «Die Realität der Aussenwelt ist eine im absoluten Sinne nicht beweisbare, eine relative», allenfalls ist sie ‚objektiv‘ beweisbar unter bestimmten Bedingungen».⁷¹⁷

Gerne gibt er zu, dass er sich in den letzten Jahren abgekapselt hat, auch vom wissenschaftlichen Diskurs: «Um das Schrifttum habe ich mich nicht viel gekümmert und hoffe, dass viele das mehr als einen Vorteil denn als einen Nachteil ansehen.»⁷¹⁸

Er lebt schon auf den Tod hin. Er arbeitet an den Fragen des Lebens. Vielleicht kämpft er um sein seelisches Überleben. Wenn dieses nicht in der Wissenschaft liegen sollte, so in der Religion: «Dass wir aber in einer anderen Form weiter existieren, glauben wir ja doch, da wir an die Erhaltung der Kräfte glauben, die uns zusammensetzen».⁷¹⁹

Auch Forel stellt sich auf den Tod ein. Nach seinem Schlaganfall ordnet er an, sein Gehirn solle nach seinem Tod histologisch untersucht werden.⁷²⁰ Er verfasst selbst die Leichenrede, die sein Sohn dereinst an seiner Kremation vortragen soll.⁷²¹

Auch er nähert sich religiösen Konzeptionen: Nicht nur, dass er sich zum Pantheismus bekennt.⁷²² Nicht nur, dass er die Bibel wieder zu studieren beginnt. 1920, im Alter von 72 Jahren, wendet er sich

der Weltreligion des Bahaismus zu, die ein neues Zeitalter des Friedens und einer einigen Menschheit verkündet. Er schreibt 1921 in seinem Testament: «Sie ist die wahre Religion des Wohls der menschlichen Gesellschaft, hat weder Dogmen noch Priester und verbindet alle Menschen miteinander, die auf dieser kleinen Erdkugel leben. Ich bin Bahai geworden.»⁷²³ Das heisst frei übersetzt «Kind des Lichts» – abgeleitet vom Religionsgründer Baha-Ulla, dem «Glanz Gottes». Forel ruft, wie ein Apostel mit ausgebreiteten Armen auf dem Berg der Erleuchtung stehend, in seinem Testament seinen Freunden zu: «Mein letzter Wunsch ist, euch alle glücklich und von heiliger Begeisterung für ein immer höheres Menschheitsideal erfüllt zu wissen und dass ihr für dasselbe kämpft.»⁷²⁴

Umsorgt von seiner Frau, entschlief August Forel am 27. Juli 1931 in seiner Villa in Yvorne. Eugen Bleuler, der seine letzten Jahre auf dem Stücklein Erde verbrachte, das seine Vorväter als Bauern beackert hatten, verschied nach kurzer Krankheit am 15. Juli 1939. Der Tod beider erfolgte eigentümlicherweise in deren 83. Altersjahr.

Der Erde waren beide verhaftet gewesen, sie starben als Kinder des Lichts.

* Baha Ulla (1817-1892). Die Bahai-Religion anerkennt äusser den Werken des Baha-Ulla vor allem den Koran, aber auch die heiligen Schriften der anderen Weltreligionen als Glaubensquellen.

Die Kaiserstochter

«Im Burghölzli sah ich und unterschied nach und nach alle hauptsächlichsten Formen des Irreseins.» So erzählt der Schriftsteller Gerhart Hauptmann in seiner Autobiographie. «Einst wurde eine Paranoiakranke vorgeführt, deren Diagnose einer der studentischen Praktikanten stellen sollte. Er sprach wohl fünf oder zehn Minuten mit ihr, ohne dass sie anders als vernünftig antwortete. Schliesslich sagte er, er könne von einer Krankheit nichts feststellen und würde sie seinerseits für gesund halten. Da sprang sie auf im höchsten Triumph und wurde nicht müde, ihm wieder und wieder recht zu geben. So sei es, sie sei wirklich kerngesund! Sie habe das Unglück, sagte die einfache Bauersfrau, eine natürliche Tochter Kaiser Friedrichs III. zu sein, sie sei auch deshalb in Berlin gewesen. Man erkläre sie für verrückt, weil sie dies der Wahrheit gemäss behaupte. Ihren zuverlässigen Zeugen glaube man nicht. Sie werde misshandelt, sie sei völlig widerrechtlich im Irrenhaus. Diese Frau also hatte ihre fixe Idee und war in der Tat sonst völlig gesund. Sie konnte mit ihrer fixen Idee neunzig Jahre und darüber alt werden. Hat nicht, ging es mir durch den Kopf jeder Mensch seine fixe Idee? Der protestantische Geistliche so wie der Katholik? Der Philosoph, der Arzt, der Forscher?»⁷²⁵

Chronologie

Biographische Daten:

August Forel, 1.9.1848-27.7.1931
Burghölzli-Direktor 1879-1898

Eugen Bleuler, 30.4.1857-15.7.1939
Burghölzli-Direktor 1898-1927

1850

1850 Erste Irrenzählung im Kanton Zürich ergibt 0.5 Prozent
Geistesschwache oder -kranke.

1860 Planung des Burghölzli, medizinische Konzeption durch
Wilhelm Griesinger, Professor für innere Medizin.

1864-1870 Bau des Burghölzli.

1870 Die Irrenheilanstalt Burghölzli wird eingeweiht.

1870-1872 Amtszeit des Direktors Bernhard von Gudden.

1873-1874 Amtszeit des Direktors Gustav Huguenin.

1875

1875-1879 Amtszeit des Direktors Eduard Hitzig.

1879 Forel übernimmt die Leitung der Irrenheilanstalt Burghölzli.

1881 Bleuler beendet das Medizinstudium in Zürich.

1882 Das Plattentheater nimmt sein Exotenprogramm auf.

1885 Erste (bisher bekannte) Sterilisierungen in der Schweiz durch
Forel.

- 1885-1886 Bleuler wirkt als Assistent am Burghölzli.
- 1886 Forel macht Ameisenversuche am Burghölzli über das Sinnesleben der Tiere.
- 1886 Der 29jährige Bleuler wird zum Direktor und Arzt der Pflegeanstalt Rheinau gewählt.
- 1887 Forel wendet sich dem Hypnotismus zu.
- 1887 Internationaler Abstinentenkongress im Burghölzli.
- 1888 Eröffnung der durch Forel initiierten Trinkerheilanstalt Ellikon an der Thur.
- 1892 Der Theoretiker des «geborenen Verbrechers», Cesare Lombroso, im Burghölzli zu Besuch.
- 1893 Eingemeindung der Arbeitergrossstadt Aussersihl in Zürich.
- 1893 Forel entwirft ein schweizerisches Irrengesetz.
- 1894 Eine hauseigene Limonadenproduktion wird am Burghölzli eingeführt.
- 1894 Die kantonalzürcherische Volksinitiative für die Aufhebung der Bordelle wird lanciert.
- 1896 Publikation von Bleulers Schrift über den «geborenen Verbrecher».
- 1897 Die Bordelle werden in Zürich durch Volksabstimmung verboten.
- 1898 Forel tritt als Burghölzlidirektor zurück, Bleuler wechselt von der Rheinau ans Burghölzli.
- 1900
- 1900 Das Varietétheater Korso nimmt seine Darbietungen auf.

- 1900 Carl Gustav Jung wird Assistenzarzt am Burghölzli.
- 1901 Bleuler heiratet die Deutschlehrerin Hedwig Waser.
- 1903 Forels volkstümliche Darstellung über die «Hygiene der Nerven und des Geistes» erscheint.
- 1903 Die Anwendung des Deckelbades am Burghölzli ist zum letztenmal erwähnt, und der erste Wachsaal entsteht (für Frauen).
- 1905 Hans Wolfgang Maier tritt als 3. Assistenzarzt ins Burghölzli ein.
- 1905 Die Zulässigkeit von Sterilisierungen wird auf der Jahresversammlung der Schweizer Irrenärzte diskutiert.
- 1907 Das Zivilgesetzbuch wird von der Bundesversammlung erlassen (mit Bestimmungen über Eheverbote, Bevormundung und Kindswegnahme).
- 1908 Bleuler prägt den neuen Begriff «Schizophrenie».
- 1908 Dissertation von Maier über «moralische Idiotie».
- 1908 Amtsvormundschaften werden in Zürich eingerichtet.
- 1909 Jung scheidet wegen einer sexuellen Affäre aus dem Burghölzliendienst aus.
- 1910 Pfarrer Paul Pflüger wird Stadtrat und leitet die Sozialpolitik.
- 1912 Forel erleidet im Waadtland einen Hirnschlag.
- 1916 Bleulers Lehrbuch der Psychiatrie erscheint erstmals.

- 1916 Forel wird aktiver Sozialist.
- 1916 Dissertation von Moritz Tramer über «Vaganten» und «Arbeitsmeider».
- Um 1920 Die Elektrifizierung des Burghölzli wird abgeschlossen.
- 1920 Forel wendet sich der Religion der Bahai zu.
- 1921 Bleulers philosophisches Werk «Naturgeschichte der Seele» erscheint.
- 1924-1926 Bleuler amtet als Rektor der Universität Zürich.
- 1925
- 1926 Die Aktion «Kinder der Landstrasse» gegen jeni-
sche Familien beginnt.
- 1927 Rücktritt des 70jährigen Bleuler als Burghölzli-
Direktor.
- 1927 Maier wird Direktor am Burghölzli.
- 1931 Forels Tod.
- 1934 Ernst Rüdin kommentiert das nationalsozialisti-
sche «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nach-
wuchses».
- 1939 Bleulers Tod.

Für Cecilia und Erika Weber

Dieses Buch ist den Geschwistern Cecilia und Erika Weber gewidmet. Der Autor kennt sie nicht und hat keine Beziehung zu ihrer Familie. Er war erschüttert bei der Lektüre der Akten über ihr Schicksal. Und er glaubt mittlerweile, dass es in der Schweiz viele Geschwister Weber gab.

Wenn heute bekannt ist, dass die Pro Juventute gemeinsam mit anderen Hilfswerken und mit Behörden in den zwanziger Jahren die Verfolgung der «Kinder der Landstrasse» in Szene setzte, so liegt noch weitgehend im Dunkeln, dass dies nur eine Spitze im breiteren Kampf gegen «Abweichung» gewesen zu sein scheint, der sich als Kampf gegen Schmutz und Armut darstellte, letztlich aber immer Menschen und ihre Lebensweise bedrohte. Die Jenischen waren nur der Kern einer breiten Bevölkerungsschicht, die von Behörden und einer Art sozialen Mafia – von Fürsorgeämtern bis zu Kirchenleuten – zum Feind erklärt wurde.

Aus sozialen Gründen bzw. wegen angeblichem Schwachsinn wurden Personen sterilisiert und kastriert und Familien aufgelöst. Nach heutigem Recht handelt es sich bei rechtswidriger Unfruchtbarmachung um «Schwere Körperverletzung» im Sinne von Artikel 122 Ziffer 1 des Schweizerischen Strafgesetzbuches. Derartige Operationen gegen den Willen der Betroffenen sind bei Urteilsunfähigkeit generell unzulässig, so die geltenden Richtlinien der Schweizerischen Akademie der medizinischen Wissenschaften. Die Sterilisierungspraxis ist äusser in Neuenburg derzeit in keinem kantonalen Gesetz geregelt.

Es ist nötig, das damalige Geschehen aufzuklären. Nicht nur aus moralischem Rechtsempfinden. Sondern auch aus dem praktischen Interesse, dass solches nicht erneut möglich wird. Die historische Forschung muss die Verletzung der Opfer, die Motive der Täter und die Palette der Abstufungen im Verhalten der Öffentlichkeit zeigen.

Sie muss die Verantwortlichkeiten diskutieren und die klaren Rechtsverstösse der Handelnden benennen. Um dies zu befördern, wird die Forderung nach Rehabilitation der Geschwister Weber gestellt. Die Ereignisse mögen im juristischen Sinn veijähren, sie sollen nicht vergessen werden.

Es stellt sich einmal mehr die Frage, ob Menschen, die Geschichte machen, Verantwortung tragen müssen für das, was sie tun oder unterlassen. Spontan mag man dies ablehnen wollen mit dem Verweis auf den Zeitgeist früherer Epochen. Die nähere Betrachtung zeigt immer, dass diesem Zeitgeist eine freie Wahl von Denken und Handeln zugrunde lag, dass er «gemacht» wurde. Mit anderen Worten: dass es solche gab, die sich den grossen Strömungen widersetzt hatten, jedoch beiseite geschoben wurden. Die Berufung auf den Zeitgeist wäre Berufung auf die Logik derer, die historisch gesiegt haben. Würde dieser Zeitgeist automatisch sanktioniert, hätte es nie die geringste Anerkennung der moralischen und materiellen Ansprüche von Juden, Jenischen und Indianern gegeben.

Eine Rehabilitierung der Familie Weber und namentlich der Kinder Cecilia und Erika wirft weitere konkrete Fragen auf. Zunächst kann man nicht sagen, ob die Nachkommen der Familie dies überhaupt wünschen. Die Pflicht zur anonymen Behandlung dessen, was in den Quellen gefunden wurde, hindert den Autor auch daran, nach Nachkommen zu forschen und diese zu kontaktieren. Er würde sich strafbar machen, wenn er die Frage nur schon stellt.

Dennoch ist eine Rehabilitierung im Interesse aller Opfer von Psychiatrie und Sozialvorsorge erforderlich. Die Zürcher Kantonsregierung war das Aufsichtsorgan der Heilanstalt Burghölzli, und die Stadtregierung beaufsichtigte die Armenpflege und die Vormundschaftsbehörden. Sie haben die Möglichkeit, den an Leib und Seele Geschädigten im Nachhinein zumindest moralisch Genugtuung zu leisten.

- Sie müssen offiziell feststellen, dass Fürsorge und Psychiatrie in Zürich Unrecht an einer grossen Anzahl Menschen verübt haben. Dass ein Teil der Bevölkerung Opfer behördlicher Willkür, Arroganz und von Machtstreben wurde.

- Die Kantons- und die Stadtregierung müssen historisch untersuchen, welche Personen, Instanzen und Organisationen für dieses Unrecht verantwortlich waren und in welcher Art welche Gesetze verletzt wurden. Diese Untersuchungen werden zeigen, ob weitere berechnigte Forderungen erfüllt werden müssen.

Das Sozialhygieneprojekt der Zürcher Psychiatrie führte zu Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die erst heute allmählich erhellt werden. Für diese Anschuldigung steht das Schicksal der Geschwister Cecilia und Erika Weber.

Nachwort

von Berthold Rothschild

Nun ist es also aus dem Schrank, das Skelett. Lange verschwiegen und verdrängt lag es hinter den dicken Mauern des Burghölzli, der weltberühmten Psychiatrischen Universitätsklinik Zürichs. Auch der Verfasser dieser Zeilen hat jahrelang dort gearbeitet, und wie er haben es alle gehaut, aber nie wirklich ausgesprochen und schon gar nicht debattiert. Einer, nicht Arzt, Psychiater oder Wissenschaftler, sondern aus der wenig geachteten Zunft der Journalisten, hat es nun an die freie Luft gebracht: das verwesende Skandalon der «wissenschaftlichen Rassenhygiene».

Die Lektüre von W. Wottrengs Buch hinterlässt eine ganze Reihe gemischter, widersprüchlicher und auch aufgebracht Gefühle. Wie konnte es nur möglich sein, fragt man sich entsetzt, dass über mehrere Jahrzehnte hinweg die wissenschaftlich legitimierten eugenischen Theorien August Forels und Eugen Bleulers und – noch schlimmer – eine daraus hervorgehende Praxis der Unterdrückung und Elimination ohne erheblichen Widerspruch geblieben waren? Und wenn die Nationalsozialisten daraus nicht eine vollumfängliche Rassenideologie abgeleitet und dann auch den systematischen Völker- und Artenmord betrieben hätten – können wir ganz sicher sein, dass die eugenischen Theorien nicht bis in unsere Zeit weiterentwickelt und «verfeinert» worden wären?

Dazu kommt aber die immer wieder brisante Frage, die sich an jede kritische Geschichtsschreibung richtet: Ist es zulässig, kann man überhaupt aus einer Zeit des Besserwissens und des Klügergewordenseins nachträglich und mit der heutigen moralischen Messlatte frühere Umstände beurteilen, die – so wird immer wieder betont – unter ganz anderen gesellschaftlichen Vorzeichen und Prioritäten stattgefunden hatten? Waren denn die Theorien und Anordnungen

eines Forel und E. Bleuler nicht von ehrenhafter Gesinnung beeinflusst, von «ärztlichem Denken», das sich als «heilend» und heilsam versteht, geprägt?

Die Crux des ideologischen Unheils besteht wohl gerade darin, dass im Namen eines vermeintlichen «Guten» das «Böse» unangefochten sich ausbreiten kann. Und wenn das so beabsichtigte Gute sich dazu noch einer «Wissenschaftlichkeit» versichert, so wird ihm das Stigma der subjektivistischen Irrbarkeit und des blinden Ehrgeizes entzogen – es wird immun gegenüber moralischen Anfechtungen aller Art, auch dort wo im Gewände scheinbar kritischer Gesinnungsprüfung von denselben Koryphäen dauernd von «medizinischer Ethik» geredet und darüber doziert wird.

Die Umsetzung diskriminierender Theorien unter dem Banner der hygienischen Anständigkeit bedarf eigentlich immer eines Skandals, das der zweiten Untat vorausgeht. Dass es nämlich Menschen gibt, die bereits zuvor so deklassiert worden sind, dass sie mit Leichtigkeit und ohne öffentlichen Widerspruch zu Objekten der wissenschaftlichen Begriffe und der Übergriffe werden: kolonialisierte Völker, Zigeuner, Juden, Irre, künftige Erbkranke etwa. Und dies zeigt Wottrengs Buch in unverbrämter Deutlichkeit: wenn sich überhaupt jemand zur Wehr setzte, so waren es (mit Ausnahme des im Buche erwähnten Journalisten, der dann auch bald schon als «unseriös» disqualifiziert wurde) die Opfer und ihre Angehörigen, denen dann in Kürze von Professoren, Ärzten und Behörden das Etikett der «Unvernunft», wenn nicht gar der «Unzurechnungsfähigkeit» verpasst wurde. Schlimmer noch, sie schienen zu bestätigen, dass die an ihnen anzuwendenden Theorien ihre volle Richtigkeit hätten.

Besonders heimtückisch erweist sich in den Theorien Forels und E. Bleulers ein kleines Wort: dasjenige der Rassenhygiene. «Hygienisch» (ebenso übrigens wie das Adjektiv «rassig») kommt so unschuldig und «positiv» daher. Und es stimmt auch, dass in der Mitte des letzten Jahrhunderts unter dem Namen der «Sauberkeit» und der

«Asepsis» bedeutende Entwicklungen, wie z.B. die Eindämmung des Kindbettfiebers durch den geachteten Prof. Semmelweiss in Wien oder später der Sieg über die Tuberkulose zu verzeichnen waren. Hygiene heisst aber auch in erweiterter Ideologisierung Ausmerzung des Drecks, des Ungeraden, des als bedrohlich Empfundene(n), beziehungsweise: der Begriff gibt einen Ansporn dafür, man könne, wenn man sich nur (in Tat und Gesinnung) «sauber» verhalte, das Störende und Unerwünschte endgültig eliminieren. Der saubere, intakte und gesunde Mensch wird zum Programm, soll so von seinen Ausdünstungen, seinen Keimen, seinen genetischen Krummheiten endgültig «befreit» werden. Klare Konturen, gesäubertes Innen und Aussen werden zum ästhetischen und gesellschaftlichen Ideal, und alle Ambivalenz und Mehrdeutigkeit, wie sie etwa durch Vermischung von Rassen, von «Besserem und Schlechterem» erzeugt würden, bedürfen der hygienischen Prophylaxe und der sanitärischen Säuberung. Wer dagegen antritt, vertritt das «Schmuddelige» und zieht den Verdacht auf sich, das Gültige, vom Anrühigen Befreite (und Herrschende), unterminieren zu wollen.

Widerspruch und Widerstand gegen eine allumfassende Hygiene – auch des gesellschaftlichen Ganzen (die Nazis sprachen vom «Volkskörper» ...) – werden von den Mächtigen angesehen wie ein bedrohliches Virus, und es soll deshalb im Keime erstickt werden. Zwar werden sie heute geehrt, wenn nicht gar mystifiziert, die einsamen Helden des früheren Widerspruchs: die Geschwister Scholl etwa, die Männer des 20. Juni, ein Maurice Bavaud oder ein Paul Grüninger. Ihre Bedeutung besteht aber nicht nur in ihrer individuellen Zivilcourage und ihrem Ungehorsam, sie sind stets auch Kronzeugen dafür, dass Widerstand gegen herrschendes und erzwungenes Denken, gegen falsches Bewusstsein und Ideologien grundsätzlich möglich ist. Dass das Schweigen und Verschweigen oder das stille Dulden sich à la longue nicht hinter der Unschuld von Konformismus und einer komplizenhaften Passivität verbergen können.

Und heute? Gibt es mehr und bessere Möglichkeiten, sich gegen

Theorie und Praxis keimenden Unheils zu wehren, es zu erkennen, wenn es im Namen des wissenschaftlich Guten und Richtigen daherkommt? In der Epidemiologie etwa, der verordneten Geburtenkontrolle, den Überwindungsstrategien gegenüber ökologischen Bedrohungen und – vielleicht doch nicht so weit von Forels und E. Bleulers Theorien entfernt? – der Gentechnologie? Nur geht es bei letzterer um eine «hygienische Prophylaxe», die bereits dort ansetzt, wo der Mensch noch gar nicht erst entstanden ist, wo aber dennoch das Un-erwünschte (Krankheiten und Behinderungen aller Art) als vermeidbar deklariert wird und wo etwaige Widerspenstigkeit dagegen früher oder später unweigerlich als Versäumnis, wenn nicht gar als «Verschulden» taxiert werden wird. Kann man sich gegen solche Tendenzen auflehnen, ohne bei den Promotoren in den Verruf der «Altbackenheit» oder der antimodernen Sabotage zu gelangen?

Gewiss, man möchte es hoffen, aber man wagt es gleichzeitig zu bezweifeln. Denn ohne Widerstandsdenken gegen herrschende Strömungen bereits im Alltag, ohne den geachteten Mut zu «hysterischem Aufbegehren» gegen Formen jeglicher Herrschaftsarroganz und ohne kritisches Bewusstsein schon im Schulranzen (und dort gehört Wottrengs Buch mit hinein!) wird das wissenschaftlich Richtige wieder und wieder ein menschlich Falsches riskieren. Ob im einsamen Labor oder übers Internet, ob im akademischen Talar oder unter dem Banner der «ethisch» reflektierten Wissenschaft: es braut sich dennoch und auch hier und jetzt wohl manches zusammen, über das dann spätere Generationen entsetzt zu (be-)richten haben werden ...

Berthold Rothschild, Dr. med., lebt und arbeitet in Zürich, «als Psychiater, Psychoanalytiker und Besserwisser FMH», wie er schreibt.

Anmerkungen

- 1 Josef Amrein und Florian Wick, «Die Freudsche Couch hat ausgedient. In der Psychiatrie werden messbare Informationen wichtiger», Weltwoche, Nr. 9, 26.2.1998, S. 59.
- 2 Michael Simm, «Pillen gegen den Wahnsinn. Die Schizophrenie ist keine unbehandelbare Krankheit mehr», Tages-Anzeiger, 18.7.1997, S. 52.
- 3 Harro Albrecht, «Natural Born Killers. US-Forscher behaupten: Ein erheblicher Teil der menschlichen Gewaltbereitschaft ist biologischen Ursprungs», Sonntagszeitung, 19.4.1998, S. 95.
- 4 Brief Jiri Modestin, 25.6.1998.
- 5 Forel Leben S. 99.
- 6 Forel Leben S. 111.
- 7 Siehe etwa: Reglement für die kantonale Irrenanstalt «Burghölzli» bei Zürich (1870).
- 8 Nach: Klee S. 30.
- 9 Manfred Bleuler Geschichte S. 378ft
- 10 Forel Leben S. 101.
- 11 Forel Leben S. 102.
- 12 Forel Leben S. 103.
- 13 Am selben Ort.
- 14 Forel Leben S. 106.
- 15 Forel Leben S. 108.
- 16 Forel Leben S. 107.
- 17 Schreibweise auch: Haegi.
- 18 Hägi S. 8.
- 19 Hägi S. 72.
- 20 Hägi S. 8f.
- 21 Hägi S. 9.
- 22 Hägi S. 75.
- 23 Hägi S. 10.
- 24 Hägi S. 84.
- 25 Hägi S. 78.
- 26 Hägi S. 80.
- 27 Hägi S. 10.
- 28 Hägi S. 13.
- 29 Hägi S. 46.
- 30 Hägi S. 13ff.
- 31 Hägi S. 14.
- 32 Hägi S. 32.
- 33 Hägi S. 14.
- 34 Hägi S. 28.
- 35 Hägi S. 34.
- 36 Hägi S. 56.

- 37 Hägi S. 59.
- 38 Hägi S. 56.
- 39 Hägi S. 68.
- 40 Hägi S. 59.
- 41 Hägi S. 62.
- 42 Hägi S. 48.
- 43 Hägi S. 49.
- 44 Am selben Ort.
- 45 Hägi S. 80.
- 46 Hägi S. 81.
- 47 Klee S. 28ff.
- 48 Zitiert in: Bleuler Dementia S. 13.
- 49 Fallschilderung: E.A.B., geboren 1888, Personenakte der Vormundschaftsbehörde.
- 50 Gerhart Hauptmann, «Das Abenteuer meiner Jugend», in: Das gesammelte Werk, Band 14, Berlin 1942, S. 774f.
- 51 Erwähnt in: Untersuchungskommission 1897 S. 65 (Krankengeschichte Nr. 5696).
- 52 Nach: Bleuler Dementia S. 13.
- 53 Am selben Ort.
- 54 Nach: Bleuler Dementia S. 128.
- 55 Nach: Bleuler Dementia S. 124.
- 56 Am selben Ort.
- 57 Untersuchungskommission 1897 S. 43.
- 58 Manfred Bleuler Geschichte S. 395.
- 59 Bleuler Dementia S. 389.
- 60 Am selben Ort.
- 61 Rechenschaftsbericht Burghölzli für 1881, S. 8.
- 62 Hägi S. 124.
- 63 Am selben Ort.
- 64 Forel Leben S. 189.
- 65 Nach: Untersuchungskommission 1897 S. 59.
- 66 Untersuchungskommission 1897 S. 42.
- 67 Untersuchungskommission 1897 S. 85.
- 68 Untersuchungskommission 1897 S. 82.
- 69 Gerhart Hauptmann, «Promethidenlos. Eine Dichtung», in: Das gesammelte Werk, Band 1, Berlin 1942, S. 72. Siehe auch den Hinweis in Gerhart Hauptmann, «Das Abenteuer meiner Jugend», in: Das gesammelte Werk, Band 14, Berlin 1942, S. 766.
- 70 Forel Leben S. 61.
- 71 Forel Leben S. 30.
- 72 Forel Leben S. 25.
- 73 Forel Leben S. 22.
- 74 Forel Leben S. 24ff.
- 75 Forel Leben S. 17.
- 76 Forel Leben S. 13.
- 77 Forel Leben S. 14.
- 78 Forel Leben S. 20.

- 79 Forel Leben S.14.
80 Forel Leben S.79.
81 Forel Leben S.31.
82 Forel Leben S.18.
83 Forel Ameisen S. 13.
84 Forel Ameisen S. 206.
85 Nach: Forel Leben S. 26f.
86 Forel Ameisen S. 234f.
87 Forel Ameisen S. 216.
88 Forel Ameisen S. 236ff.
89 Forel Leben S.20.
90 Forel Ameisen S. 60.
91 Forel Leben S.40.
92 Forel Leben S.77f.
93 Forel Leben S.116.
94 Nach: Untersuchungskommission 1897 S. 14.
95 Hägi S. 50f.
96 Manfred Bleuler Geschichte S. 415.
97 Forel Leben S. 159.
98 Forel Leben S. 236f.
99 Forel Leben S. 146.
100 Forel Leben S. 137.
101 Forel Leben S. 136.
102 Forel Leben S. 188.
103 August Forel, «Vorwort» zu Kölle S.VL
104 Forel Sexuelle Frage S. 273.
105 Fallschilderung nach: Graeter S. 48ff. (Fall V, Heinrich Sp.)
106 Forel Leben S. 132.
107 Forel Sexuelle Frage S. 250ff.
108 Forel Sexuelle Frage S. 251. Siehe auch S. 431: «Gewisse Urninge sind sogar raffiniert genug, um sich kleine Urninge als Kinder zu wünschen.»
109 Forel Sexuelle Frage S. 249.
110 Forel Sexuelle Frage S. 435.
in Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 208.
112 Forel Sexuelle Frage S. 248.
113 Forel Sexuelle Frage S. 258, Anmerkung.
114 Forel Sexuelle Frage S. 217.
115 Forel Leben S. 132.
116 Fallschilderung nach: Kölle S. 84ff. (Martin Rao. Hochstapler – Pathologischer Schwindler mit konträrer Sexualempfindung. Gutachten von Prof. Forel, 1894).
117 Forel Leben S. 114.
118 Forel Leben S. 112.
119 Forel Sexuelle Frage S. 118.
120 Forel Sexuelle Frage S. 158.
121 Forel Sexuelle Frage S. 152.
122 Forel Sexuelle Frage S. 152f.

- 123 Forel Sexuelle Frage S. 125.
 124 Forel Sexuelle Frage S. 159.
 125 Forel Hypnotismus, 8./ç. Auflage, S. 99.
 126 Hägi S. 112f.
 127 Forel Leben S. 154.
 128 «XII. Versammlung der Schweizer Irrenärzte, abgehalten in St. Urban am 2. und 3. September 1881», Correspondenzblatt für Schweizer Ärzte, Jahrgang XII (1882), S. 645-650 (Vortrag von Herrn Prof. Forel, S. 649).
 129 Forel Leben S. 64.
 130 Forel Leben S. 74.
 131 Forel Leben S. 80.
 132 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 41.
 133 Forel Hygiene S. 51f.
 134 Am selben Ort.
 135 Forel Ameisen S. 41.
 136 Forel Leben S. 81.
 137 Forel Leben S. 51.
 138 Untersuchungskommission 1897 S. 24 (Im Original «aufmacht» statt «besorgt»).
- 139 Die Zitate sind verdankenswerterweise bestätigt in einem Schreiben von Prof. Dr. Rüdiger Wehner, Ordentlicher Professor für Zoologie und Direktor des Zoologischen Instituts der Universität Zürich, an W. Wottreng vom 27.7.1998.
- 140 Forel Ameisen S. 82.
 141 Forel Ameisen S. 61.
 142 Forel Ameisen S. 98f.
 143 Forel Ameisen S. 148f.
 144 Forel Leben S. 68.
 145 August Forel, Über die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen. Ein Vortrag, gehalten in der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur in Zürich, 7. Auflage, München 1918, S. 17f.
 146 Forel Ameisen S. 273.
 147 Forel Ameisen S. 183.
 148 Forel Ameisen S. 188.
 149 Forel Sexuelle Frage S. 97.
 150 Forel Ameisen S. 226.
 151 Forel Ameisen S. 273f.
 152 Fallschilderung nach: August Forel, Einige Bemerkungen über Hypnotismus. Nachtrag, Sonderdruck, o. O. (1888), S. 8f. (Fall Nr. 11, M., Wärterin, 19 Jahre).
 153 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 101.
 154 Forel Leben S. 133.
 155 Forel Hypnotismus S. 16.
 156 August Forel, Einige therapeutische Versuche mit dem Hypnotismus (Braidismus) bei Geisteskranken, Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt für Schweizer Ärzte, 7. Jahrgang (1888), S. 2.
 157 Forel Leben S. 133.

- 158 Forel Hypnotismus S. 22.
159 Forel Leben S. 133.
160 Forel Leben S. 141.
161 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 102.
162 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 117.
163 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 108f.
164 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 117f
165 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 118.
166 Nach: August Forel, Einige therapeutische Versuche mit dem Hypnotismus (Braidismus) bei Geisteskranken, Separatabdruck aus dem Correspondenz-Blatt für Schweizer Ärzte, 7. Jahrgang (1887), S. 6.
167 Im zitierten Werk S. 3.
168 Forel Leben S. 81.
169 Forel Leben S. 138.
170 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 157.
171 Fallschilderung nach: Kölle S. 149ff. (Frau E, Spontaner Somnambulismus mit angeblicher Wahrsagerei und Hellscherei, angeklagt des Betrugs. Gutachten von Prof. Forel, 1889).
172 Forel Leben S. 131.
173 In: Forel Briefe S. 501, Anm. 7.
174 Fritz Brupbacher, 60 Jahre Ketzer. Selbstbiographie, Zürich 1973, S. 62.
175 Brupbacher Ketzer S. 29F.
176 Forel Leben S. 193.
177 Forel Briefe S. 245f (Ernst Rüdin an August Forel, 1. November 1890).
178 Forel Briefe S. 333 (Ernst Rüdin an August Forel, 11. November 1898).
179 Ernst Kretschmer, Gestalten und Gedanken, Stuttgart 1963, S. 101.
180 Siehe dazu den Wahlentscheid der Regierung: Aus dem Protokoll des Regierungsrates 1898, Punkt 84, «Hochschule».
181 Klaesi S. 9.
182 Klaesi S. 14.
183 Am selben Ort.
184 Klaesi S. 9f.
185 Klaesi S. 10.
186 Am selben Ort.
187 Klaesi S. 12.
188 Klaesi S. 15.
189 Sigmund Freud, C.G. Jung. Briefwechsel, William McGuire und Wolfgang Sauerländer (Hrsg.), Frankfurt am Main 1974, S. 34. (Carl Gustav Jung an Sigmund Freud, 11.4.1907).
190 Sigmund Freud, C.G. Jung. Briefwechsel, S. 414 (Carl Gustav Jung an Sigmund Freud, 11.4.1907).
191 Manfred Bleuler Geschichte S. 417 bzw. 418.
192 Klaesi S. 13.
193 Am selben Ort.
194 Manfred Bleuler Geschichte S. 420.
195 Nach: Wyss S. 26.

- 196 Mündliche Mitteilung von Prof. Christian Scharfetter, dies namentlich in Bezug auf Manfred Bleuler.
- 197 Hans Caspar Hirzel, Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers. In: Guyer Kleinjogg S. 97.
- 198 Guyer Kleinjogg S. 105.
- 199 Brief von Niklaus Emanuel Tschärner an Hans Caspar Hirzel. Nach: Guyer Kleinjogg S. 186.
- 200 Manfred Bleuler, «Zur Entstehung und Bedeutung von Eugen Bleulers Werk: ‚Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien›», Vorwort zu Bleuler Dementia (Nachdruck 1988), S. VI (Zitiert: Manfred Bleuler, Vorwort zu Bleuler Dementia).
- 201 Manfred Bleuler, Vorwort zu Bleuler Dementia, S. IX.
- 202 Nach: Fred Rihner, Professor Dr. Manfred Bleuler zum 80. Geburtstag, Zürich 1982, S. 15f.
- 203 Forel Sexuelle Frage S. 316.
- 204 Forel Sexuelle Frage S. 318.
- 205 Untersuchungskommission 1897 S. 22f.
- 206 Klee S. 20.
- 207 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 24.
- 208 Schilderung und Zitate nach: Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 7, Anm. 1.
- 209 Bleuler Seele S. 131f.
- 210 Bleuler Seele S. 75ff. Teil «Der psychische Apparat». Siehe auch Kapitel «Die Schaltungen», S. 287ff., und Kapitel «Die Spannungen», S. 307ff.
- 211 Nach: Bleuler Seele S. 174f. (Der Abschnitt enthält bei Bleuler etliche weitere Zwischenschritte).
- 212 Bleuler Seele, 2. Auflage, S. 20.
- 213 Bleuler Seele, 2. Auflage, S. 19.
- 214 Bleuler Dementia S. 387f.
- 215 Forel Leben S. 155.
- 216 Fallschilderung nach: Elmer S. 10ff. (Fall 2, Nr. 7275).
- 217 Forel Leben S. 160.
- 218 Bleuler Verbrecher S. 1.
- 219 Hartmann S. 19.
- 220 Bleuler Verbrecher S. 17.
- 221 Siehe etwa: Bleuler Verbrecher S. 18.
- 222 Bleuler Verbrecher S. 2.
- 223 Bleuler Verbrecher S. 3.
- 224 Bleuler Verbrecher S. 30.
- 225 Bleuler Verbrecher S. 3ff.
- 226 Fallschilderung nach: Kölle S. 39fr (H. G., Mord – Moralische Idiotie. Gutachten von Prof. Forel, 1886).
- 227 Hägi S. 90.
- 228 Hägi S. 88.
- 229 Hägi S. 89ff.
- 230 Untersuchungskommission 1897 S. 47.
- 231 Untersuchungskommission 1897 S. 45.

- 232 Untersuchungskommission 1897 S. 43.
 233 Am selben Ort.
 234 Nach: Manfred Bleuler Geschichte S. 383.
 235 Nach: Untersuchungskommission 1897 S. 44f.
 236 Untersuchungskommission 1897 S. 47.
 237 Untersuchungskommission 1897 S. 37.
 238 Untersuchungskommission 1897 S. 43 F.
 239 Bleuler Verbrecher S. 76.
 240 Bleuler Dementia S. 391.
 241 Bleuler Dementia S. 390f.
 242 Bleuler Dementia S. 391.
 243 Bleuler Dementia S. 392.
 244 Charles Scholder, Über die Gefahr und Verhütung septischer Infectionen bei gewissen Geisteskranken, Diss. (bei A. Forel), Zürich 1886, S. 69.
 245 Scholder S. 68.
 246 Scholder S. 66.
 247 Hägi S. 79.
 248 Brehm S. 50.
 249 Hägi S. 88.
 250 Jedenfalls wird im Rechenschaftsbericht des Burghölzli von 1903 zum letztenmal die Verordnung eines Deckelbades erwähnt. Die Badekur aber bleibt: Es verschwindet der Deckel als mechanischer Zwang, nicht das Dauerbad als Therapiemittel.
 251 Fallschilderung nach: Scholder S. 19ff. (Fall 2, M.H. von Niederhasli, Landwirt).
 252 Diese und weitere Angaben aus: Moritz Hofmann, Die Irrenfürsorge im alten Spital und Irrenhaus Zürichs im 19. Jahrhundert bis zur Eröffnung der Heilanstalt Burghölzli, Diss. (bei H. W. Maier), Uznach 1922; Zitat S. 39.
 253 Hofmann Irrenfürsorge S. 44.
 254 Hofmann Irrenfürsorge S. 63.
 255 Hofmann Irrenfürsorge S. 50.
 256 Nach: Hägi S. 11 bzw. 56.
 257 Hofmann Irrenfürsorge S. 63.
 258 Bleuler Behandlung S. 26.
 259 Manfred Bleuler, «Krankenbehandlung», in: Hundert Jahre Burghölzli S. 30-36; Zitat S. 33.
 260 Christian Müller, Wer hat die Geisteskranken von den Ketten befreit? Skizzen zur Psychiatriegeschichte, Bonn 1998, S. 194f.
 261 Müller Psychiatriegeschichte, S. 202.
 262 Urteil des Bezirksgerichts Zürich in Sachen des Professor Dr. A. Forel gegen G. Hägi, vom 10.12.1898, in: Staatsarchiv BXII Zeh 6421: 30, Nr. 849, Nr. 1.
 263 Einvernahme Dr. August Forel (Übersetzung), 20.9.1898, in: Staatsarchiv BXII Zeh 6421: 30, Nr. 849, Nr. 17.
 264 Urteil des Bezirksgerichtes Zürich in Sachen des Professor Dr. A. Forel gegen G. Hägi, vom 10.12.1898.

- 265 Karl Scherrer, Der Fall Prof. Dr. Hans W. Maier, alt Direktor des Burghölzli, Zürich 1942, Anhang 2, S. 17.
- 266 Aktennotiz Rechtsanwalt Weiss, in: Universitätsarchiv Zürich, Bestand ABC, Hans W. Maier.
- 267 Scherrer Fall Maier, Anhang 2, S. 17.
- 268 Arnold S. 34, Anm. 1.
- 269 Hägi S. 109f.
- 270 Hägi S. 41.
- 271 Dazu beispielsweise Bleuler Dementia S. 204 und viele weitere Stellen.
- 272 Hägi S. 87.
- 273 Rechenschaftsbericht Burghölzli für 1896, S. 9.
- 274 Rechenschaftsbericht Burghölzli für 1897, S. 11.
- 275 Untersuchungskommission 1897 S. 43 (Siehe auch Zitat in Kapitel «Ruhe im Saal», Anmerkung 58).
- 276 Untersuchungskommission 1897 S. 8 (im Original: «viermonatliche»).
- 277 Untersuchungskommission 1897 S. 13.
- 278 Untersuchungskommission 1897 S. 54.
- 279 Untersuchungskommission 1897 S. 56.
- 280 Untersuchungskommission 1897 S. 39.
- 281 Rechenschaftsbericht Burghölzli für 1896, S. 10.
- 282 Rechenschaftsberichte Burghölzli für 1880 bis 1884.
- 283 Fliegel S. 3.
- 284 Fliegel S. 4.
- 285 Manfred Bleuler, Vorwort zu Bleuler Dementia S. VII.
- 286 Manfred Bleuler Geschichte S. 420.
- 287 Nach: Bleuler Dementia S. 13f.
- 288 Bleuler Dementia S. 14.
- 289 Bleuler Dementia S. 18.
- 290 Bleuler Dementia S. 84.
- 291 Bleuler Dementia S. 10.
- 292 Bleuler Dementia S. 153f.
- 293 Bleuler Dementia S. 157.
- 294 Bleuler Dementia S. 158.
- 295 Bleuler Dementia S. 172.
- 296 Bleuler Dementia S. 394.
- 297 Bleuler Dementia S. 394.
- 298 Fallschilderung: G. O. S., geboren 1885, Personenakte der Vormundschaftsbehörde Nr. 369 K.
- 299 Robert Musil, Die Verwirrungen des Zöglings Törless, Hamburg 1959, S. 44.
- 300 Musil Törless S. 49.
- 301 Daniel Heinrich, Dr. med. Charlot Strasser (1884-1950). Ein Schweizer Psychiater als Schriftsteller, Sozial- und Kulturpolitiker, Zürich 1986, S. 40.
- 302 Nach: Louis A. Sass, Madness and Modernism. Insanity in the Light of Modern Art, Literature, and Thought, New York 1992, S. 134ff.

- 303 Bleuler Seele S. 269.
- 304 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 259.
- 305 Bleuler Lehrbuch S. 122.
- 306 Am selben Ort.
- 307 Bleuler Lehrbuch S. 158f.
- 308 Fallschilderung: J. V, geboren 1881, Personenakte der Vormundschaftsbehörde.
- 309 Bleuler S. 22.
- 310 Bleuler Dementia S. 5.
- 311 Bleuler Dementia S. 6.
- 312 Bleuler Dementia S. 295.
- 313 Bleuler Dementia S. 26f.
- 314 Bleuler Dementia S. 228.
- 315 Bleuler Dementia S. 9.
- 316 Bleuler Dementia S. 241.
- 317 Bleuler Dementia S. 256.
- 318 Bleuler Dementia S. 30.
- 319 Bleuler Dementia S. 22.
- 320 Manfred Bleuler Geschichte S. 388.
- 321 Daniel Hell, «100 Jahre Ringen um die Schizophrenien», Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie, Band 146, Nr. 5 (1995), S. 189-194; Zitat S. 190.
- 322 Daniel Hell, zitiert in: «Die Messer der Chirurgen werden schärfer. Spitzenforscher über die Medizin des nächsten Jahrhunderts», Weltwoche, Nr. 1, 1.1.1998, S. 68.
- 323 Assoziationstests nach: Hermann Brunnschweiler, Über Assoziationen bei organisch Dementen, Diss. (bei E. Bleuler), Zürich 1912, S. 90ff.
- 324 Patientenantworten nach: Bleuler Lehrbuch S. 435f.
- 325 Manfred Bleuler Geschichte S. 400.
- 326 Manfred Bleuler Geschichte S. 396.
- 327 Manfred Bleuler Geschichte S. 401.
- 328 Klaesi S. 8.
- 329 Vergleiche etwa: Bleuler Lehrbuch, 1. Auflage (1916), S. 139ff., Kapitel K: «Die Ursachen der Geisteskrankheiten», mit Bleuler Lehrbuch 15. Auflage (1983), S. 132ff., Kapitel G: «Ursachen der psychischen Störungen».
- 330 Fritz Meerwein, «Psychotherapie», in: Hundert Jahre Burghölzli, S. 44-48; Zitat S. 47.
- 331 Manfred Bleuler, «Krankenbehandlung», in: Hundert Jahre Burghölzli, S. 30-36; Zitat S. 34.
- 332 Bleuler Dementia (Vorwort) (S.VII).
- 333 Forel Hypnotismus, 8./9. Auflage, S. 235.
 Zu Forel siehe in diesem Zusammenhang: Angelika Bialas, Ansätze zu einer dynamischen Psychologie bei August Forel. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Psychoanalyse, Diss., Zürich, 1974 (Aus dem Kapitel «Zusammenfassung», S. 40: «Forel lehnte die Lehre Freuds weitgehend ab.»).

- 334 Christian Müller, Wer hat die Geisteskranken von den Ketten befreit?
Skizzen zur Psychiatriegeschichte, Bonn 1998, S. 227.
- 335 Bleuler Dementia S. 384.
- 336 Bleuler Lehrbuch S. 154.
- 337 Am selben Ort, Anm. 1.
- 338 Bleuler Lehrbuch S. 154, Anm. 1.
- 339 In: Hanspeter Bundi, «An der Unsterblichkeit vorbeigeschrammt»,
Weltwoche, Nr. 42, 16. 10. 1997, S. 66.
- 340 Manfred Bleuler Geschichte S. 418.
- 341 Speyr S. 687.
- 342 Speyr S. 687.
- 343 «Die Ergebnisse der Irrenzählung vom 1. Dezember 1888», in: Statistische
Mittheilungen betreffend den Kanton Zürich, Kantonaes statistisches
Bureau (Hrsg.), Zürich 1888, S. 193.
- 344 Forel Hygiene S. 185f.
- 345 Nach: Bleuler Lehrbuch S. 157.
- 346 Hans Wolfgang Maier, «Über die Häufigkeit psychischer Störungen», Zeit-
schrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Band VIII Heft 5 (1912),
S. 644-658; Zitat S. 656.
- 347 Hans W. Maier, «Über die Verbreitung und Behandlung der Geisteskranken
in der Schweiz», 50. Jahresbericht des Zürcher Hilfsvereins für Geistes-
kranke, 1925 (Separatabdruck), S. 13-25; Zitat S. 15.
- 348 Forel Leben S. 123.
- 349 Bleuler Lehrbuch S. 120f.
- 350 Bleuler Dementia S. 78.
- 351 Bleuler Dementia S. 305.
- 352 Siehe: August Forel, «Zum Entwurf eines schweizerischen Irrengesetzes»,
Zeitschrift für Schweizer Strafrecht, 6. Jahrgang (1893), S. 3U-33I.
- 353 Redlich S. 9. Forels Vorschlag war etwas differenzierter gewesen.
- 354 Postulat vom 18. Februar 1901, zitiert in: «Aus den Verhandlungen des Kan-
tonsrats», NZZ, Nr. 49, 18.2.1901, Zweites Abendblatt, S. 1. Siehe auch:
«Zur Frage einer zürcherischen Irrengesetzgebung», NZZ, Nr. 6, 6.1.1913,
Erstes Morgenblatt, S. 1.
- 355 Fliegel S. 36.
- 356 Forel Hygiene S. 186f.
- 357 Bleuler Lehrbuch S. 146.
- 358 Bleuler Dementia S. 74.
- 359 Bleuler Lehrbuch S. 413, Kapitel XV: «Konstitutionelle Aberrationen».
- 360 Bleuler Lehrbuch S. 146.
- 361 Bleuler Lehrbuch S. 413, Anm. 1.
- 362 Bleuler Lehrbuch S. 150, Kapitel L: «Die Behandlung der Geisteskranken
im Allgemeinen.»
- 363 Fliegel S. 14.
- 364 Fliegel S. 9 («nicht» ergänzt).
- 365 Nach: Fliegel S. 15ff.
- 366 Bleuler Verbrecher S. 88.

- 367 Friedrich Glauser, *Morphium. Erzählungen*, Zürich 1996, S. 40.
- 368 Bleuler *Verbrecher* S. 61.
- 369 Nur Bleulers Oberarzt Klaesi rühmt die frühen Schriften: Sie «erregten breitestes Aufsehen und gaben der damals vorherrschend in intellektualistischen Auffassungen befangenen Forschung Antriebe und neue Richtung.» Klaesi S. 7.
- 370 Zitat nach: Hans H. Walser, «Über Leben und Werk von August Forel», Einleitung zu Forel Briefe, S. 29.
- 371 August Forel, «Vorwort» zu Kölle, S.VI f.
- 372 Bleuler *Verbrecher* S. 58.
- 373 Bleuler *Seele* S. 332.
- 374 August Forel, Zum Entwurf eines schweizerischen Irrengesetzes, «Zeitschrift für Schweizer Strafrecht», Sechster Jahrgang 1893, S. 21. Zum Kampf für eine «biologische Definition» der Unzurechnungsfähigkeit – wie sie Forel und Bleuler vertraten – gegen die «psychologische Definition» siehe auch: Urs Germann, *Psychiatrie und Straf justiz. Umfeld, Entwicklung und Praxis der forensischen Psychiatrie im Kanton Bern 1890-1910* (Lizenziatsarbeit), Bern 1998, besonders S. 68ff.
- 375 Bleuler *Seele* S. 331.
- 376 Bleuler *Verbrecher* S. 60, Anm. 2.
- 377 August Forel, Über die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen. Ein Vortrag, gehalten in der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur in Zürich, 7. Auflage, München 1918, S. 19.
- 378 Fliegel S. 18.
- 379 Bleuler *Verbrecher* S. 54.
- 380 Bleuler *Verbrecher* S. 74f.
- 381 Siehe etwa die Auseinandersetzung August Forels mit einem Journalisten namens Attenhofer, in der Forel argumentiert: «Die Todesstrafe, die Herr Attenhofer vor allem verlangt, wäre allerdings in manchen Fällen rationell, insofern sie die Menschheit von ihren schlimmsten krankhaften Auswüchsen gründlich befreien würde. Dann sollte man aber frank und frei sagen, dass man nicht aus Rechtsgefühl und zur Sühne, sondern aus kaltblütiger Berechnung gefährliche Geistesranke oder abnorme Scheusale töten sollte.» August Forel, «Verbrecher und Geistesranke», *NZZ*, Nr. 138, 19.5. 1897, *Morgenblatt*, S. 1.
- 382 Bleuler *Verbrecher* S. 75.
- 383 Nach: Hans-Peter Bärtschi, *Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau. Die Entwicklung des Zürcher Industrie- und Arbeiterstadtteils Aussersihl. Ein vergleichender Beitrag zur Architektur- und Technikgeschichte*, Basel 1983, S. 275.
- 384 Iwan Bloch, *Das Sexualleben unserer Zeit. In seinen Beziehungen zur modernen Kultur*, Berlin 1907, S. 325f.
- 385 Bloch S. 314F
- 386 Forel *Sexuelle Frage* S. 317F
- 387 Hans-Peter Bärtschi, *Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau*, S. 314ff.
- 388 «Lokales», *NZZ* Nr. 37, 6. 2.1909, Dritte Morgenausgabe, S. 2.

- 389 Forel Sexuelle Frage S. 319.
- 390 Eugen Bleuler, Unbewusste Gemeinheiten. Ein Vortrag, München 1905, S. 20.
- 391 Bleuler Seele S. 236.
- 392 Forel Sexuelle Frage S. 457.
- 393 Am selben Ort.
- 394 Forel Sexuelle Frage S. 449.
- 395 Forel Leben S. 211.
- 396 August Forel, «Vorwort zur sechsten Auflage», in: Forel Hygiene, 6. Auflage, Stuttgart (1919), S.7.
- 397 Forel Hygiene S. 273f.
- 398 August Forel, «Vorwort zur sechsten Auflage», in: Forel Hygiene, 6. Auflage, Stuttgart (1919), S. 8.
- 399 Forel Hygiene S. 274.
- 400 Siehe etwa: Bleuler Lehrbuch S. 146.
- 401 Bleuler Verbrecher S. 18f.
- 402 Nach: Rudolf Martin, Zur physischen Anthropologie der Feuerländer, Braunschweig 1894, S. 4.
- 403 Siehe dazu auch: Rea Brändle, Wildfremd, haumah. Völkerschauen und Schauplätze. Zürich 1880-1960. Bilder und Geschichten, Zürich 1995, S. 7ff.
- 404 Martin Feuerländer S. 4.
- 405 Brändle Völkerschauen S. 160f.
- 406 Forel Leben S. 63.
- 407 Forel Leben S. 65.
- 408 Forel Leben S. 152.
- 409 Forel Leben S. 175.
- 410 Forel Sexuelle Frage S. 193.
- 411 Nach: Forel Malthusianismus S. 3.
- 412 Forel Malthusianismus S. 6.
- 413 Am selben Ort.
- 414 Forel Malthusianismus S. 8.
- 415 Am angegebenen Ort.
- 416 Forel Sexuelle Frage S. 193.
- 417 Forel Sexuelle Frage S. 243.
- 418 Bleuler Lehrbuch S. 146 (Im Original irrtümlich: «Grossstadt-West»).
- 419 Bleuler Lehrbuch S. 141.
- 420 Am selben Ort.
- 421 Bleuler Seele S. 243 (Klammerbemerkung im Original).
- 422 Karl Sapper, «Die Zukunft der mittelamerikanischen Indianerstämme», Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 2. Jahrgang Heft 3 (1905), S. 384-412; Zitat S. 401.
- 423 Forel Leben S. 158.
- 424 Forel Malthusianismus S. 8.
- 425 Fallschilderung: J. T., geboren 1881, Personenakte der Vormundschaftsbehörde.
- 426 Fallschilderung nach: Frank S. 3iff., Fall XII.

- 427 Forel Leben S. 163.
- 428 Nach: Untersuchungskommission 1897 S. 41.
- 429 Bleuler Lehrbuch S. 503.
- 430 Bleuler Lehrbuch S. 211.
- 431 Forel Leben S. 282.
- 432 Hans W. Maier, Der Kokainismus. Geschichte/Pathologie/Medizinische und behördliche Bekämpfung, Leipzig 1926, S. 229.
- 433 Maier Kokainismus S. 254.
- 434 Siehe Brief von C.G. Jung an S. Freud, 31. 3. 1911. in: Sigmund Freud, C.G. Jung, Briefwechsel, William McGuire und Wolfgang Sauerländer (Hrsg.), Frankfurt am Main 1974, S. 455.
- 435 Maier Kokainismus S. 253.
- 436 Forel Leben S. 239.
- 437 Oskar Kokoschka, Das schriftliche Werk, Band 2, Hamburg 1974, S. 88 (Im Original: Forell).
- 438 Oskar Kokoschka, Mein Leben, München 1971, S. 98.
- 439 Wyss S. 7.
- 440 Forel Leben S. 239.
- 441 Bleuler Seele S. 267.
- 442 Am selben Ort.
- 443 Bleuler Seele S. 194.
- 444 Bleuler Seele S. 195.
- 445 Bleuler Seele S. 191ff. (Kapitel «Das dereierende Denken»).
- 446 Bleuler Seele S. 266.
- 447 Bleuler Seele S. 193.
- 448 Bleuler Seele S. 194.
- 449 Bleuler Seele S. 270.
- 450 Forel Sexuelle Frage S. 75.f.
- 451 Fallschilderung: H.J. M., geboren 1899, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 4142 a, Geschäftsverzeichnis 8046.
- 452 Bleuler Verbrecher S. 5.
- 453 Forel Sexuelle Frage S. 286f.
- 454 Forel Sexuelle Frage S. 78f.
- 455 Forel Sexuelle Frage S. 234.
- 456 Forel Sexuelle Frage S. 80.
- 457 Forel Sexuelle Frage S. 287.
- 458 Forel Sexuelle Frage S. 301.
- 459 Puenzieux/Ruckstuhl S. 100.
- 460 Siehe dazu auch: Puenzieux/Ruckstuhl S. 16.
- 461 Forel Sexuelle Frage S. 221.
- 462 Forel Sexuelle Frage S. 219.
- 463 August Forel, Die Sexuelle Frage, 4-/5. Auflage, München 1906, S. 231.
- 464 Siehe dazu das ausführliche Kapitel «Prostitution und Kuppelei», in: Forel Sexuelle Frage S. 286ff.
- 465 Zur Auseinandersetzung zwischen Abolitionspolitik und Reglementierung siehe auch: Paul Thüerer, 50 Jahre Kantonal Zürcher Vereinigung für sittliches Volkswohl 1888-1938, Zürich 1938; bzw: Dominique Puenzieux und

- Brigitte Ruckstuhl, Medizin, Moral und Sexualität. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Syphilis und Gonorrhöe in Zürich 1870-1920, Zürich 1994.
- 466 Forel Sexuelle Frage S. 308f.
- 467 Paul Thürer, 50 Jahre Kantonal Zürcher Vereinigung für sittliches Volkswohl 1888-1938, Zürich 1938, S. 16f.
- 468 Nach: Forel Leben S. 167.
- 469 Begründung des Initiativbegehrens betr. Änderung des strafrechtlichen Gesetzbuches (o.O., o.D.), S. 3.
- 470 Siehe dazu im Detail: Puenzieux/Ruckstuhl S. 76ff. (Kapitel «Die Sittlichkeitsinitiative»).
- 471 Strafgesetz Kanton Zürich, Paragraf 119. Zitiert nach: Das Strafgesetzbuch für den Kanton Zürich. Herausgegeben und erläutert von Dr. Heinrich Zeller, Zürich 1912.
- 472 Strafgesetz Kanton Zürich, Paragraf 122.
- 473 Strafgesetz Kanton Zürich, Paragraf 128, Absatz 1 und 2 (Absatz 2 enthält im Weiteren eine Kompetenzregelung).
- 474 Strafgesetz Kanton Zürich, Paragraf 126.
- 475 Nach: Theodor Weiss, Die Prostitutionsfrage in der Schweiz und das Schweizerische Strafgesetzbuch. Materialien, Betrachtungen und Vorschläge, Bern 1906, S. 104.
- 476 Am selben Ort.
- 477 Fallschilderung: Ch. M., geboren 1892, Personenakte der Vormundschaftsbehörde.
- 478 18. Bericht des Zürcherischen Frauenbundes zur Hebung der Sittlichkeit über das Jahr 1905, Zürich 1905, S. 13.
- 479 Forel Sexuelle Frage S. 203.
- 480 Forel Sexuelle Frage S. 200.
- 481 Forel Sexuelle Frage S. 217F.
- 482 Forel Sexuelle Frage S. 233.
- 483 Forel Sexuelle Frage S. 236.
- 484 Forel Sexuelle Frage S. 130.
- 485 Forel Sexuelle Frage S. 185.
- 486 Forel Sexuelle Frage S. 177F.
- 487 Forel Sexuelle Frage S. 368 bzw. S. 395.
- 488 Forel Sexuelle Frage S. 368.
- 489 Forel Sexuelle Frage S. 186.
- 490 Forel Sexuelle Frage S. 446.
- 491 Forel Malthusianismus S. 29.
- 492 Forel Sexuelle Frage S. 251.
- 493 Forel Sexuelle Frage S. 393.
- 494 Forel Sexuelle Frage S. 393.
- 495 Forel Sexuelle Frage S. 261.
- 496 Forel Sexuelle Frage, 4-/5. Auflage, S. 274.
- 497 Forel Leben S. 157.
- 498 Forel Sexuelle Frage S. 127.
- 499 Forel Sexuelle Frage, 4.75. Auflage, S. 136.
- 500 Forel Sexuelle Frage S. 128.

- 501 Forel Sexuelle Frage S. 84f.
 502 Forel Sexuelle Frage S. 86.
 503 Forel Sexuelle Frage S. 92.
 504 Forel Sexuelle Frage S. 56f.
 505 Forel Sexuelle Frage S. 359.
 506 Forel Sexuelle Frage S. 128.
 507 Forel Sexuelle Frage S. 536.
 508 Fallschilderung: P. Th., geboren 1894, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 4220.
 509 Gerhart Hauptmann, «Das Abenteuer meiner Jugend», in: Das gesammelte Werk, Band 14, Berlin 1942, S. 783.
 510 Karl Kautsky: «Früher noch als zum Marxismus war ich zum Darwinismus gekommen ...» Vorwort zu: Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft, Stuttgart 1910, S.V
 511 Siehe etwa: Karl Kautsky, Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft, Stuttgart 1910, S. 258ff. (Kapitel «Rassenhygiene».)
 512 Kautsky Vermehrung und Entwicklung S. 266f.
 513 Doris Byer, Rassenhygiene und Wohlfahrtspflege. Zur Entstehung eines sozialdemokratischen Machtdispositivs in Österreich bis 1934, Frankfurt/New York 1988, S. 184 bzw. S. 179.
 514 Siehe zu diesem Zürcher Kreis: Gerhart Hauptmann, «Das Abenteuer meiner Jugend», in: Das Gesammelte Werk, Band 14, Berlin 1942, S. 762ff.
 515 Rudolf Allers (Buchbesprechung), «Julius Tandler und Siegfried Gross, Untersuchungen an Skopzen», Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 6. Jahrgang Heft 6 (1909), S. 820-825; Zitat S. 824.
 516 Programm der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz 1904, Art. 8, Absatz 4.
 517 Forel Malthusianismus S. 27.
 518 Paul Pflüger, Meine geistige Entwicklung. Bei Anlass des 55. Geburtstages (3. Jan. 1920) für Familienmitglieder und Freunde skizziert, (Zürich 1920), S. 3.
 519 Pflüger geistige Entwicklung S. 11.
 520 Nach: Puenzieux/Ruckstuhl S. 311.
 521 Nach: Johann Fröhlich, «Vormundschafts- und Armenwesen», in: Erismann S. 346.
 522 Nach: Angelika Legler, Die Wohlfahrtspflege der Stadt Zürich seit 1893, Zürich und Leipzig 1929, S. 96.
 523 Paul Pflüger, Einführung in die soziale Frage, Zürich 1910, S. 183.
 524 Pflüger Einführung S. 184.
 525 Paul Pflüger, «Die Amtsvormundschaft in der Schweiz», Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Heft 10 (1917), S. 1.
 526 Paul Pflüger, «Familiengärten», Schweizer Zeitung für Gemeinnützigkeit, Heft 2 (1915.), (Separatabdruck), (S. 2-3).
 527 Forel Hygiene S. 216 (Klammerbemerkung bei Forel).
 528 Forel Hygiene S. 217.
 529 Forel Hygiene S. 271.

- 530 Forel Hygiene, 7. Auflage, S. 340.
- 531 Forel Hygiene, 7. Auflage, S. 318.
- 532 Bleuler Dementia S. 380F
- 533 Han Israëls, Schreber, Vater und Sohn. Eine Biographie, München/Wien 1989, S. 48ff.
- 534 Zitiert in Israëls Schreber S. 62L
- 535 So jedenfalls Israëls Schreber S. 1.
- 536 Bleuler Lehrbuch S. 145.
- 537 Forel Sexuelle Frage S. 320.
Berühmt wurde die Veröffentlichung von Josef Jörger, «Die Familie Zero», Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 2. Jahrgang Heft 4 (1905), S. 494-559.
- 538 Moritz Tramer, Vaganten (Arbeitswanderer, Wanderarbeiter, Arbeitsmeider) einer Herberge zur Heimat in der Schweiz, Diss. (bei E. Bleuler), Zürich 1916.
- 539 Tramer S. 4f.
- 540 Tramer S. 5.
- 541 Tramer S. 6.
- 542 Tramer S. 42.
- 543 Tramer S. 58f.
- 544 Tramer S. 139.
- 545 Tramer S. 58.
- 546 Tramer S. 149.
- 547 Tramer S. 2.
- 548 Tramer S. 145.
- 549 Tramer S. 150.
- 550 Robert Huber/François Gerzner/Walter Saloski, Jenische Tschungge, Radgenossenschaft der Landstrasse (Hrsg.), Zürich 1997-
- 551 Zu den angeblich jenischen Ausdrücken: «Walzen» wird zwar auch im Jenischen verwendet; Schuhe heissen indessen «Nuesche», und Geld ist «Lobi». Das Wort «Gips» soll vorkommen, bedeute aber Schnaps (Diverse mündliche Quellen).
- 552 Fallschilderung nach: Tramer S. 66ff. (Nr. 77. O., geb. 1869, Handlanger, ledig).
- 553 «... im unbekümmerten vagabundierenden Mitbürger erkannte er die vollständige Unabhängigkeit von allem aktuell Wichtigem, in Napoleon die völlige Überlegenheit über alles äussere Geschehen.» Klaesi S. 13.
- 554 Forel Hygiene S. 222.
- 555 Frank Geerk, Paracelsus – Arzt unserer Zeit. Leben, Werk und Wirkungsgeschichte des Teophrastus von Hohenheim, Zürich 1992, S. 40.
- 556 Zur Medizingeschichte in Zürich siehe etwa: Gustav Adolf Wehrli, Die Krankenanstalten und die öffentlich angestellten Ärzte und Wundärzte im alten Zürich, Zürich 1934.
- 557 Dazu: Ernst Viktor Guyer, Von der Gesellschaft zum Schwarzen Garten zum Anatomischen Institut der Universität Zürich, Zürich 1980.

- 558 Siehe dazu etwa: Elisabeth Roudinesco, Wien-Paris. Die Geschichte der Psychoanalyse in Frankreich (Band i), 1885-1939, Weinheim/ Berlin 1994. Darin beispielsweise: S. 57ff. (Kapitel «Die Magnetiseur»).
- 559 David Burri, Jenischer und Präsident des schweizerischen Zigeunerkultur-zentrums, glaubt allerdings auf Grund des Bürgerortes dieser Frau nicht, dass sie eine Jenische gewesen sei. Angehörige der Sippe dieses Namens kämen aus einem anderen Kanton.
- 560 Fallschilderung: A. M. G., geboren 1902, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 7933 a, Geschäftsverzeichnis 703 9.
- 561 Marguerite Pictet, Die Bedeutung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches für die ärztliche Tätigkeit, speziell die Fürsorge und indirekte Verbrechen-Prophylaxe, Diss., Zürich 1912, S. 9.
- 562 Pictet S. 8.
- 563 Alle Artikel zitiert nach: Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10.12.1907, Bern 1908.
- 564 ZGB Artikel 374, Absatz 1.
- 565 ZGB Artikel 374, Absatz 2.
- 566 Bleuler Lehrbuch S. 484.
- 567 Bleuler Dementia S. 9 (Siehe auch Kapitel in diesem Buch: «Schizophrenie»).
- 568 Bleuler Lehrbuch S. 484.
- 569 Bleuler Lehrbuch S. 483.
- 570 Bleuler Lehrbuch S. 483f.
- 571 Fall J. H., Protokoll der Vormundschaftsbehörde, 26.4.1912, Nr. 1780, S. 671.
- 572 Fallschilderung: f. M., geboren 1900, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 8284 b, Geschäftsverzeichnis 3934 a.
- 573 Aufgrund Strafgesetzbuch Kanton Zürich, Paragraph 128, Absatz 2: «Überdies kann gegen Ausländerinnen (die sich prostituieren, ww) die Ausweisung, gegen Kantonsbürgerinnen im Wiederholungsfalle die Unterbringung in eine Korrekptionsanstalt beantragt werden.»
- 574 Fallschilderung nach den Aktendossier des Ehemannes: E. J. P., geboren 1879, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 9347 b, Geschäftsverzeichnis 2078 b (zwei Couverts).
- 575 Nach: Auszug aus dem Protokoll des Stadtrates von Zürich vom 3.7.1912, Nr. 1031. Siehe dazu auch den Fall Klementine Kiene, erwähnt im oben zitierten Stadtratsprotokoll sowie bei Puenzieux/ Ruckstuhl S. 252.
- 576 Siehe dazu auch: Max Brunner, Beitrag zum Internierungsverfahren für Geisteskranke, Diss. (bei H. Zanger), Pfaffikon 1924, S. 42ff.
- 577 Siehe dazu Puenzieux/Ruckstuhl S. 186ff. (Kapitel «Die Fürsorge als Sozialutopie»).
- 578 Siehe dazu: Puenzieux/Ruckstuhl S. 215ff. (Kapitel «Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten»).
- 579 Fallschilderung: J. R., geboren 1889, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 1994 b und 199 5 b, Geschäftsverzeichnis 493 8 und 3 064a, sowie Nr. 103 08.

- 580 Fall A. M., Protokoll der Vormundschaftsbehörde, 3. 3. 1916, Nr. 1539, S. 910.
- 581 Friedrich Glauser, Dada, Ascona und andere Erinnerungen, Zürich 1976, S. 56.
- 582 Friedrich Glauser, Morphium, Zürich 1996, S. 49.
- 583 Nach: Friedrich Glauser, Briefe 1. 1911-1935, Bernhard Echte und Manfred Papst (Hrsg.), Zürich 1988, S. 62, Anm. 1.
- 584 Glauser Morphium, S. 73.
- 585 Glauser Briefe 1, S. 71.
- 586 Glauser, Briefe 1, S. 425. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Arche-Verlages.
- 587 Fallschilderung: K. S., geboren 1901, und H. S., geboren 1906, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 9212 a, Geschäftsverzeichnis 6494 (Zwei Couverts).
- 588 Forel Sexuelle Frage S. 381f.
- 589 Marc Rufer, «La poutre dans l'oeuil: racisme et psychiatrie. Histoire et actualité de la génétique dans la psychiatrie suisse», Les Annales, No 2, Lausanne (1991), S. 10.
Klaus Dörner, Diagnosen der Psychiatrie, Frankfurt/Main 1975, S. 72.
Walter Schulte, «Euthanasie' und Sterilisation», in: Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus. Eine Vortragsreihe der Universität Tübingen, Andreas Flitner (Hrsg.), Tübingen 1965, S. 73-89; Zitat S. 75.
- 590 August Forel, Die Vereinigten Staaten der Erde. Ein Kulturprogramm, Lausanne 1914/15, S. 60.
- 591 Zitiert nach: Alex W. Bauer's Virtual Office for History, Theory, and Ethics in Medicine (Homepage).
- 592 Forel Sexuelle Frage S. 382.
- 593 Zur Frage der Kastration von Hysterischen siehe etwa: Dr. Widmer in Islikon, «Eigentümlicher Fall von Hysterie, durch Castration geheilt», Correspondenzblatt für Schweizer Ärzte, 16. Jahrgang Nr. 9, (1886), S. 229-231, bzw. Nr. 10, S. 263-266, bzw. Nr. 11, S. 293-295; sowie: August Forel, «Zur Heilung der Hysterie durch Castration», Correspondenzblatt für Schweizer Ärzte, 16. Jahrgang Nr. 17, (1886), S. 476-480.
- 594 August Forel, Der Weg zur Kultur, Wien-Leipzig 1924, S. 13.
- 595 Forel Sexuelle Frage S. 382.
- 596 Forel Sexuelle Frage, 4./5. Auflage, S. 422.
- 597 Forel Hygiene, 7. Auflage, S. 280.
- 598 Forel Hygiene, 7. Auflage, S. 280.
- 599 Forel Sexuelle Frage S. 17.
- 600 Bleuler Lehrbuch S. 451.
- 601 Schweizerische Akademie der medizinischen Wissenschaften, Medizinisch-ethische Richtlinien zur Sterilisation, 17. 11. 1981.
- 602 Forel Sexuelle Frage, 4./5. Auflage, S. 470.
- 603 Forel Sexuelle Frage, 4./5. Auflage, S. 472.
- 604 Oberholzer S. 81. Bei Oberholzer wird der Fall aufgeführt als Fall XI, W. Cecilie, S. 78ff.
- 605 Fallschilderung nach folgenden Akten:

- A. W., geboren 1892, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 5427a, Geschäftsverzeichnis 2345.
- W., Kinder, Personenakte der Amts Vormundschaft Nr. 8844a, Geschäftsverzeichnis 580.
- 606 Emil Oberholzer, «Kastration und Sterilisation von Geisteskranken in der Schweiz», Juristisch-psychiatrische Grenzfragen, Band 8 Heft 1/3 (1911), S. 25-144.
Sigwart Frank, Praktische Erfahrungen mit Kastration und Sterilisation psychisch Defekter in der Schweiz, Diss. (bei H. W. Maier), Berlin 1925.
A.W. Hackfield, «Über die Kastration bei vierzig sexuell Abnormen», Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, Band 87 Heft 1 (1933), S. 1-31.
- 607 Oberholzer S. 30ff. Siehe S. 30, Anm. 2, und S. 32, Anm. 1.
- 608 Oberholzer S. 31.
- 609 Bzw. 8 von 19 Fällen stammten aus dem Asyl Wil. Nach: Oberholzer S. 32.
- 610 Oberholzer S. 46ff. (Fall II, Anna B.).
- 611 Oberholzer S. 32ff. (Fall I, Luise T.).
- 612 Oberholzer S. 50ff. (Fall III, Lina R.).
- 613 «Trotz alledem würde ich aber auch in diesem Falle bei der schweren hereditären Belastung der Pat. und der Gefahr, ihre Imbezillität auf weitere Nachkommen zu vererben, die Sterilisation für gerechtfertigt halten.» Oberholzer S. 53.
- 614 Oberholzer S. 53.
- 615 Oberholzer S. 59ff. (Fall VI, Luise B.).
- 616 Oberholzer S. 60 (Einschränkung: «der Vater hatte auf den Vorschlag nicht reagiert»).
- 617 Am selben Ort.
- 618 Oberholzer S. 61.
- 619 Oberholzer S. loiff. (Fall XV, Nina N.).
- 620 Oberholzer S. 28.
- 621 Oberholzer S. 77 f., Anm. 3.
- 622 Oberholzer S. 89, Anm. 2.
- 623 Oberholzer S.138.
- 624 Oberholzer S.140, Anm. 1.
- 625 Oberholzer S.135.
- 626 Oberholzer S.137.
- 627 Am selben Ort, Anm. 2. Siehe Josef Jörger, «Die Familie Zero», Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 2. Jahrgang Heft 4 (1905), S. 494-559-
- 628 Oberholzer S. 75.
- 629 Siehe das Kapitel «Toleriert – Sieg der Dimen».
- 630 Fallschilderung nach folgenden Akten:
 - E. W., geboren 1897, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 7723, Geschäftsverzeichnis 8079.
 - W., Kinder, Personenakte der Amtsvormundschaft Nr. 8844a, Geschäftsverzeichnis 580.

- 631 Frank S. 6.
- 632 Frank S. 6 («Mit Ausnahme von Fall XVI»).
- 633 Frank S. 8.
- 634 Frank S. 9f. (Fall II); Zitat S. 10.
- 635 Frank S. 12ff. (Fall IV); Zitat S. 16.
- 636 Frank S. 56.
- 637 Hackfield S. 12f. (Fall 14).
- 638 Hans R. Schinz, «Ein Beitrag zur Röntgenkastration und Sterilisation beim Mann», Schweizerische medizinische Wochenschrift, Nr. 36 (1922), S. 887.
- 639 Schinz S. 888.
- 640 Maier Moralische Idiotie S. 27.
- 641 Siehe: Universitätsarchiv Zürich, Bestand ALC, Psychiatrie. Darin etwa Karl Jaspers: «Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind meines Erachtens ohne Schwung in der Fragestellung, und man fühlt ihnen an, dass sie nicht ‚notwendig‘ entstanden sind. Doch halte ich sie für solide und brauchbar.»
- 642 Maier Moralische Idiotie S. 28.
- 643 Bleuler Lehrbuch S. 426.
- 644 Siehe dazu: Roger Sablonier, Walter Leimgruber und Thomas Meier, Das «Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse». Historische Vorstudie und Bericht. Erstellt durch die BLG (Beratungsstelle für Landesgeschichte) zuhänden des EDI aufgrund der Akten der Stiftung Pro Juventute im Schweizerischen Bundesarchiv, Zug Dezember 1997.
- 645 Ilse Schnabel, Die Prognose der psychischen Störungen des Kindes- und Entwicklungsalters nach dem Material der Zürcher Psychiatrischen Klinik von 1870-1920, Diss. (bei H.W. Maier), Zürich 1921, S. 8ff. (Die Zitate stellen eine Auswahl aus Listen mit mehr Rubriken dar.)
- 646 Forel Hygiene S. 101.
- 647 Otto Diem, «Die psycho-neurotische erbliche Belastung der Geistesgesunden und der Geisteskranken» (2 Teile), Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 2. Jahrgang Heft 2 (1905), S. 216-252, und Heft 3, S. 336-368.
- 648 Diem S. 358.
- 649 Diem S. 352.
- 650 Jakob Hartmann, Über die hereditären Verhältnisse bei Verbrechern, Diss. (bei E. Bleuler), Naumburg a. S. 1904.
- 651 Hartmann S. 29.
- 652 Siehe Abhandlung in Hartmann S. 2iff. sowie Schlussfolgerung S. 30: «Es liegen eine ganze Reihe von Familien vor, in denen sich uneheliche Geburten einerseits und sexuelle Delikte andererseits ungewöhnlich häufig ereignen.»
- 653 Jenny Koller, Beitrag zur Erblichkeitsstatistik der Geisteskranken im Canton Zürich, Diss. (bei A. Forel), Zürich 1895.
- 654 Forel Hygiene S. 167ff Forel referiert hier die Arbeit seiner Dissertandin Jenny Koller, siehe oben.

- 655 Siehe das Kapitel «Chirurgische Armenpflege».
- 656 Frank S. 4.
- 657 Maier Moralische Idiotie S. 28.
- 658 Die Poliklinik war eine Annexanstalt des Burghölzli für Psychischkranke und wurde 1913 als Universitäre Klinik errichtet. Nach: Manfred Bleuler Geschichte, S. 394.
- 659 Fallschilderung: L. T., geboren 1897, Personenakte der Vormundschaftsbehörde.
- 660 Nach: Guyer Kleinjogg S. 120f.
- 661 Zitiert bei Guyer Kleinjogg S. 273.
- 662 Nach: Gossenreiter S. 235f.
- 663 Nach: Gossenreiter S. 241.
- 664 Bleuler Lehrbuch S. 150 (Kapitel L: «Die Behandlung der Geisteskranken im Allgemeinen»).
- 665 Bleuler Lehrbuch S. 423 ff.
- 666 H. Steck, «Das Gesetz vom 3. September 1928 über Unfruchtbarmachung geistig Minderwertiger im Kanton Waadt und seine Anwendung», Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und Psychisch- Gerichtliche Medizin, Band 99 (1933), S. 131-145; Zitat S. 144.
- 667 Zu dieser Thematik siehe: Thomas Dominik Meier/Rolf Wolfensberger, Eine Heimat und doch keine. Heimatlose und Nichtsesshafte in der Schweiz (16.-19. Jahrhundert), Zürich 1998.
- 668 Forel Sexuelle Frage S. 522.
- 669 Forel Hygiene S. 225.
- 670 Forel Hygiene S. 226.
- 671 Gemeint ist Carlo Emery. Forel Leben S. 50.
- 672 Forel Leben S. 245f.
- 673 Forel Leben S. 192.
- 674 Forel Leben S. 169 bzw. S. 191.
- 675 Brief August Forel vom 26. 10. 1997, An den hohen Regierungsrat des Cantons Zürich. Staatsarchiv Dossier U. 106 c. ib / 40.
- 676 Forel Leben S. 173.
- 677 Forel Leben S. 172.
- 678 Forel Leben S. 184.
- 679 Forel Leben S. 180.
- 680 Forel Leben S. 250.
- 681 Forel Leben S. 251.
- 682 Forel Leben S. 33.
- 683 Forel Leben S. 47.
- 684 Forel Leben S. 16.
- 685 Forel Leben S. 274.
- 686 Forel Leben S. 156ff. (Hier bezogen auf seine thematischen Interessen der früheren Jahre).
- 687 Siehe z.B. Forel Sexuelle Frage S. 27 oder Forel Hygiene S. 102f.
- 688 Albert Einstein, Mein Weltbild, Carl Seelig (Hrsg.), Zürich 1953, S. 142.
- 689 August Forel, Der Weg zur Kultur, Wien-Leipzig 1924, S. 10.
- 690 Forel Leben S. 271.

- 691 Forel Leben S. 158.
692 Forel Leben S. 270.
693 Ludwig J. Pongratz (Hrsg.), Psychotherapie in Selbstdarstellungen, Bern/Stuttgart/Wien 1973, S. 80.
694 Manfred Bleuler Geschichte S. 419.
695 Bleuler Seele, 2. Auflage, S.Vff.
696 Bleuler Seele, 2. Auflage, S. XIV.
697 Siehe zum Beispiel: Eugen Bleuler, «Über Psyche und Mneme. Antwort an Herrn Dr. med. et phil. Hans Lungwitz auf seine ‚Diskussionsbemerkungen‘ zu meinem Aufsatz ‚Mnemistische Biologie und Psychologie‘», Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift, 40. Jahrgang Nr. 6 (1938), S. 67-70.
698 Bleuler Seele S. 5.
699 Bleuler Seele, 2. Auflage, VI.
700 Bleuler Seele S. 3ioff. (Kapitel K: «Das Psychokym».)
701 Bleuler Büsche Zweckhaftigkeit S. 761ft
702 Bleuler Büsche Zweckhaftigkeit S. 764ft
703 Bleuler Büsche Zweckhaftigkeit S. 765.
704 Hans Lungwitz, «Über Psyche und Mneme», Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift 38. Jahrgang, Nr. 16 (1936), S. 189-191; Zitat S. 189.
705 Klaesi S. 8f.
706 Eugen Bleuler, «Über Psyche und Mneme. Antwort an Herrn Dr. med. et phü. Hans Lungwitz auf seine ‚Diskussionsbemerkungen‘ zu meinem Aufsatz ‚Mnemistische Biologie und Psychologie‘», Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift, Nr. 6 (1938), S. 67-70; Zitat S. 67.
707 Siehe Bleuler Seele S. 229ft. (Kapitel G: «Die Ergie».)
708 Bleuler Büsche Zweckhaftigkeit S. 768.
709 Bleuler Seele S. 268.
710 Am selben Ort.
711 Wyss S. 29.
712 Eugen Bleuler, Ethik, Glauben, Wissen. Festrede des Rektors, gehalten an der 92. Stiftungsfeier der Universität Zürich am 29.4.1925. S. 16.
713 Bleuler Festrede des Rektors S. 12.
714 Bleuler Seele S. 325.
715 Darstellung nach: Hans Rudolf Schmid, «Alfred Zellweger, Uster, (1855-1916)», in: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik 28, Zürich 1975, S. 9-60, besonders S. 57.
716 Bleuler Seele S. 15ff.
717 Bleuler Seele S. 13.
718 Bleuler Seele S. 5.
719 Bleuler Seele S. 325.
720 Forel Leben S. 166, Anmerkung.
721 Forel Leben S. 255ff.
722 Siehe etwa: August Forel, Kleine Phüosophie für jedermann, Dresden 1928, S. 114: «Als wissenschaftlich haltbar bleibt uns so ein Monismus übrig, der

- zum Pantheismus hinüberführt, zu der Ansicht, die Gott im All sieht.»
- 723 Siehe «Das Testament», in: Forel Leben S. 286 ff., namentlich S. 293.
- 724 Forel Leben S. 294.
- 725 Gerhart Hauptmann, «Das Abenteuer meiner Jugend», in: Das gesammelte Werk, Band 14, Berlin 1942, S. 772f.

Quellenverzeichnis

Es wird nur jene Literatur angeführt, die im Text häufig benutzt oder zum Studium der allgemeinen Thematik empfohlen wird. Weitere Literatur ist in den Anmerkungen am jeweiligen Ort zitiert.

Es standen zwei verschiedene Arten von Quellen zur Verfügung. Zum einen die damaligen Publikationen der Beteiligten, namentlich die Werke von August Forel und Eugen Bleuler selber. Da sich die beiden Protagonisten geradezu apostolisch dem zuwandten, was sie für richtig erkannten, quellen ihre Werke über von aufschlussreichen Äusserungen und Fallschilderungen.

Zum anderen konnten die Akten der Stadtzürcher Vormundschaftsbehörden im Stadtarchiv benutzt werden. Diese enthalten Hunderte von Fallgeschichten – und zwar häufig an der entscheidenden Schnittstelle von öffentlicher Fürsorge und Psychiatrie. Denn die öffentliche Fürsorge wies viele ihrer Sorgenkinder der Psychiatrie zur Begutachtung oder Pflege zu. In Einzelfällen finden sich in den Dossiers auch psychiatrische Gutachten.

Die Patientenakten des Burghölzli wurden dem Autor in einem ziselierten Verwirrspiel vorenthalten. Gesuche mussten bei immer höheren Stellen, beim Burghölzli, beim Kanton und schliesslich bei der Expertenkommission für das Berufsgeheimnis in der medizinischen Forschung im Bundesamt für Gesundheit eingereicht werden und wurden aus Zuständigkeitsgründen wieder unteren Instanzen zugeschoben. Angesichts des üppigen Quellenmaterials aus dem Fürsorgebereich liess sich auf zusätzliche Fallbeispiele zum sozialhygienischen Projekt der Zürcher Psychiatrie verzichten.

Als Historiker beanstandet der Autor indes an dieser Stelle den sperrigen Umgang mit Akten von Patienten, die im behandelten Zeitraum praktisch alle vor über hundert Jahren geboren sind. Es scheint unerlässlich, dass Forscher und Journalisten gegenüber der Psychiatrie breitgefächerte Verdachtsmomente und wissenschaftliche Hypothesen aufrechterhalten, solange die Behörden nicht bereit sind, die Akten Wissenschaftlern und forschenden Publizisten auf angemessene Weise zugänglich zu machen.

Krankengeschichten und Fürsorgefälle

Protokolle der Vormundschaftsbehörde Zürich, 1893-1930, Stadtarchiv V

K. a. 04. (Zitiert: Protokoll der Vormundschaftsbehörde)

Personenakten der Amts Vormundschaft Zürich, Stadtarchiv V. K. c. 30.

(Zitiert: Personenakte der Amtsvormundschaft)

Personenakten der Vormundschaftsbehörde Zürich, Stadtarchiv V. K. c. 15.

(Zitiert: Personenakte der Vormundschaftsbehörde)

Die Akten wurden anonymisiert behandelt, die Personen im Text wurden mit anderen Namen versehen. Bei den Amtsvormundschaftsakten, bei denen eine Geschäftsnummer besteht, wird diese angegeben. Bei den übrigen Akten der Vormundschaftsbehörden ist dies meist nicht möglich, sie sind grundsätzlich

alphabetisch nach Familiennamen abgelegt. Deshalb hat der Autor beim Stadtarchiv Zürich eine Liste deponiert, in welcher die Personalangaben für sämtliche behandelten Fälle aufgeschlüsselt sind, so dass die Akten von anderen Forschenden eingesehen werden können.

August Forel, Ausgewählte Werke

Siegfried Unterfichter und Olivier Pavillon, Inventaire des archives Auguste Forel 1848-1931, Lausanne 1969.

August Forel, Der Hypnotismus und seine strafrechtliche Bedeutung, 1. Auflage, Berlin 1888, bzw. Der Hypnotismus oder die Suggestion und die Psychotherapie, 8./9. Auflage, Stuttgart 1919. (Zitiert: Forel Hypnotismus, 1. Auflage, und Forel Hypnotismus, 8.79. Auflage)

August Forel, Hygiene der Nerven und des Geistes. Im gesunden und kranken Zustande, Stuttgart 1903. (Zitiert: Forel Hygiene)

August Forel, Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete, 1. Auflage, München 1905. (Zitiert: Forel Sexuelle Frage)

August Forel, Malthusianismus oder Eugenik. Vortrag gehalten im neomalthusianischen Kongress zu Haag (Holland) am 29. Juli 1910, München 1911. (Zitiert: Forel Malthusianismus)

Auguste Forel, Le monde social des fourmis, Band I – IV, Genève 1921.

August Forel, Die Welt der Ameisen, Zürich 1948. (Zitiert: Forel Ameisen)

August Forel, Rückblick auf mein Leben, Zürich 1935. (Zitiert: Forel Leben)

August Forel, Briefe/Correspondance 1864-1927. Herausgegeben von Hans H. Walser. Bern und Stuttgart 1968. (Zitiert: Forel Briefe)

Eugen Bleuler, Ausgewählte Werke

Olga Heini, Bibliographie Paul Eugen Bleuler, Zürich 1969.

Eugen Bleuler, Der geborene Verbrecher. Eine kritische Studie, München 1896. (Zitiert: Bleuler Verbrecher)

Eugen Bleuler, Die allgemeine Behandlung der Geisteskrankheit. Erweiterte Eintrittsvorlesung. Zürich 1898. (Zitiert: Bleuler Behandlung).

Eugen Bleuler, Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien, Nachdruck der Ausgabe Leipzig/Wien 1911, Tübingen 1988. (Zitiert: Bleuler Dementia)

Eugen Bleuler, Lehrbuch der Psychiatrie, 1. Auflage, Berlin 1916. (Zitiert: Bleuler Lehrbuch)

Eugen Bleuler, Naturgeschichte der Seele und ihres Bewusstwerdens. Eine Elementarpsychologie, 1. Auflage, Berlin 1921. (Zitiert: Bleuler Seele)

Eugen Bleuler, Die Psychoide als Prinzip der organischen Entwicklung, Berlin 1925. (Zitiert: Bleuler Psychoide)

Eugen Bleuler, Mechanismus – Vitalismus – Mnemismus, Berlin 1931. (Zitiert: Bleuler Mechanismus)

Eugen Bleuler, «Büschel Zweckhaftigkeit und Mnemismus», in: Festschrift Heinrich Zangger, 2. Teil, Leipzig und Stuttgart 1935, S. 761-768.

(Zitiert: Bleuler Büschel Zweckhaftigkeit)

Weitere Literatur

- Christian Arnold, Der Psychiater Hans Wolfgang Maier (1992-1945), Diss., Zürich 1992. (Zitiert: Arnold)
- Manfred Bleuler, «Geschichte des Burghölzli und der Psychiatrischen Universitätsklinik», in: Zürcher Spitalgeschichte, Regierungsrat des Kantons Zürich (Hrsg.), Band II, Zürich 19 51, S. 377-425. (Zitiert: Manfred Bleuler Geschichte)
- Arnold Brehm, Über die Todesfälle und Sectionsbefunde der Zürcherischen kantonalen Irrenheilanstalt Burghölzli vom 17. März 1879 bis 17. März 1896, Diss. (bei A. Forel), Zürich 1898. (Zitiert: Brehm)
- Max Brunner, Beitrag zum Internierungsverfahren für Geistesranke, Diss. (bei H. Zangger), Pfäffikon (Zeh) 1924. (Zitiert: Brunner)
- Hermann Brunnschweiler, Über Assoziationen bei organisch Dementen, Diss. (bei E. Bleuler), Zürich 1912. (Zitiert: Brunnschweiler)
- Doris Byer, Rassenhygiene und Wohlfahrtspflege. Zur Entstehung eines sozialdemokratischen Machtdispositivs in Österreich bis 1934, Frankfurt, New York 1988.
- Otto Diem, «Die psycho-neurotische erbliche Belastung der Geistesgesunden und der Geisteskranken», 2 Teile, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 2. Jahrgang Heft 2 (1905), S. 216-252, und Heft 3, S. 336-368. (Zitiert: Diem)
- Friedrich Erismann, Stadtrat (Red.), Gesundheits- und Wohlfahrtspflege der Stadt Zürich. Festschrift, Zürich 1909. (Zitiert: Erismann)
- Ernst Eitner, Querulanten mit Dementia praecox, Diss. (bei E. Bleuler), Zürich 1903. (Zitiert: Eitner)
- Ludwig Fliegel, Dunkle Punkte im Irrenwesen, Zürich 1898. (Zitiert: Fliegel)
- Sigwart Frank, Praktische Erfahrungen mit Kastration und Sterilisation psychisch Defekter in der Schweiz, Diss. (bei H.W. Maier), Berlin 1925. (Zitiert: Frank)
- Friedrich Glauser, Morphium. Erzählungen und Erinnerungen, Zürich 1997. (Zitiert: Glauser Morphium)
- Anna Gossenreiter, «Die Sterilisation in den 1920er und 1930er Jahren als Sozialpolitik und medizinisches Mittel», in: Rudolf Jaun und Brigitte Studer, Weiblich-männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz: Rechtssprechung, Diskurs, Praktiken, Zürich 1995. (Zitiert: Gossenreiter)
- Karl Graeter, Dementia praecox oder alcoholica. 11 Krankengeschichten in klinisch-kritischer Beleuchtung, Diss. (bei E. Bleuler), Leipzig 1909. (Zitiert: Graeter)
- Walter Guyer, Kleinjogg der Zürcher Bauer 1716-1785, Erlenbach-Zürich, Stuttgart 1972. (Zitiert: Guyer Kleinjogg)
- A.W. Hackfield, «Über die Kastration bei vierzig sexuell Abnormen», Monatschrift für Psychiatrie und Neurologie, Band 87 Heft 1 (1933), S. 1-31. (Zitiert: Hackfield)
- (G. Hägi), «Kritische Reminiscenzen aus der Irrenanstalt Burghölzli», Separatdruck aus: Schweizer Wochenzeitung, Zürich (1882). (Zitiert: Hägi)

- Jakob Hartmann, Über die hereditären Verhältnisse bei Verbrechern, Diss. (bei E. Bleuler), Naumburg a. S. 1904. (Zitiert: Hartmann)
- Daniel Hell, «100 Jahre Ringen um die Schizophrenien», Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie, 146 Nr. 5 (1995), S. 189-194.
- Irrenanstalt Burghölzli (Hrsg.), Rechenschaftsberichte über die Zürcherische kantonale Irrenanstalt Burghölzli. (Zitiert: Rechenschaftsbericht Burghölzli)
- Kantonale Psychiatrische Universitätsklinik Burghölzli, Hundert Jahre, Zürich 1870-1970, zusammengestellt von früheren und heutigen Mitarbeitern, Zürich (1970). (Zitiert: Hundert Jahre Burghölzli)
- Jakob Klaesi, «Eugen Bleuler 1857-1939», in: Grosse Nervenärzte, Band I, Kurt Kolle (Hrsg.), Stuttgart 1970, S. 7-16. (Zitiert: Klaesi)
- Martin Klee, Querulantenwahnsinn. Elemente einer Sozialgeschichte des Burghölzli Ende des 19. Jahrhunderts, Lizenziatsarbeit, Zürich 1991. (Zitiert: Klee)
- Theodor Kölle, Gerichtlich-psychiatrische Gutachten aus der Klinik von Herrn Professor Dr. Forel in Zürich. Für Ärzte und Juristen, Stuttgart 1896. (Zitiert: Kölle)
- Jenny Koller, Beitrag zur Erblichkeitsstatistik der Geisteskranken im Canton Zürich, Diss. (bei A. Forel), Berlin 1895. (Zitiert: Koller)
- Hans Wolfgang Maier, Über moralische Idiotie, Diss. (bei E. Bleuler), Zürich 1908. (Zitiert: Maier Moralische Idiotie)
- Rolf Meier, August Forel 1848-1931. Arzt, Naturforscher, Sozialreformer. Eine Ausstellung der Universität Zürich, Zürich 1986.
- Alex von Muralt, «August Forel. Dr. med., Dr. iur. h.c., Dr. phil. h.c., geb 1. September 1848», Schweizerköpfe, Heft 4/5, Zürich o. D.
- Emil Oberholzer, «Kastration und Sterilisation von Geisteskranken in der Schweiz», Juristisch-psychiatrische Grenzfragen, Band 8 Heft 1/3 (1911), S. 25-144. (Zitiert: Oberholzer)
- Paul Pflüger, Einführung in die soziale Frage, Zürich 1910. (Zitiert: Pflüger Soziale Frage)
- Marguerite Pictet, Die Bedeutung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches für die ärztliche Tätigkeit, speziell die Fürsorge und indirekte Verbrechen-Prophylaxe, Diss. (bei H. Zangger), Zürich 1912. (Zitiert: Pictet)
- Dominique Puenzieux und Brigitte Ruckstuhl, Medizin, Moral und Sexualität. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Syphilis und Gonorrhöe in Zürich 1870-1920, Zürich 1994. (Zitiert: Puenzieux/Ruckstuhl)
- Johann Redlich: «Über die projektierte Form des schweizerischen Irrenwesens», Separatabdruck aus dem 20. Bericht des Zürcher Hilfsvereins für Geisteskranken, Zürich 1896. (Zitiert: Redlich)
- Bericht des Regierungsrates an den hohen Kantonsrat in Bezug auf die gegen die Irrenheilanstalt Burghölzli in öffentlichen Blättern gerichteten Angriffe, Zürich 13.11.1897, und: Bericht der Untersuchungskommission an den hohen Regierungsrat des Kantons Zürich, verf. von O. Kronauer, J. Moor, J. Waldner, Zürich 16.7.1897. (Zitiert: Regierungsrat 1897 bzw. Untersuchungskommission 1897)

- Wilhelm von Speyr, «Irrenwesen», in: Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, N. Reichesberg (Hrsg.), Bern 1905, S. 684-697. (Zitiert: Speyr)
- Moritz Tramer, Vaganten (Arbeitswanderer, Wanderarbeiter, Arbeitsmeider) einer Herberge zur Heimat in der Schweiz, Diss. (bei E. Bleuler), Zürich 1916. (Zitiert: Tramer)
- Kurt Wehrlin, Über die Assoziationen von Imbezillen und Idioten, Diss. (bei E. Bleuler), Zürich 1905. (Zitiert: Wehrlin)
- Theodor Weiss, Die Prostitutionsfrage in der Schweiz und das Schweizerische Strafgesetzbuch, Bern 1906. (Zitiert: Weiss)
- Walther H. von Wyss, «50 Jahre Psychophysiologie in Zürich. A. Forel, E. Bleuler, C. von Monakow, W.R. Hess.» in: Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1948, Zürich (1948). (Zitiert: Wyss)

Bildnachweis

- 11 Porträt Forel: Bildarchiv «Die Weltwoche».
- 11 Porträt Bleuler: Universitätsarchiv Zürich, Rektoratsakten, (Paul) Eugen Bleuler, Signatur AB.
- 17 Holzschnitt von C. Bachmann, aus dem «Züricher Kalender 1867», in: Hundert Jahre Kantonale Psychiatrische Universitätsklinik Burg-hölzli Zürich 1870–1970, Zürich (1970), S. 23.
- 18 Zürcher Spitalgeschichte, Regierungsrat des Kantons Zürich (Hrsg.), Band II, Zürich 1951, S. 383.
- 22 Skizze von Nathalie Gil, wissenschaftliche Illustratorin, Diplomarbeit zur Zürcher Medizingeschichte, 1998.
- 30 Skizze von Nathalie Gil, wissenschaftliche Illustratorin, Diplomarbeit zur Zürcher Medizingeschichte, 1998.
- 35 Auguste Forel, *Le monde social des fourmis*, Band 3, Genève 1922, S. 68, Bild 23.
- 38 Nebenspalter, Nr. 18, 14.7.1900.
- 49 Die Wahrheit, Nr. 14, 23.12.1911.
- 51 Medizinhistorische Bibliothek der Universität Zürich, Nachlass August Forel Band I, «Untersuchungen über die Haubenregion und ihre oberen Verknüpfungen im Gehirn des Menschen und einiger Säugetiere, mit Beiträgen zu den Methoden der Gehirnuntersuchung», Separatdruck aus dem Archiv für Psychiatrie, (o. O.) 1877, S. 3.
- 56 Auguste Forel, *Le monde social des fourmis*, Band 3, Genève 1922, S. 90, Bild 2.
- 59 Auguste Forel, *Die Welt der Ameisen*, Zürich 1948, S. 249, Abbildung 51.
- 80 (Leipziger) Illustrierte Zeitung, Nr. 2788, 5.12.1896.
- 82 (Leipziger) Illustrierte Zeitung, Nr. 2311, 15.10.1887.
- 87 César Lombroso, *L'homme criminel*, Atlas. Paris 1887. (Assasin sicilien:) Tafel XII, (Brigand:) Tafel VII, (Violateur, de Ravenne:) Tafel IV, (Voleur milanais:) Tafel IV.
- 91 Zeichnung von Eva Kläui, wissenschaftliche Illustratorin, Diplomarbeit zur Zürcher Medizingeschichte, 1998.
- 105 (Leipziger) Illustrierte Zeitung, Nr. 2297, 9.7.1887.
- 114 Alfred Jarry: Zeichnung zum vierten Akt von *César-Antechrist*. Collège de Pataphysique, Paris, in: Carola Giedion Welcker, Alfred Jarry. Eine Monographie, Zürich 1960, S. 53. Mit freundlicher Genehmigung des Arche-Verlages.
- 120 Eugen Bleuler, *Lehrbuch der Psychiatrie*, 1. Auflage, Berlin 1916, S. 301 und 302.
- 133 Nebenspalter, Nr. 47, 24.11.1900.
- 137 Nebenspalter, Nr. 43, 27.10.1900.
- 141 Nebenspalter, Nr. 25, 24.6.1905.
- 143 (Leipziger) Illustrierte Zeitung, Nr. 2627, 4.11.1893.

- 145 Nebelspalter, Nr. 10, 9.3.1901.
- 153 (Leipziger) Illustrierte Zeitung, Nr. 2633, 16.12.1893, und Nr. 2855, 17.3.1898.
- 154 (Leipziger) Illustrierte Zeitung, Nr. 2319, 10.12.1887.
- 156 Nebelspalter Nr. 10, 9.3.1901.
- 162 Universitätsarchiv Zürich, Rektoratsakten, August Forel, Signatur AB.
- 170 Nebelspalter Nr. 2, 12.1.1901.
- 175 (Leipziger) Illustrierte Zeitung, Nr. 2727, 5.10.1895.
- 178 Nebelspalter, Nr. 22, 2.6.1900.
- 185 Die Laterne, 2. Jahrgang Nr. 4, 18.2.1911.
- 186 «Helft den hungernden Brüdern in Russland», Kämpfer, 29.4.1922.
- 194 Instruktionsprospekt über Tatortfotografie und Bertillonage, Kriminalmuseum der Kantonspolizei Bern.
- 198 Der Bader, Holzschnitt von Jost Ammann in: Eygentliche Beschreibung aller Staende auff Erden, Hoher und Nidriger, Geistlicher und Weltlicher, aller Kuensten, Handwercken und Haendeln ... durch den weitberuempften Hans Sachsen ... Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, 1568, (S. 53).
Der Krämer: Stich von H. Curti. Aus: «Fahrendes Volk III. Ämter und Würden im alten Zürich», in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 2195, 5.12.1937.
- 205 Die Wahrheit, Nr. 11, 2.11.1911.
- 207 Die Wahrheit, Nr. 5, 19.10.1912.
- 211 Die Wahrheit, Nr. 4, 14.10.1911.
- 214 (Leipziger) Illustrierte Zeitung, Nr. 23 03, 28.8.1887.
- 234 Der Scheinwerfer, Nr. 16, 11.8.1911.
- 245 Nebelspalter, Nr. 26, 29.6.1912.
- 258 Rudolf Martin, Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung, Jena 1914, S. 33.
- 260 Nebelspalter, Nr. 34, 24.6.1899.
- 266 Grandville, Têtes d'hommes et d'animaux comparés, in: Le Magasin Pittoresque, Heft 34, Paris 1844.
- 270 (Leipziger) Illustrierte Zeitung, Nr. 2333, 17.3.1888.
- 320 César Lombroso, L'homme criminel. Adas. Paris 1887, Tafel XXIX.

Autorenfoto: Vivianne Berg, Zürich

Umschlagabbildung: Anterior Brain, 1996, The University of Texas M.D., Anderson Cancer Center

Ich danke

Gertrud Germann, für enge Freundschaft und herzliche Unterstützung
(keine Tipparbeit!)

den folgenden Personen für Lektüre des Manuskripts, Kritik, Diskussion von Einzelfragen, Zurverfügungstellung von Materialien und Anregungen verschiedener Art, ohne dass damit die Verantwortung für irgendeine Aussage dieses Buches im Geringsten auf ihre Schultern abgewälzt sei:

Vivianne Berg, Journalistin

Marianne Biedermann, Psychotherapeutin

Colette Brunschwig, Forschungsstelle für Rechtsgeschichte und Rechtswissenschaftliches Institut der Universität Zürich

Dieter Eckel, Psychoanalytiker

Alice und Adolf Gerig, passionierte Lesende sowie langjährige Vorkoster und Kritiker meiner Arbeiten

Helena Kanyar-Becker, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universitätsbibliothek Basel und Journalistin

Josi Rom, Psychiater und Psychotherapeut

Heidi Seger, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Medizinhistorischen Bibliothek der Universität Zürich

Arno von Blarer, Psychoanalytiker, und Katharina Petersen von Blarer, Psychoanalytikerin

David Winizki, Arzt

Norman Elrod, Psychotherapeut, der auf eine Anfrage hin spontan eine Diskussionsrunde von Psychiatern organisierte, die dem Autor die psychodynamischen Leistungen von Bleuler und Forel mit Nachdruck erläuterten

Urs Germann, Historiker, für Unterlagen aus seiner Lizentiatsarbeit zur Frage der Unzurechnungsfähigkeit

Nathalie Gil und Eva Kläui, wissenschaftliche Illustratorinnen, für Skizzen und Zeichnungen aus ihrer Diplomarbeit zur Zürcher Medizingeschichte

Anna Gossenreiter, Historikerin und Journalistin, für die Zurverfügungstellung ihrer Lizentiatsarbeit zur Thematik der Sterilisation

Daniel Hell, Direktor des Burghölzli, für Gedankenaustausch sowie der Bibliothekarin Erzsebet Irmaj

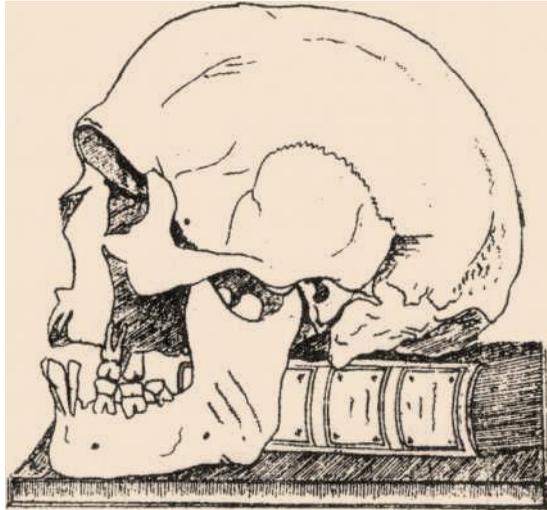
Martin Klee, Historiker, für die Zurverfügungstellung seiner Lizentiatsarbeit zur Geschichte des Burghölzli und Hinweise zur Quellenlage

Ludwig Kohler, Leiter der Benutzungsabteilung der Zürcher Zentralbibliothek, für Hilfsbereitschaft und Nachsicht, sowie allen Mitarbeitenden dieser Bibliothek für die freundliche Bedienung

Fritz Lendenmann, Vorsteher des Stadtarchivs, für entscheidende Tips zu den Beständen und die Erlaubnis für deren Benutzung, sowie den Bibliothekarinnen und Mitarbeitern für Hilfsbereitschaft, auch wenn dicke Dossiers herbeizuschleppen waren

Mariella Mehr, Schriftstellerin, für wiederholte Hinweise auf die Rolle der psychiatrischen Anstalten in der schweizerischen Sozialpolitik

Berthold Rothschild, Psychiater und Psychotherapeut, für sein kritisches Nachwort und seine solidarische Haltung
Rüdiger Wehner, ordentlicher Professor für Zoologie und Direktor des Zoologischen Instituts an der Universität Zürich, für Auskunft zu Forels naturwissenschaftlichen Verdiensten
Susanne Bennewitz, Lektorin, für die sorgfältige Betreuung des Manuskripts
Peter Zwicky, Leiter des Weltwoche-ABC-Verlags der Basler Mediengruppe, für das uneingeschränkte Vertrauen in die Qualitäten des Autors und der Verlagsfee Nicole Trottmann
der Ernst Göhner Stiftung, Zug, für den Finanzbeitrag, welcher die Publikation dieses Buches erleichterte



Schädel eines Diebes – aus Lombrosos «L’homme criminel»